PT
2653
.G 24-
A15
1907
v.7

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030795979


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819





Hanns von Zobeltitz

Illustrierte Romane

□

Senior und Junior

Jena
Hermann Costenoble

Senior und Junior

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

Mit 60 Bildern von Richard Starcke



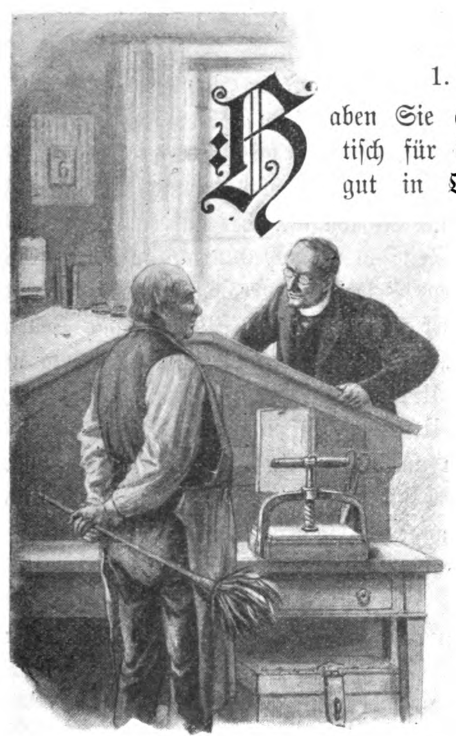
Jena
Hermann Costenoble

PT
2653
.O24A15
1907
v. 7
Copy 1

Alle Rechte nach dem Gesetz vom 11. Juni 1870, insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Hofbuchdruckerei Rudolstadt.

1. Kapitel.



Haben Sie auch den Schreibtisch für den jungen Herrn gut in Ordnung gebracht, Schäfer? Briefpapier, Kouverts, Tinte, Federn —?"

„Versteht sich, Herr Sturm — versteht sich! Soenneckensche Kurrentschriftfedern und Bleistifte von A. W. Faber, Nummer zwei und drei, und das doppelte Tintenfaß mit der Kopiertinte und anderer gewöhnlichen. Allens, wie er's immer hatte — versteht sich!"

Der alte Kontordiener überschaute liebevoll sein Werk und fuhr mit dem Federpuschel noch einmal über die Pultfläche, trotzdem dieselbe auch nicht das leiseste Stäubchen zeigte. „Ja — ja, Herr Sturm! Hier wird er nun sitzen, der junge Herr! Du mein Gottchen, wenn ich daran denke, daß hier immer der selige Herr Hildberg gesessen hat — so an die zwanzig Jahre —"

„Achtzehn und ein halbes Jahr, Schäfer —"

„Na ja — achtzehn und 'nen halbes Jahr! Und nu' schon unser junger Herr! Was doch die Zeit vergeht —"

Herr Sturm, der erste Buchhalter und Prokurist der Firma Baumgart und Kompagnie, trat auf einen Augenblick von der anderen Seite des Doppelpultes, auf der er die Morgenpost für den Prinzipal zurechtgelegt hatte, herüber und warf auch seinerseits noch einen Blick auf das Schreibtischarrangement. „Sie können die neue Fabrikordnung noch herlegen, Schäfer. Und dann lassen Sie sich von Megern je ein Exemplar des Unfallgesetzes und des Gesetzes über die Krankenkassen geben und stellen Sie diese oben hin — hier!" Er deutete mit seiner dünnen langfingerigen Rechten auf die obere, beiden Pulten gemeinsame Fläche.

„Die hat ja aber schon der Herr Kommerzienrat da stehen —"

„Sie könnten nachgerade wissen, Schäfer, daß der Herr Kommerzienrat nicht gern hat, wenn seine Exemplare von jemand anderem benutzt werden."

„Schöneken, Herr Sturm."

„Und Streusand fehlt auch noch, Schäfer —"

Der Alte steckte mit einer Miene lebhaften Protestes

seinen Federbüschel in den Latz der blauen Schürze. „Nee, Herr Sturm — den hat der junge Herr nie gebraucht. Dunnemals schon nich, als er noch da drin bei Ihnen gearbeitet hat.“ Er wies mit der umgekehrten Linken auf die Glastür zum Nebenzimmer, in dem ein halbes Dutzend junger Leute mehr oder minder eifrig ihre Federn über das Papier gleiten ließen. „Vor den Streusand ist unser junger Herr nie gewesen — immer bloß Löschpapier. Aber, Herr Sturm, nichts für ungut — ob ich am Ende 'nen Aschbecher auf den Pult stelle? Der Herr Max — unser junger Herr —“ verbesserte er sich schnell — „qualmt wie'n Schornstein.“

„Schäfer! Ist das eine Ausdrucksweise! Nein — der Herr Kommerzienrat raucht nicht auf dem Kontor, also wird der junge Herr Chef auch nicht rauchen, denke ich mir —“

An der Glastür pochte es leise. Ein Kontorist brachte ein Telegramm, das Herr Sturm langsam öffnete, überflog und sorgsam glattgestrichen zu den übrigen Papieren auf den Pult des Kommerzienrats legte. Dann trat er an das einzige Fenster des kleinen Gemachs, knöpfte bedächtig den langen schwarzen Rock auf zog die Uhr — ein schwer goldenes Werk, das auf der Kehrseite des Gehäuses die Widmung trug: „In Anerkennung 25jähriger treuer Dienste.“

„Schon zehn Minuten über acht. Die Herren müssen gleich kommen,“ meinte er mit dem Ausdruck leichter Ungeduld halb für sich, halb zu Schäfer gewandt, der gerade aus dem Kontor zurückkam und die beorderten Bücher auf das Pult stellte.

„Nu — heute nimmt's der Herr Rat wohl mal nich so genau. Die Herrschaften werden sich doch auch mancherlei

zu erzählen haben, wo der junge Herr gestern abend erst angekommen ist. Und der Herr Ottokar ist ja auch mitgekommen — und wo der ist, da gibt's immer Spaß." Über das verrunzelte Gesicht des Alten flog ein leichtes Grinsen. „Gleich gestern abend, Herr Sturm, wie er mir an der Haustüre stehen sah, hat er mir wieder auf die Schulter gekloppt und gemeint: ‚Na, Komparativchen, immer noch frisch zu Wege?' Sie wissen ja Herr Sturm, er hat immer so seinen Jux mit mir wegen meines dummen Namens —"

Auf den würdigen Prokuristen schien der billige Witz des jüngeren Sohnes des Hauses wenig Eindruck zu machen. Er zog sogar ein wenig die schmalen Achseln hoch, und in seinem dünnen bartlosen Gesicht zuckte es etwas spöttisch. Aber dann fragte er doch: „So, Schäfer — also Sie haben unseren jungen Herrn Chef schon gesehen?

„Versteht sich, Herr Sturm, versteht sich! Gestern abend schon — na Sie werden sich wundern, Herr Sturm, wie der sich verändert hat in die letzten vier Jahre, so breitschultrig ist er geworden." Schäfer machte eine Beugung mit den Armen, nach der zu urteilen Herr Max Baumgart, seit gestern Chef der Firma, den Brustumfang eines starken Mannes aus dem Zirkus haben mußte. „Jawohl, Herr Sturm, auch breitschultrig! Und dann hab ich den jungen Herrn auch schon heute früh gesehen — er war nämlich kaum daß die Glocke sechse geschlagen, schon in der Fabrik."

Jetzt fuhr Sturm doch herum und wandte dem Diener das Gesicht voll zu. „Was? War schon in der Fabrik —? Heute früh?

„Na — versteht sich, Herr Sturm. Überall hat er sich

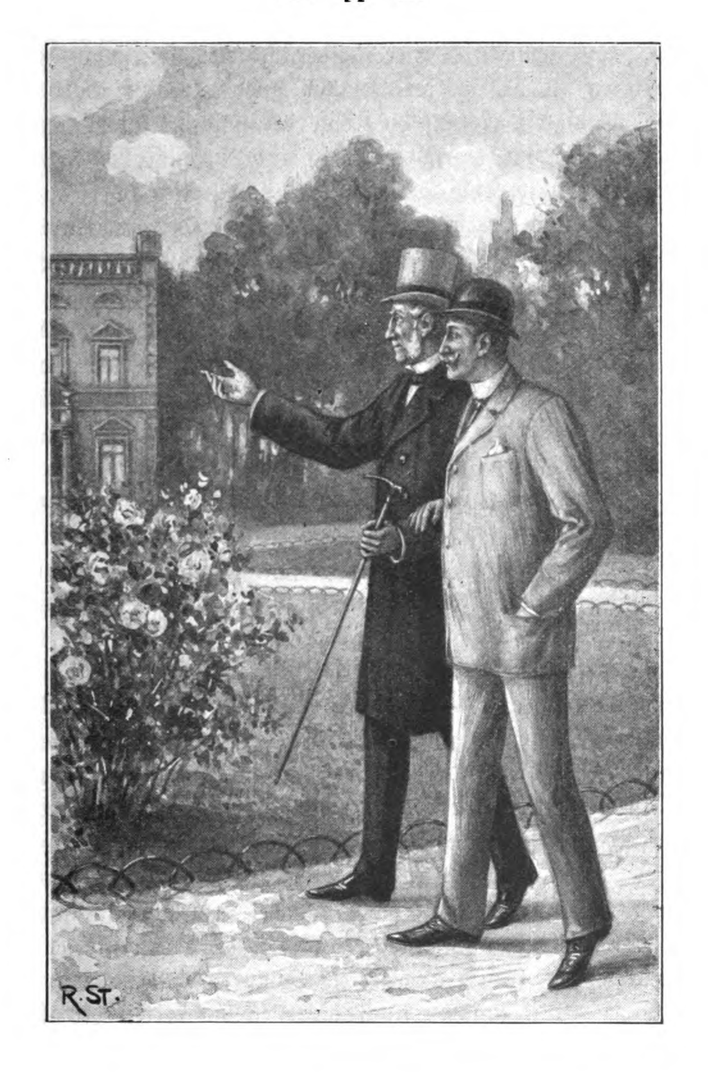
umgesehen — der Herr Rastin hat ihn herumgeführt und allens zeigen müssen: bei den Kalandern und an der Perotine und in der Färberei, und zuletzt sind sie auch im Maschinen-hause gewesen. Der Heizer, Sie wissen ja, der Silberer, hat mir vorhin erzählt, daß der junge Herr zu dem Rastin ge-meint hat, wir brauchten viel zu viel Kohle. Na — er wird es ja wissen, unser junger Herr, denn was die Maschinen sind, das war nu immer sein Fall. Er war ja noch nich in die Schule, da hat er schon gebastelt, und wie manches liebe Mal hab ich ihn vom Schwungrad fortgejagt, wenn er gar zu dichte bei war. Man mußte ja immer hinter ihm her sein —"

Sturm hatte sich schon wieder dem Fenster zugewendet und sah gespannt über den in frisches Frühlingsgrün ge-tauchten Garten hinweg zu der Villa des Fabriksbesitzers hinüber. Die Mitteilung des alten Faktotums interessierte ihn mehr, als er zeigen mochte. Also der junge Chef hatte nicht einmal abgewartet, bis der Vater ihn selbst in der Fabrik herumführen würde! Und der alte Herr hatte sich doch so sehr darauf gefreut, dies zu tun. Gefreut mit dem ganzen Stolz des Mannes, unter dessen Hand, durch dessen unermüd-liche Tätigkeit ein in der weiten Welt bekanntes und an-gesehenes Etablissement aus dem Nichts entstanden. Ja freilich — es war vielleicht in den letzten Jahren, seit der älteste Sohn im Ausland gelebt hatte, nichts wesentliches verändert worden. Wozu auch, da ja — gottlob! — das Alte sich gut bewährte, allen Anforderungen genügte?! Baumgart & Komp. hatten nicht nötig, all den Firlefanz mitzumachen, den die Maschinenfabriken mit ihrer Sucht nach immer neuen Patenten

alljährlich auf den Markt brachten! So lange Baumgart & Komp. eine Ware lieferten, wie in gleich tadelloser Qualität kaum eine zweite norddeutsche Fabrik der gleichen Branche, so lange hatte es keine Not.

Das war eigentlich nicht hübsch gewesen von dem Max daß er dem Papa die Freude raubte! Denn das eine oder andere hätte der alte Herr dem Sohne doch zeigen können, was er noch nicht kannte. Die neuen Schutzvorrichtungen an den Maschinen — jawohl, und dann vor allem die elektrische Beleuchtungsanlage, zu der der Kommerzienrat sich endlich im vorigen Jahre entschlossen hatte. Und nun war der Max — Sturm zögerte einen Augenblick mit dem weiteren Ausspinnen seiner Gedanken, denn es überraschte ihn, daß er unwillkürlich seinen jungen Chef immer noch im Geiste kurzweg und respektlos als „Max“ bezeichnete — nun war der Max in aller Frühe selbst in der Fabrik gewesen? Und was sollte er gesagt haben? Die Feuerung brauche zuviel Kohle? War das ein Vorzeichen kommender Ereignisse? Neue Besen kehren gut — sagte ja wohl das Sprichwort. Sollte der Eintritt des Sohnes in das Geschäft, den der Vater so sehnsüchtig herbeigewünscht, und dem sich Max immer wieder entzogen hatte, sollte er zum Beginn einer neuen Periode von Neuerungen werden? Sturm zog seinen Rock straff herunter, obschon er an sich faltenlos die hagere Figur umschloß. Nun — der Prinzipal war nicht der Mann, ins Ungewisse hineinzusteuern — er würde schon wissen Maß und Ziel zu halten. Gewiß und Gott sei Dank — daß hatte er stets gewußt, und immer bisher zum Besten des Geschäfts!

„Sie kommen!“


R. ST.

„Sie kommen!“ wiederholte auch Schäfer, und dann stürzte er in das vordere Kontor und verkündete dort die große Neuigkeit, worauf die Köpfe der jungen Leute sich noch eifriger über die Korrespondenzen neigten, und die Federn noch eifriger über die weißen Bogen schnurrten.

Steif und gerade schritt der alte Herr, der Kommerzienrat Friedrich August Baumgart, einher. Man sah der aufrechten Haltung der großen, fast zu hageren Gestalt die 63 Jahre nicht an, die der Fabrikbesitzer zählte; auch das leichtgerötete Antlitz mit den kräftig geformten Linien, dem nur leicht grau melierten, am Kinn ausrasierten, ziemlich kurz gehaltenen Backenbart und den bestimmt blickenden grauen Augen hätte einen jeden, der das Alter des Kommerzienrats nicht kannte, wohl zu einem Fehlurteil von mindestens zehn Jahren verführt. Nur zu beiden Seiten der Augen hatten die sechs Jahrzehnte eines arbeitsreichen Lebens ihre Spuren in hundert kleinen Fältchen eingegraben.

Der Sohn, der links neben dem Vater schritt und seine Rechte leicht in dessen Arm geschoben hatte, war gleich ihm hochgewachsen, aber seine Figur zeigte schon jetzt — Max Baumgart hatte die erste Hälfte der dreißig vor kurzem vollendet — eine kleine Neigung zur Fülle; gerade soviel, wie seinem reichlichen Gardemaß wohl anstand. Er hatte den energischen Gesichtsschnitt des Vaters, dessen etwas zu starke Nase, das kräftige Kinn und auch die grauen klugen Augen; nur der Mund war voller und hübscher geformt, und anstatt des ein wenig dünnen Backenbarts des alten Herrn trug er einen blonden, kräftig aufgesetzten Schnurrbart, dem man die sorgsame Pflege ansah. Auch die Kleidung verriet bei aller

Schlichtheit, daß der Mann etwas auf sein Äußeres hielt. Während der Vater einen schwarzen Gehrock trug, dazu einen sehr hohen grauen Zylinder, war der Sohn in einen leichten hellen, vorzüglich sitzenden Sommeranzug gekleidet, dem ein Kenner sofort angesehen haben würde, daß er gleich der seidenen Kopfbedeckung und den absatzlosen Halbschuhen englischer Herkunft war. Max Baumgart kam ja auch freilich unmittelbar aus Manchester, wo er zum großen Leidwesen des Vaters mit kurzen Unterbrechungen fast zehn Jahre hindurch eine leitende Stellung in einer der größten Fabrik der Baumwollenbranche eingenommen hatte.

Zwischen der Villa und der Fabrik dehnte sich ein ziemlich großer, runder, nur von einzelnen Strauchpartien unterbrochener Platz, mit ganz kurz gehaltenem, wundervoll frischem Rasen bedeckt. Der Gärtner hatte vor wenigen Minuten erst den langen Schlauch an den Hydranten der Wasserleitung angeschraubt — ein starker Strahl sprühte aus der, auf einem niederen Gestell liegenden Schlauchmündung hoch in die Luft empor, um dann, in Millionen Stäubchen zerstiebend, in denen die Frühsonne glitzerte, das Rasenbeet zu netzen.

Die Herren mußten den Platz umschreiten, und gerade als sie an der diesseitigen Biegung anlangten, trat drüben Frau Baumgart auf die Veranda der Villa hinaus, ihnen einen Gruß nachzusenden. Ihr rundliches, freundliches Gesicht glänzte vor froher Rührung, als die Herren einen Augenblick den Schritt hemmten und ihr zunickten.

„Die gute liebe Mutter —!“ sagte Max, und der alte Herr meinte lächelnd: „Du kannst gar nicht ahnen, wie sich Mama über dein Kommen gefreut hat. Ich war in der

letzten Zeit zur völligen Null herabgesunken und kam höchstens noch mit dir als eins davor zur Geltung. Aber da ist ja auch Magda — —"

Frau Baumgart hatte sich umgewandt und durch die geöffnete Flügeltür ein junges Mädchen an ihre Seite gerufen. Jetzt standen sie beide neben einander an das Geländer der Veranda gelehnt. Die schlanke Mädchengestalt überragte die etwas gedrungene Figur der älteren Frau wohl um Kopfeslänge, und das feine Oval des jugendfrischen Gesichts hob sich gerade im Kontrast zu dem rundlichen Matronenantlitz doppelt vorteilhaft ab. Auch das junge Mädchen nickte jetzt hinüber, und als sie dabei lächelte, erschienen auf ihren sanftgerundeten Wangen zwei reizende Grübchen.

Die beiden Herren schritten weiter dem zierlichen von wildem Wein umrankten Eisengatter zu, das den Fabrikhof von dem Garten trennte.

„Was sich die Magdalene herausgemacht hat in den letzten sechs Jahren, Papa!" meinte Max Baumgart. „Ich habe sie nämlich wirklich sechs lange Jahre nicht gesehen; denn als ich euch das letzte Mal hier besuchte, war Magda mit Tante Bertha im Bade — in Kösen, wenn ich nicht irre!"

„Aus Kindern werden eben Leute, lieber Max. Wir Alten merken's am meisten, wie das rund um uns her aufwächst! Aber bei der Magda ist mir's manchmal selbst zum Verwundern, wie sie sich entwickelt hat: sie ist der Sonnenschein gewesen in unserm Haus, während die Herren Filii fern blieben." Der alte Herr lachte vergnügt, indem er die Tür aufklinkte. „Ein Prachtmädel, Max, geistig — und körperlich." Und dann fügte er ernster hinzu: „Daß mein

guter Hildberg wegsterben mußte, ehe das Kind erwachsen war! Was hätte er für eine Freude an der Magda gehabt. Nun ist sie uns das teuerste Vermächtnis des Freundes —!“

Drüben der stille friedliche, sorgsam gepflegte Garten — hüben, diesseits des Gatters, der mächtige, bis zur Spree hinabreichende Fabrikhof mit seinem geschäftigen Leben und Treiben. Ein halbes Dutzend Lastwagen, mit schweren Percherons bespannt, waren zur Abfahrt gerüstet; nur zum letzten schleppten die Arbeiter noch massige Ballen heran. Auf einer Bohlenbahn, die sich quer über das Pflaster des Hofes hinzog, ein Karrenzug, der vom Kahn aus Kohle in den Raum neben der Feuerung förderte. Nach der Straße zu das dreistöckige langgestreckte eigentliche Fabrikgebäude, in dem sich oberhalb der Toreinfahrt auch die Kontors befanden; seitlich durch einen schmalen Zwischenraum von diesem getrennt, in der Höhe des ersten Stockwerks aber durch eine überdachte Brücke verbunden, der riesige Bau für die Trockensäle; ihm gegenüber, auf der dritten Seite des Hofes, endlich das Maschinenhaus mit dem hochragenden Schornstein, aus dessen Schlot sich eine lange dunkle Rauchwolke gen Himmel zog.

Vater und Sohn waren einen Augenblick an der Pforte stehen geblieben. Der Kommerzienrat sah unter seinen dichten grauen Brauen gespannt zu dem Antlitz des Sohnes hinüber, und es leuchtete froh in seinen Augen auf, als er zu bemerken glaubte, wie dessen Blick mit freudig befriedigtem Ausdruck das Bild vor sich umspannte, wie seine Brust sich kräftiger hob und senkte. So sollte es sein: es war ja das alles nun endlich auch seines ältesten Miteigen geworden, und er,

Max, mußte Freude und Genugtuung bei diesem Gedanken empfinden!

„Laß es dir wohl sein hier, Max!“ sagte er nicht ohne Rührung und streckte dem Sohne die Rechte hin. „Gott segne deine Arbeit, wie er die meinige so reich gesegnet hat!“

Der Sohn schlug ein. „Ich danke dir, lieber Papa!“ entgegnete er schlicht und einfach. Sie schüttelten sich warm und herzlich die Hände.

„Und nun komm, Max — der Sturm wird schon ungeduldig geworden sein, und die Morgenpost wartet.“

Freilich — der Sturm war ungeduldig genug — so ungeduldig, wie es sein bedächtiges Temperament nur zuließ — in dem Privatkontor des Chefs, nein, der Chefs, umhergeschritten, dann in das große Büreau, dann wieder zurück in das kleine Nebengemach und wieder zu den „jungen Leuten“ hinaus, von denen allerdings einige auch schon recht graue Haare hatten. Schließlich faßte er vor seinem eigenen Pulte Posto.

Er hatte sich eine artige Begrüßungsrede für den jungen Herrn Chef zurechtgelegt. Nicht daß er etwa viel Worte machen wollte — das lag nicht in seiner Art. Und überschwänglich sollte, was er zu sagen beabsichtigte, auch nicht sein — das lag erst recht nicht in seiner Art. Aber er war der älteste und der erste Angestellte des Hauses, er hatte Baumgart & Komp. aus den kleinsten Anfängen heraus emporwachsen sehen, hatte gute und auch so manche trübe Tage in der Firma verlebt, da ging es ja gar nicht anders, als daß er den Eintritt des jungen Chefs mit einigen passenden Worten begrüßte. Hatte er nicht auch dem Max

die ersten Kenntnisse in der doppelten Buchführung beigebracht, spielend halb noch, wenn der Obertertianer mehr neugierig, als wißbegierig begehrte, die Mysterien der großen Bücher kennen zu lernen? Und hatte er ihn nicht mit liebevollen Augen verfolgt auf seiner ganzen bisherigen Laufbahn, den flotten Studenten auf der technischen Hochschule, den jungen Ingenieur, der ins Ausland zog, erst um zu lernen, dann, um das Gelernte zu verwerten? Und hatte ihm Max nicht noch vor vier Jahren, als sie bei einem Glase Wein auf den Wunsch des Vaters zu sprechen kamen, ganz offen, offener jedenfalls, als sich der Sohn dem alten Herrn gegenüber ausgesprochen haben mochte, erklärt, warum er lieber in einer abhängigen Stellung, in einem fremden Geschäft, denn als Mitteilhaber im väterlichen tätig sein wollte? Daß er fürchte, auf die Dauer nicht volle Befriedigung für seinen Arbeitstrieb zu finden. Lächerlich — als ob es in unserem Geschäft nicht genug zu tun gibt, genug für jedermann, der nur in seinem Wirkungskreise ordentlich seine Pflicht und Schuldigkeit tun wollte! Und der Wirkungskreis des jüngeren Chefs, des Sohnes, war doch wahrhaftig deutlich vorgezeichnet — —

„Sie sind schon auf der Treppe —!“ Schäfer stürzte von seinem Lauscherposten vor der Tür in das Kontor.

„Ich weiß — ich weiß! So seien Sie doch nicht so aufgeregt, Mann!“ gab Sturm zurück, tat aber doch einige Schritte nach der Tür zu.

Da traten Vater und Sohn auch bereits ein, und ehe der Prokurist seine wohlgesetzte Rede noch anbringen konnte, streckte ihm Max schon die Hand hin: „Guten Morgen,

alter Freund! Und auf gutes Mitsammenarbeiten!" Und dann: „Sie sehen prächtig aus, Herr Sturm — wahrhaftig, die Jahre gehen spurlos an Ihnen vorüber! Wie geht es dem Töchterchen — pardon, ich muß jetzt wohl sagen: Fräulein Helene? Denn aus dem Backfisch ist sicher eine große Dame geworden!"

Da mußte Sturm denn antworten und bejahen, und um die feierliche Begrüßungsrede war es unrettbar geschehen. Auch die Vorstellung der jungen Leute im Kontor machte sich zwangsloser, als der Prokurist und wohl auch der Vater sich gedacht hatten. Der neue Chef schüttelte einem jeden kordial die



Hand, die ganze Sache war in noch nicht fünf Minuten abgetan.

Dann saßen sich Vater und Sohn in dem Privatzimmer an ihrem Doppelpult zum erstenmal gegenüber. Der Senior erledigte heute in ganz ungewohnter Hast die Tagespost, nur dann und wann ein orientierendes Wort sprechend. Der Junior hatte sich das Kundenverzeichnis und den Abschluß des letzten Jahres geben lassen; aber auch er war noch nicht recht bei der Sache, wenigstens schweiften seine Augen oft sinnend über die beschriebenen Blätter hinweg ins Freie, und dann nahm er einen Bogen Papier vor und begann auf demselben ganz mechanisch Kreise zu konstruieren.

„So, Max — ich bin fertig," meinte der alte Herr endlich. „Es war nichts von Belang unter den Eingängen; nichts wenigstens, was dich sonderlich interessieren könnte." Er lächelte. „Daß Müller oder Schulze unsere Preise bemäkeln, daran bin ich gewöhnt; immer dieselbe Geschichte, daß die Konkurrenz billiger liefere, als wir. Gottlob, daß wir bei der Schleuderei nicht mitzutun brauchen, die der Ruin jeder ehrlichen Arbeit ist." Er erhob sich. „Ist es dir recht, so machen wir jetzt einen Rundgang durch die Fabrik."

Auch Max war aufgestanden. „Gewiß, Papa! Ich vergaß übrigens, dir zu sagen: ich war heute ganz früh schon im Geschäft."

Sturm hatte recht vermutet, diese Mitteilung brachte dem Vater eine kleine Enttäuschung. Aber der Schatten, der sich einen flüchtigen Augenblick über seine hohe Stirn breitete, verflog so schnell, wie er gekommen war. Ja, er

sagte sogar im anerkennenden Ton: „So ist's recht, Max — das freut mich. Da haben die Leute sogleich dein Interesse und deinen Eifer kennen gelernt. Das hat stets sein Gutes, denn der Untergebene bemißt leicht seine eigene Arbeit nach der des Chefs. Du warst befriedigt? Fandest alles in Ordnung und gut im Gange?"

Der Ton, in dem die Frage gestellt wurde, ließ kaum etwas anderes als eine Bejahung zu. Aber Max begnügte sich doch nur mit der Beantwortung des letzten Satzes: „In musterhafter Ordnung, lieber Papa — wie immer. Daß ich dir später den einen oder anderen Vorschlag unterbreiten werde, wirst du natürlich finden —"

Der Senior hatte den Hut schon in der Hand. Er nickte zustimmend. „Gewiß, mein Junge. Das soll mich nur freuen!" meinte er mit einem Wohlwollen im Ausdruck, durch den, unbeabsichtigt sicher, aber auch unverkennbar eine leise Ironie hindurchklang. „Ist dir irgend etwas besonderes aufgefallen, Max?"

Diesmal zögerte der Sohn einen Augenblick mit der Antwort. Vielleicht sagte er sich, daß heute noch nicht der rechte Tag, jetzt nicht die richtige Stunde sei, ein Bedenken auszusprechen. Schließlich aber entgegnete er doch: „Da du so direkt fragst, Papa — ich glaube, unsere große Dampfmaschine arbeitet nicht sonderlich vorteilhaft, sie frißt zu viel Kohle —"

„So — findest du?" Der Kommerzienrat hatte den Türgriff bereits in der Hand. „Ich bin bisher immer recht zufrieden gewesen. Aber wenn du meinst, können wir der Sache ja mal auf den Grund gehen." Damit klinkte er die Tür auf und trat hinaus.

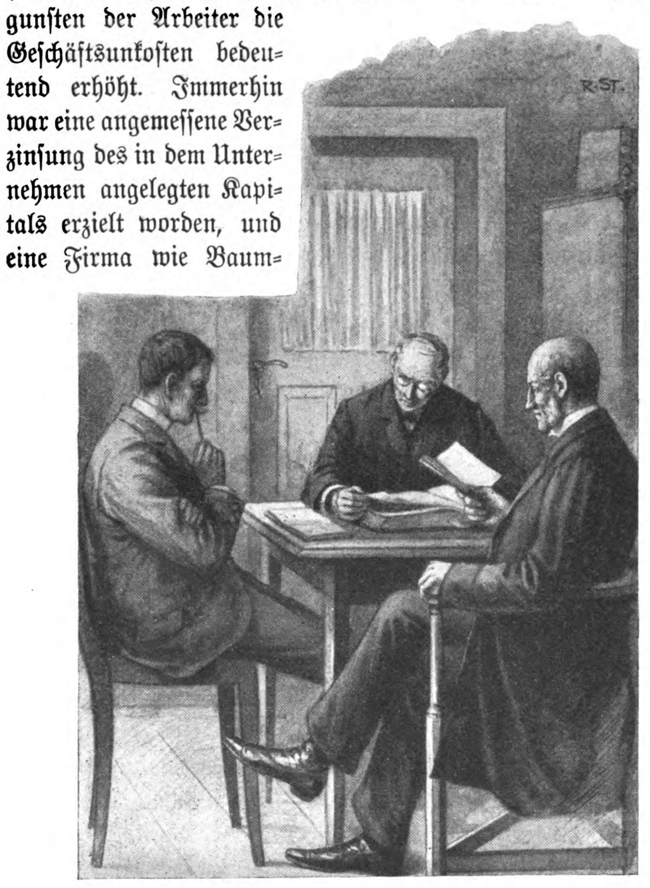
Als beide nach reichlich einer Stunde in das Kontor zurückkehrten, prägte sich auf dem Gesicht des alten Herrn der ganze Stolz seines erfreuten Vaterherzens aus. Ja, es schien, als müsse er dem frohen Empfinden Ausdruck geben. Er ließ' den Sohn in das Privatzimmer vorangehen und trat auf einen Augenblick an das Pult des Prokuristen, um dem Vertrauten zuzuraunen: „Der Max, Sturm — ein Hauptkerl, sage ich Ihnen. Einen Überblick, eine Umsicht, ein treffendes Urteil — es ist eine wahre Freude!"

„Das habe ich nicht anders erwartet, Herr Kommerzienrat!" schmunzelte Sturm, den Federhalter hinter das etwas abstehende rechte Ohr schiebend. Er deutete auf einen Stoß Folianten, die er vor sich liegen hatte: „Soll ich jetzt die Bücher hereinbringen? Wir müssen den jungen Herrn doch orientieren —"

Drinnen saßen sie dann zu dritt um den grünbezogenen Konferenztisch, und Sturm hielt an der Hand des Hauptbuches einen Vortrag über die ganze Geschäftsentwicklung in den letzten Jahren, während der Kommerzienrat sein kleines Geheimbuch vorgenommen hatte, um dann und wann eine kurze Bemerkung dazwischen zu werfen. Max Baumgart machte sich nur selten eine flüchtige Notiz. Er hörte schweigend zu, den Kopf leicht vornübergeneigt, die Augen auf das Merkbuch gerichtet, das er vor sich auf dem Tische liegen hatte.

Er hatte wohl Grund und Ursache, zufrieden zu sein mit den Zahlen und Daten, mit denen Sturm die einzelnen Abschnitte seines bedächtigen Vortrages schloß. Baumgart & Komp. hatten auch in den letzten Jahren gute Abschlüsse erzielt. Nicht freilich im gleichem Maße gewinnbringend wie

ehedem. Die Konkurrenz war stärker und immer stärker geworden, die Weltkonjunktur wenig günstig gewesen, die Löhne hatten sich gesteigert, die Ansprüche der neuen Gesetze zu gunsten der Arbeiter die Geschäftsunkosten bedeutend erhöht. Immerhin war eine angemessene Verzinsung des in dem Unternehmen angelegten Kapitals erzielt worden, und eine Firma wie Baum=



gart & Komp. mußte auch einmal ungünstigere Jahre in den Kauf nehmen können.

Erst als Sturm die Summe der für das laufende Jahr noch vorliegenden größeren Aufträge nannte, schlug Max die Augen auf und sah etwas erstaunt zu dem Prokuristen hinüber: „Bitte, Herr Sturm — wieviel?“

Jener wiederholte den Betrag.

„Das scheint mir etwas gering — bist du nicht auch der gleichen Ansicht, Papa?“

Der Kommerzienrat zuckte die Achseln. „Du hast nicht unrecht, lieber Max! Gerade in der letzten Zeit sind die Aufträge schlecht eingegangen. Ich weiß wohl, woran es liegt — die Konkurrenz in Elsaß arbeitet seit Jahresfrist geradezu zu Spottpreisen. Ein Profit kann den guten Leuten gar nicht bleiben, meiner Kalkulation nach verdienen sie kaum das Schmieröl. Nun, wir werden ja sehen, wer es am längsten aushält — sie oder wir. Vorläufig liegt jedenfalls kein Grund zur Besorgnis vor, denn unsere besten Kunden bleiben uns doch treu. Meinen Sie nicht auch, Sturm?“

„Gewiß, Herr Kommerzienrat. Übrigens ist gerade die jetzige Jahreszeit verhältnismäßig immer stiller.“

Baumgart junior hatte seine Zigarrentasche herausgezogen und vor sich auf den Tisch gelegt. „Entschuldige, Papa —“ warf er ein. „Es ist ja richtig, ich kenne die kontinentalen Verhältnisse der Branche nicht so genau, um ein bestimmtes Urteil abgeben zu können. Dazu muß ich mich erst mehr einarbeiten. Aber die Frage liegt doch nahe, sie drängt sich mir schon heute auf, ob wir nicht zu teuer arbeiten, richtiger gesagt, ob es für uns keine Möglichkeit

gibt, billiger zu produzieren —“ Er hatte die Tasche geöffnet, eine Zigarre genommen, die Spitze abgeschnitten und sah sich nach Feuer um.

Plötzlich fiel ihm ein, daß der Vater, sonst ein leidenschaftlicher Verehrer einer guten Zigarre, auf dem Kontor grundsätzlich nicht rauchte. Die Angestellten durften nicht rauchen, so versagte er sich selbst auf dem Privatkontor auch den Genuß.

Max schob die Zigarre wieder in die Tasche.

„Billiger produzieren! Lieber Max, das ist auch solch ein Schlagwort der Zeit, von dem ich — nimm's mir nicht übel — recht wenig halte. Ich stehe vollkommen auf dem Standpunkt unseres Professors Reuleaux, der — du weißt es ja! — den Grund des Niederganges gewisser deutscher Industriezweige mit dem treffenden Satze ‚Billig und schlecht‘ charakterisierte. Zu allen Zeiten habe ich den Grundsatz hochgehalten, daß wir gerade durch die überlegene Güte unseres Fabrikats konkurrenzfähig bleiben müssen, und ich gestehe dir ganz offen, daß ich selbst auf die Gefahr herber Verluste von diesem Prinzip unter keinen Umständen abweichen werde.“

Der Kommerzienrat hatte durchaus nicht etwa erregt gesprochen, sondern völlig ruhig, freilich auch sehr bestimmt.

„Aber, lieber Papa, ich habe wohl das Unglück gehabt, von dir mißverstanden zu werden. Für mich bedeutet billiger arbeiten keineswegs schlechter produzieren — ich bin in dieser Beziehung ganz deiner Ansicht!“ entgegnete der Sohn lebhaft. „Im Gegenteil —“

„Das freut mich, Max!“ unterbrach ihn der alte Herr.

Und dann fuhr er lächelnd fort: „Du — Max — ich sehe, du wolltest rauchen. Ich rauche nicht auf dem Kontor, aber genier dich deshalb nicht — bitte —" und er wollte aufstehen, um die Büchse mit den Zündhölzern herüberzureichen.

Aber der Sohn hatte die Zigarrentasche schon geschlossen und zu sich gesteckt.

„Ich danke, Papa — es ist für mich gar keine Entbehrung — ich rauche auch nicht."

---

2. Kapitel.

Man speiste im Baumgartschen Hause während der Sommermonate in der großen dielenartigen Halle, von der zwei breite Fenster und eine doppelflüglige Tür unmittelbar nach der Veranda hinausführten; wenn es die Witterung irgend gestattete standen Fenster und Türen offen, so daß vom Garten her die frische Luft freien Zutritt in das geräumige Gemach hatte. Es war das nicht ganz nach dem Sinn der Frau des Hauses, denn die Kommerzienrätin fröstelte leicht und mußte stets einen Umhang zur Hand haben; aber so unbeschränkt sie sonst im Hause herrschte, in diesem Punkt war der Gatte unerbittlich. Er hatte, wenn er aus der Fabrik zurückkehrte, ein starkes Bedürfnis nach frischer Luft, machte sich, so viel er nur vermochte, im Garten zu tun, und wollte jene auch im Zimmer nicht entbehren. „Ich bin ein Bauernsohn," meinte er wohl, „der Drang ins Freie ist bei mir nicht auszurotten." Er sprach gern, nicht mit Eitelkeit, aber mit Stolz davon, wie er sich aus kümmerlichsten Anfängen herausgearbeitet, wie er als Schlossergeselle nach Berlin gekommen und das, was er sei, durch sich selbst, aus eigener Kraft geworden wäre.

Der Speiseraum — das Gartenzimmer wurde er im

Hause genannt — war mit behaglicher Wohnlichkeit, aber recht einfach ausgestattet. Dunkelgetönte Mahagonimöbel, wie sie die Zeit der fünfziger Jahre geliebt hatte, ein sehr hohes und sehr schmales Büffet; der Eßtisch rund, die Stühle mit Rohrgeflecht; an der Längswand, der Fensterseite gegenüber, zwei Fruchtstücke, die der Kommerzienrat einst im vaterländischen Kunstverein, dessen Mitbegründer er war, gewonnen hatte. Rechts stieß das Wohnzimmer der Hausfrau, links ein einfenstriges Gemach an, das als das Arbeitszimmer des Herrn bezeichnet zu werden pflegte, obwohl dieser seine Geschäfte grundsätzlich im Fabrikkontor erledigte und an dem Schreibtisch hier höchstens einmal einen Privatbrief schrieb. Drüben — bei der Hausfrau — waren dem modernen Geschmack ziemlich weitgehende Konzessionen gemacht: die Möbel stammten zwar wohl auch noch aus älterer Zeit, aber Fenstervorhänge und Portieren — „bunte Lappen, Licht- und Luftfeinde," nannte sie der Hausherr — hätten auch einem Salon von Berlin W. Ehre gemacht; in der einen Zimmerecke paradierte ein Apoll von Belvedere, ein Geschenk des ältesten Sohnes, die bronzene nackte Gliederpracht unter einem schneeweißen Mäntelchen schamhaft versteckt; an der einen Längswand hatte eine ganz stattliche Bücherei in einem modernen, offenen und niedrigen Regal Platz gefunden. Die Kommerzienrätin hatte literarische Neigungen; Gustav Freytag, Storm und Fontane waren ihre Lieblinge, und man konnte es den Bänden ansehen, daß sie nicht nur um ihres schmucken Einbandes willen im Bücherschrank standen. Auf der Plüschdecke des runden Tisches am Fenster lagen neben der Modenwelt und dem Schlüsselkorb auch meist einige Erscheinungen

der neueren erzählenden Literatur. Aber diese waren nicht Eigentum der Hausfrau, sondern stammten aus Fritz Borstells Leseinstitut; nur die dramatischen Novitäten von Wildenbruch und Wichert machten eine Ausnahme, denn für diese beiden Autoren schwärmte die Kommerzienrätin als vieljährige, treue Abonnentin des Königlichen Schauspielhauses.

Die Tafel war aufgehoben. Die beiden Damen waren mit Ottokar in den Garten hinabgegangen, Johann deckte auf der Veranda den Kaffeetisch.

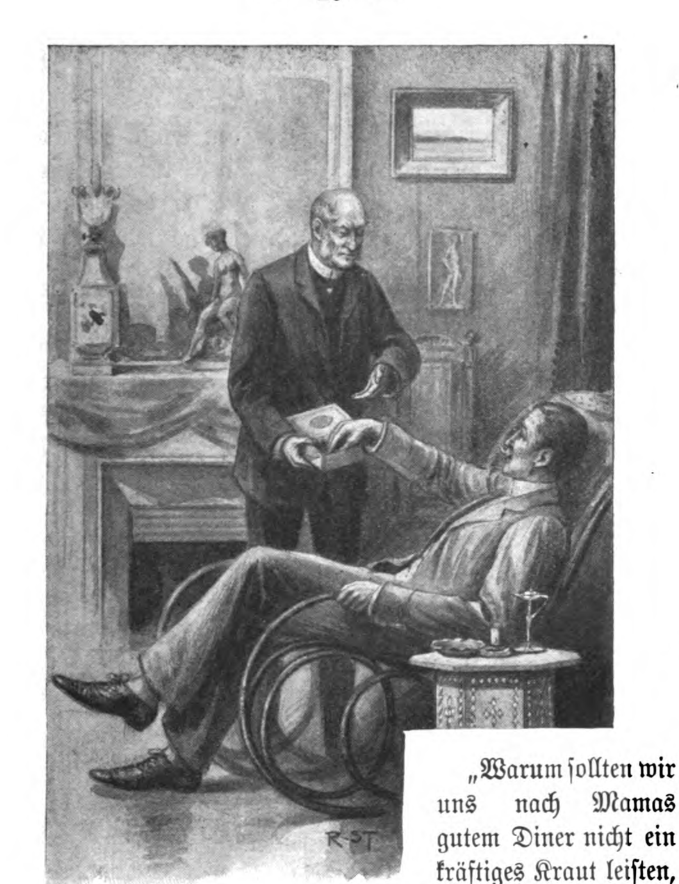
„Laß dir 'ne Bohne mehr geben, Alterchen!" raunte ihm im Vorbeischreiten der Student zu. „Unter uns gesagt, heute morgen war mein Mokka von schauderöser Labbrigkeit."

„Aber ach nee doch, junger Herr —!" gab der Diener vertraulich zurück. „Malchen" — Malchen war die Wirtschafterin und unumschränkte Herrscherin in den unteren Regionen — „Malchen weiß jenau, wie viel jebraucht wird."

„Male ist eine Perle. Aber der Kaffee war doch labbrig, alter Kronensohn. Na — wie Male will, ich halte still." Damit hüpfte Ottokar der Mutter nach, um ihr galant das leichte Seidentuch aus dem Arm zu ziehen, das sie vorsichtshalber trotz des warmen Frühlingstages mit sich genommen hatte.

Der Kommerzienrat war mit Max in sein Zimmer getreten, um hier seine Verdauungszigarre zu rauchen. Während der Sohn sich einen bequemen Schaukelstuhl an das Fenster zog, schloß er bedächtig einen Schrank auf und wählte unter den zahlreichen Kisten.

„Schwer oder leicht, mein Junge? Es ist von allem vorhanden."



„Warum sollten wir uns nach Mamas gutem Diner nicht ein kräftiges Kraut leisten, Papa?“

„Na natürlich. Hier, Max — eine Figaro — vorjährige Ernte. Ich weiß zwar, ihr drüben raucht immer nur das frischeste, aber wir Älteren ziehen nun

'mal den etwas abgelagerten Tabak vor. Ist gesünder, weißt du!"

Er rollte sich einen Sessel neben den Stuhl des Sohnes und entzündete auf dem Rauchtisch das kleine Spirituslämpchen, um es Max zu reichen. Ehe er sich dann selbst bediente, wog er das zierliche silberne Ding wohlgefällig in der Hand; es stellte eine antike längliche Lampe dar und war auffällig hübsch und sauber gearbeitet.

„Das letzte Geschenk meines guten Hildberg," meinte er, als er es auf den Tisch zurückstellte, nachdem er das Flämmchen vorsichtig ausgelöscht hatte. „Er brachte es mir von seiner italienischen Reise mit, der arme Freund. Weißt du, Max, Hildberg kam damals schon recht elend heim, aber daß es dann so schnell gehen würde, hätte doch niemand für möglich gehalten, er selbst am allerwenigsten. Es war ein schwerer Schlag für mich — sein jähes Ende."

Der Sohn nickte nur leicht. Er blies kunstvolle Ringe und sah den blauen Wölkchen nach, wie sie sich durch das geöffnete Fenster den Weg ins Freie suchten, um dann schnell zwischen den Weinlaubranken zu entschwinden.

Der Vater rauchte nur in ganz kleinen Zügen und verschluckte den Rauch fast vollständig. Dazwischen plauderte er eifrig weiter: „Ja, mein Junge, ein schwerer Schlag! Denn solch ein wahrhaft inniges Verhältnis mag es zwischen zwei Kompagnons wohl nur selten geben, wie zwischen Hildberg und mir bestand." Er lächelte und verbesserte sich: „Na natürlich — zwischen uns beiden, zwischen Vater und Sohn, da ist solch ein Verhältnis ja etwas, so zu sagen, selbstver=

ständliches. Aber sonst — da kann man suchen, wo man etwas Ähnliches findet — immer eine Ansicht, nie eine ernste Differenz. Ich wußte, er war der Kaufmann comme il faut, und er wußte, daß er sich in allen Fabrikangelegenheiten auf mich verlassen konnte. Und nun sein Herz — sein goldenes Herz — —"

Draußen bogen die beiden Damen und Ottokar um die Syringengruppe jenseits des großen Rasenplatzes und schritten schräg auf die Pforte zur Fabrik zu — die Mama in der Mitte, rechts neben ihr der Sohn, links Magda Hildberg. Das junge Mädchen sah reizend aus in dem lichten Sommerkleid; sie hatte den breitrandigen Gartenhut abgenommen, da die Sonne schon hinter den hohen Buchen verschwunden war, und ließ das leichte Strohgeflecht am Bande lang an dem schlanken Arm herunterhängen; so war das zarte Gesicht voll sichtbar und zeichnete sich in seiner sanften Rundung mit dem aschblonden Flechtenkranz darüber deutlich gegen den grünen Hintergrund ab.

Max Baumgarten hatte das Ringeblasen aufgegeben, die Rechte mit der Importierten ruhte lässig auf der Lehne des Stuhles. Er sah aufmerksam zu der kleinen Gruppe hinüber.

Des Bruders übermütiges Lachen drang von draußen herein.

O weh — jetzt wandten sie sich und blieben an der Pforte stehen. Und dann nickte Magda, klinkte die Tür auf und verschwand drüben im Fabrikhofe.

Der alte Herr hatte den Blick des Sohnes wohl bemerkt. Er lächelte leise.

„Ja — mein guter Hildberg! Das war einmal ein

Herz! Und weißt du, Max — die Magda, die erinnert mich tagtäglich mehr an ihn. Es ist doch ein wunderbares Naturgesetz, wie sich die Eigenschaften der Eltern in den Kindern forterben. Von ihrer seligen lieben Mutter hat sie die Schönheit — daß sie bildsauber ist, mußt du zugeben Max! — und vom Vater das Herz. Ganz der Alte sage ich dir. So sanft und fügsam und verständig —"

Diesmal mußte Max doch lächeln. Er wußte wohl, daß des alten Hildbergs große Fügsamkeit, die freilich nie zum beiderseitigen Schaden geworden, nicht zuletzt eine Grundlage des vortrefflichen Einvernehmens zwischen beiden Kompagnons gewesen war. Nun, Fügsamkeit und Sanftmut gehörten freilich nicht zu den Eigenschaften, die ihm an dem Geschäftsmann als Grundbedingnisse zu erfolgreichem Handeln galten — im Charakter einer Frau aber hätte er sie nimmer entbehren mögen.

„Verständig und wirtschaftlich!" fuhr der Vater fort. „Ich sagte dir schon, Magda ist Mama zu einer rechten Stütze geworden. Wir werden es schmerzlich empfinden, wenn sie uns einmal verläßt."

Vielleicht hatte der Kommerzienrat gedacht, sein Ältester würde sofort mit einem erschrockenen: „Verläßt — aber wieso denn?" dazwischen fahren. Dem war aber nicht so; Max nahm vielmehr jetzt seine Zigarre wieder auf und meinte nur: „Was will denn das Mädel jetzt in der Fabrik, Papa?"

„Sie wird wohl 'mal zu Sturm hinübergewutscht sein." Der Prokurist hatte seit langen Jahren eine Dienstwohnung in einem Anbau am Wasser inne. „Vielleicht holt sie sich die Lene zum Croquet hinüber. Hast du unseres alten Sturm

Einzigste noch nicht gesehen, Max? Na — da wirst du auch Augen machen, wie die ins Zeug geschossen ist! Die beiden Mädel halten gute Freundschaft, obwohl sie eigentlich grundverschieden sind. Ich glaube, die Lene hat den Geier im Leibe und wird dem alten guten Knackstiefel von Vater noch einmal was zu schaffen machen. Da ist's diesmal das Blut der Mutter, das durchschlägt."

„Das klingt ja ganz gefährlich, Papa!"

„Du mußt's nicht zu tragisch nehmen. Aber ein kleiner Racker ist die Lene, und, weißt du, ein so prächtiger und vorzüglicher Mensch der Sturm ist, Bücherführen und Kindererziehen sind doch nun 'mal verschiedene Dinge. Da ist der Alte den ganzen lieben Tag im Geschäft, und sie sitzt zu Hause und pfropft sich den Kopf aus Romanen und, was weiß ich sonst, voll — das tut nimmer gut. Aber da ist sie schon in Person, Max."

Max beugte sich ein wenig vor. Durch die Fabrikpforte trat, von Magda unmittelbar gefolgt, ein auf den ersten Blick etwas dürftig ausschauendes Figürchen. Max Baumgarten rechnete unwillkürlich nach: Helene Sturm mußte wohl ein oder zwei Jahre jünger sein, als Magda. So sah sie auch aus. Sie war mindestens einen halben Kopf kleiner und überaus schmächtig; ihrer Gestalt fehlte jede Rundung, und die Art, wie sie vor der Kommerzienrätin ihren Knix machte und dann beim Handschlag mit Ottokar die spitzen Ellbogen drehte, hatte noch etwas ganz Backfischartiges; das Gesicht schien sehr scharf geschnitten.

„Nicht mein Geschmack, Papa — offen gesagt. Wie mir scheint mit Ausnahme des wundervollen Haares,

recht unbedeutend. Und den Baby nennst du ins Zeug geschossen?“

Der Kommerzienrat lachte: „Warte nur ab — sie hat's in sich! So etwas von 'ner jungen Katze — fast hätte ich Panther gesagt —“ Er erhob sich. „Wollen wir nicht auch ein wenig in den Garten gehen? Der Abend ist so schön. Ich glaube übrigens, Mama winkt uns, daß der Kaffee wartet.“

Max warf seine halbgerauchte Zigarre in die Aschenschale, während der Vater die seine sorgsam in eine kurze, wunderschön angebräunte Meerschaumspitze steckte.

Als beide Herren auf die Veranda hinaustraten kamen ihnen die übrigen aus dem Garten entgegen. Magda und die Kommerzienrätin voran, die kleine Sturm und Ottokar hinterdrein.

„Hier, Max, bringen wir dir noch eine alte oder vielmehr eine sehr junge Bekannte, die vor Sehnsucht brennt, dem neuen Chef des ruhmreichen Hauses Baumgart & Komp. ihren Begrüßungssegen zu stammeln,“ rief der Bruder schon von weitem. Die Mama wandte sich sogleich halb um: „Ich brauche euch wohl nicht förmlich bekannt zu machen —“

Max schritt rasch die paar Stufen hinunter und streckte dem Mädchen freundlich die Hand entgegen: „Guten Abend, Fräulein Sturm —“ Er hatte wohl noch einige herzliche Worte hinzufügen wollen, aber sie versagten sich ihm. Was hatte diese kleine Person unter ihren dichten schwarzen Haaren, die auf der Stirn so tief hinabreichten, daß von dieser nur ein ganz schmaler weißer Streifen sichtbar blieb, nur für merkwürdige Augen? Groß und dunkel — nein! — grün-

lich schimmernd und mit einem eisigkalten und doch stechenden Ausdruck.

So wiederholte er nur noch einmal: „Guten Abend, Fräulein Sturm!“ und wartete, daß sie ihre Hand in die seine legen würde. Das tat sie denn auch, aber es war nur ein flüchtiges Berühren, gerade lang genug, daß er bemerken konnte, wie hart und verarbeitet die Kinderhand war.

„Guten Abend, Herr Baumgart!“ sagte die Kleine dann. Kein Wort mehr — mit der Sehnsucht des Begrüßens, von der Otto gefabelt hatte, konnte es nicht weit her sein. Sie machte ihm auch weder eine Verbeugung, noch einen Backfisch-knix, sie neigte vielmehr nur ganz unbedeutend den Kopf — es war übrigens doch ein feingeschnittenes Kameenköpfchen —, ließ die langen schwarzen Wimpern halb über die Augen gleiten und wandte sich dann sofort Magda zu, um sich an deren Arm zu hängen. Jetzt wieder ganz der eckige, unflügge Backfisch.

„Alles in allem trotz ihrer schönen Haare und der merkwürdigen Augen eine unerzogene Göhre, kalkulier' ich!“ dachte Max im stillen und nahm sich vor, die Kleine gründlich zu ignorieren.

Die Kommerzienrätin hatte sich inzwischen bereits auf ihrem Rohrstuhlthron am Kaffeetisch niedergelassen, und Magda machte in ruhiger anmutiger Weise die Wirtin, füllte [die Tassen und sorgte für Zucker und Sahne. Malchen mußte ein Einsehen gehabt haben — oder war's nur, um ein zweites Mal seine Redensart „Versüße mir das Leben, Magda!“ anbringen zu können — Otto leerte die erste Tasse, als trinke er „ein Ganzes,“ und bat sofort um eine zweite Auflage.“



Er hatte sich zwischen die Mädchen plaziert und plauderte unaufhörrlich auf sie ein.

„Nun, Fräulein Sturm, Papachen war wohl heute in Sonntagslaune? Hat er auch ein Juwel von Chef gekriegt — in meinem großen Bruder da. Der druckt Kattun wie Hundertmarkscheine, kann ich Ihnen verraten. Unser Märchen war immer einer ‚einer an der Spritze,‘ hat mir heute früh schon der Komparativ gesagt, und der Komparativ muß es wissen, denn er hatte bei allen Dummheiten von uns Jungen die Hand im Spiel —“

„Otto —“ mahnte die Mutter.

„Wen meinen Sie denn eigentlich, Herr Baumgart, mit dem Komparativ?“ Helene Sturm fragte es, und ihrem Gegenüber fiel es auf, wie spitz und schnippisch die Frage klang, und zugleich in welch seltsamen Gegensatz der sonore Tonfall der Stimme zu der Erscheinung des Mädchens stand. Es war eine Frauenstimme aus einem Kindermunde.

„Tun Sie doch nicht so, kleines Fräulein, als ob Sie nicht wüßten, das der Komparativ von Schaf nur Schäfer sein kann,“ gab der Student zurück. „Na — und das paßt doch auf unser Faktotum — was?“

Selbst der Kommerzienrat lächelte, und nur Magda, die gerade die schwere silberne Zuckerdose der Hausfrau hinreichte, sagte: „Das finde ich nicht hübsch — solch einen Spott über einen Namen, für den doch niemand kann.“ Kaum aber, daß sie vollendet, so flog ein leichtes Erröten über ihre Wangen, als ob sie fürchte, zu scharf oder vorlaut gewesen zu sein.

„Vergib, lieber Tugendbold, aber der Komparativ selbst

findet seinen Spitznamen reizend," gab Otto zurück. „Übrigens rate einmal, wie der Superlativ von Schaf lautet? Ich will nicht grausam sein — es trifft ja doch niemand: Lama ist's! Schaf — Schäfer — Lama! Sie wissen ja jedenfalls, Fräulein Sturm, die Lamas sind ein Volk von besonders ausgezeichneten, mit Menschenverstand begabten Bergschafen, die in dem schönen Lande Tibet hausen und einen Priesterkönig, den Dalai-Lama, haben —"

Max hörte nur mit halbem Ohr auf des Bruders Reden, die ihm unsagbar seicht vorkamen. Er hatte sich weit in seinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete in unauffälliger Weise die beiden Mädchen. Wie unfertig, unreif die kleine Sturm neben Magda aussah! Und wie eckig alle ihre Bewegungen waren! Bei jener alles Harmonie, bei dieser alles Unruhe und Hast. Und doch lag Rasse in ihr — ohne Zweifel. Wie sie dasaß. nur auf der Kante des Stuhles, die schmalen Schultern ein wenig eingezogen, den Kopf zur Seite geneigt und leicht gebeugt — im nächsten Augenblick sich zurücklehnend und das Köpfchen hintenüber werfend, die dünnen Arme auf den Rücken verschränkend, das alles hatte etwas von der Grazie eines Kätzchens an sich — der Papa mochte doch nicht ganz unrecht haben. Und wenn sie dann die flackernden Augen aufschlug und sie auf einen kurzen Moment forschend und fragend mit dem Ausdruck fast aufdringlicher Neugier im Kreise umhergehen ließ, um sie gleich darauf wieder bescheiden zu senken — das war nicht ohne Reiz. Aber sympathisch war sie nicht, eher das Gegenteil. Daß diese beiden Mädchen gute Freundschaft haben sollten — merkwürdig!

Der Kommerzienrat erhob sich und holte sein graues

Käppchen und die Rosenschere aus dem Gartenzimmer; Otto ging mit Magda und Helene Sturm zum Krocketplatz.

„Tust du nicht mit, Max?" fragte die Mutter.

Er verneinte. „Später vielleicht, Mama. Ich möchte noch ein wenig mit dir plaudern."

Sie dankte ihm mit einem zärtlichen Blick und stand langsam auf. „Es wird doch zu kühl, um hier sitzen zu bleiben — wir wollen ein bißchen gehen, Max, wenn dir's recht ist." Und dann, als er ihr den Unhang umgelegt, und nachdem sie ihren Arm in den seinen geschoben hatte, setzte sie hinzu, indem sie ihn fester an sich zog: „Ach, mein gutes Maxel. was bin ich froh, daß du nun bei uns bleibst."

Er nickte: „Mein gutes, liebes Mutterchen!"

„Ganz bei uns — für immer, Max!"

„So Gott will — ja, Mama!"

Sie hatte einen etwas schwerfälligen Gang; er mußte seine Schritte sorgsam den ihren anpassen, und es dauerte ein Weilchen, ehe er das rechte Tempo inne hatte.

„Das kommt davon, daß du so lange nicht mit mir gegangen bist, Maxel," meinte sie lächelnd. „Alt und jung nebeneinander — da muß das junge raschere Blut sich ein wenig bequemen."

„Das tut wohl jeder Sohn mit Freuden."

Sie sah zu ihm auf, und dann seufzte sie leise. „Mein lieber Ältester —"

„Aber Mama, was hast du denn? Du bist ja plötzlich ganz feierlich!"

„Gott — mir ist so wohl und so weh zu Mute, du hast ganz recht, ordentlich feierlich! Siehst du, wir beide haben

ja eigentlich noch gar nicht mit einander allein sprechen können, und ich habe doch auch so meine Sorgen — da will man sich mitteilen —"

Sie schritten längs einer Hecke von Wildrosen hin, an deren anderer Seite der Kommerzienrat hantierte. „Jetzt nicht — nachher!" fuhr die Mutter flüsternd fort. Der alte Herr richtete sich halb auf und nickte ihnen vergnügt zu: „So ist's recht, Max! Führ du nur Mama spazieren. Mit mir will sie schon lange nicht mehr gehen — ich bin ihr noch zu hitzig zu jung —"

Als sie dann in die Buchenallee am Wasser einbogen, begann die Mutter aufs neue: „Siehst du, mein Maxel, so sehr ich mich gefreut habe, als du kamst — Sorge mache ich mir doch. Es ist nun schon 'mal was Wahres mit der alten Geschichte von den Kronprinzen — und du bist doch nun einmal unser Kronprinz —"

„Wie meinst du das, Mama?"

„Nun — über dein Verhältnis zu Vatern mache ich mir Sorge. Siehst du, abdanken, daran denkt ja nun einmal kein Monarch — und solch großer Fabrikbesitzer ist doch auch so eine Art Herrscher. Der Papa gar denkt daran am wenigsten. Was wird da für dich zu tun bleiben, und wie wird eure Stellung zu einander werden? Jetzt sieht er natürlich alles rosig an und nimmt sich vor, dich gewähren zu lassen, wie du nur willst. Aber paß mal auf, Max, wie lange das geht — ich kenne doch Vaters dicken Kopf."

Wenn die Kommerzienrätin warm wurde, mischte sich nicht selten eine Wendung im echt Berliner Idiom in ihre Rede. Sie merkte dann das jedesmal sofort und suchte die

vermeintliche Scharte wieder auszuwetzen. „Ihr Kinder kennt ja den Papa lange nicht so genau, als ich," fuhr sie fort „Papa ist so herzensgut, aber Widerspruch kann er nicht vertragen — absolut nicht. Und mit den Jahren immer weniger. Der Medizinalrat meint, das hinge mit der Leber zusammen, und wenn Papa auch alle Jahre nach Karlsbad geht, lange hält das nicht vor. Siehst du Maxel, und kurz und gut — ich möchte dich recht von Herzen bitten: sei doch immer recht nachgiebig gegen Papa. Sieh mal, Max, später bist du ja doch der Herr — wenn wir tot sind —"

Ihre Stimme bebte leicht vor Rührung, und sie streichelte leise die Hand des Sohnes.

„Wir werden schon gut mit einander auskommen, Papa und ich. Beunruhige dich nicht, liebe Mama: zwischen verständigen Männern gibt es stets einen Mittelweg, und an dem besten Willen, diesen zu finden und inne zu halten, soll's wahrhaftig nicht fehlen. Das verspreche ich dir." Er zog die Rechte der Mutter an die Lippen und küßte sie. Auch er war ergriffen.

Sie waren langsam die Buchenallee hinuntergeschritten, längs des Flusses, der in träger Ruhe dahinfloß. Ein großer Kahn trieb stromab; am Steuer stand der Schiffsführer und schäkerte mit seinem jungen Weibe, die auf dem Kajütboden Wäsche zum Trocknen aufhing. Quer über das Wasser schoß ein kleiner Nachen mit zwei Insassen; es mochte wohl ein Liebespärchen sein, das sich das Boot zu einer kurzen Spazierfahrt gemietet hatte. Sie jodelten lustig, und dann wurden sie plötzlich still, und dann lachten sie.

Vom Krocketplatz klang das fröhliche Geplauder Ottos

herüber; dann und wann tönte Magdas sanfte Stimme dazwischen und einmal ein halblautes Kichern das jäh abbrach. „Eine Frage, Mama," hub Max plötzlich an. „Was hältst du eigentlich von der Helene Sturm?"

Die Frage kam der Mutter überraschend. Sie sah etwas erstaunt zu dem Sohne auf. Aber dann zog sie ziemlich gleichgültig das Tuch mit der freien Linken fester um die Schultern und entgegnete etwas geringschätzig: „Das Kind! Du mein Gott — ein dalbriges Füllen ist die Lene. Die rechte Kinderstube hat dem Wurm gefehlt. Die Mutter ist ihr früh gestorben, und — nun man soll über die Toten nichts Böses sagen — aber Frau Sturm war auch nicht gerade eine von den feinsten. Wir — Papa und ich — haben uns damals genug gewundert, wie der Sturm das junge Ding heimbrachte. Sie stammte nämlich aus seiner Heimat — aus der Nähe von Thorn, glaube ich, und es ist wohl ein Tropfen polnisches Blut in der Lene. Aber du mußt nichts Böses von dem armen Wurm denken. Lene ist gutherzig, und sie hängt mit geradezu rührender Liebe an Magda."

Der Sohn schwieg einige Augenblicke. Dann, als sie Kehrt gemacht hatten und die Allee wieder hinabgeschritten, sagte er, wie mit einem halb widerwilligen Entschluß: „Du fürchtest nicht, daß sie einen ungünstigen Einfluß auf Magda ausübt?"

Diesmal blieb die alte Dame stehen, und aus den Worten ihrer Antwort klang ehrliche Entrüstung: „Aber, Max! Wie kannst du nur so etwas denken?! Erstens einmal ist die Lene unseres alten Sturms Kind, und sie ist wahrhaftig ein gutes, anständiges Mädel trotz ihrer Eigenheiten. Dann aber ist

auf mein Goldkind, auf Magda, überhaupt kein schlechter Einfluß auszuüben. Wer so gesund an Geist und Körper, so verständig und so herzensrein ist, wie unsere Magda, an dem haftet kein Schmutz. Nein, mein Maxel, damit komm mir nicht wieder. Umgekehrt hättest du vielleicht eher recht: Magda übt auf den Wildfang einen guten Einfluß aus. Die Lene ist schon ganz anders geworden, seit unser Kind wieder daheim ist, viel stetiger und manierlicher, das kannst du glauben. Wie wär's auch anders möglich, wo sie Magdas Beispiel täglich vor Augen hat."

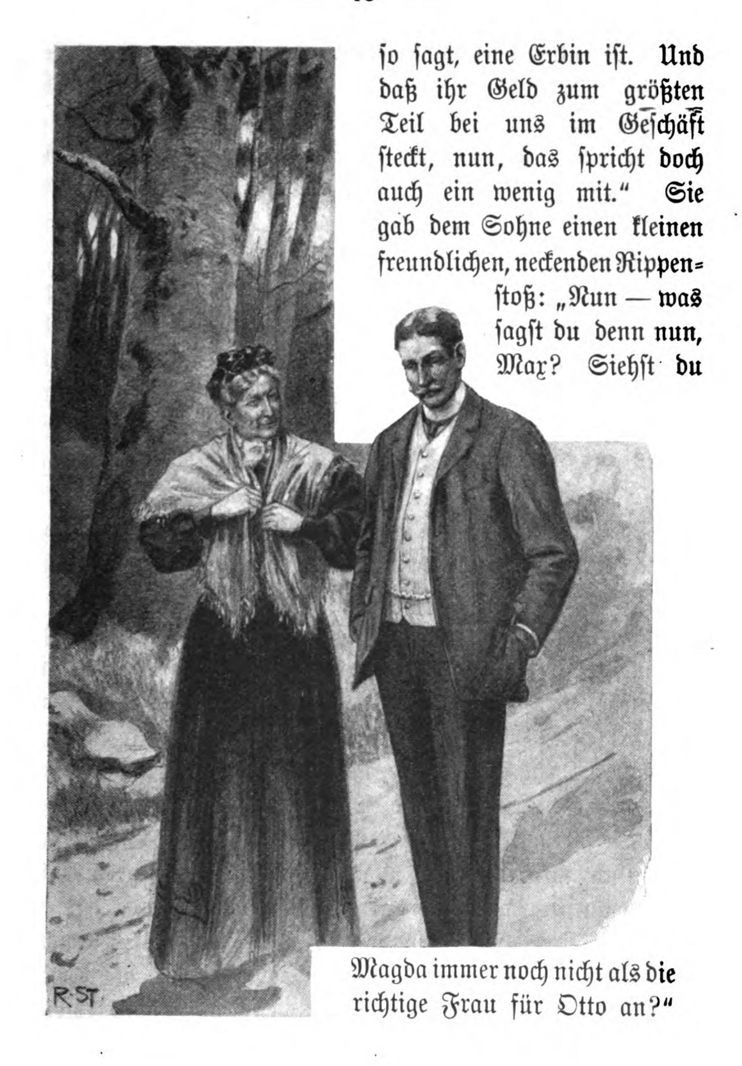
Er schritt wieder eine Weile schweigsam neben der Mutter her. „Ich freue mich von Herzen, daß Magda so ganz gehalten hat, was sie als Kind versprach," sagte er dann. „Sie hat etwas überaus sympathisches in ihrem ganzen Wesen — so gar nichts von dem leidigen modernen Firlefanz, mit dem unsere höheren Töchter, hier und im Ausland erst recht, kokettieren. Du hast recht, sie macht den Eindruck, als ob sie gesund sei an Leib und Seele."

„Wahrhaftig, Maxel, das ist sie." Die Kommerzienrätin lächelte froh, und dann glitt ein ganz kleines listiges Lächeln über ihre guten Züge. Sie legte den Arm noch etwas fester auf den des Sohnes und meinte leise, ganz vertraulich: „Unter uns gesagt, Maxel — aber ganz unter uns: Papa und ich haben uns so manchmal unsere Gedanken gemacht — Magda und Otto —"

„Aber, Mama! Das kann ja gar nicht dein Ernst sein!" unterbrach sie der Sohn hastig. „Ich habe meinen Bruder herzlich lieb, aber er ist doch noch der reine Windhund; keine Spur von Ernst und Beständigkeit, immer nur dem Augen-

blick nachgehend, stets ein Scherzwort auf den Lippen und einen tollen Streich im Sinn! Und dann: er ist noch vor dem Examen. Das ist doch kein Zeitpunkt, in dem man ans Heiraten denkt! Ich verstehe dich nicht, liebe Mama.“

Die Mutter hatte den Sohn ruhig ausreden lassen. Jetzt entgegnete sie, indem sich das Lächeln auf ihren Lippen vertiefte: „Du hast ganz recht, Maxel, ans Heiraten soll er noch nicht denken. Aber wenn wir Eltern daran denken, dann ist uns das doch nicht übel zu nehmen. Daß die beiden Leute jung sind, ist, wenn überhaupt, ein Fehler, der alle Tage geringer wird. Und wenn mein Otto ein bißchen Windhund ist, wie sein liebenswürdiger Bruder soeben behauptete, so tut ihm eine so verständige ruhige Frau, wie Magda eine werden wird, doppelt not. Hab' ich nicht recht, Max?“ Und als dieser den Kopf schüttelte, fuhr sie eindringlich fort: „Lieber Sohn, du darfst doch schließlich auch die materielle Seite der Angelegenheit nicht ganz außer Betracht lassen. Sieh mal: nicht etwa, daß ich für Otto nach einer Geldheirat Ausguck hielte. Kein Gedanke daran, zumal er ja wohl mal so viel haben wird, wie er braucht. Aber darauf kannst du dich verlassen, daß eine gute Mitgift nur in Romanen als ein Übel angesehen wird; in Wirklichkeit, unter vernünftigen Menschen, ist das umgekehrte der Fall. Du mein Gott — dein guter Vater hat mich gewiß von Herzen lieb gehabt. Aber ob er mich geheiratet haben würde, wenn ich so ganz und gar nichts gehabt hätte, das ist doch 'ne Frage. Na, und siehst du, Max: so denke ich, schaden tut's sicher nichts, daß die Magda, das gute Kind, was man



so sagt, eine Erbin ist. Und daß ihr Geld zum größten Teil bei uns im Geschäft steckt, nun, das spricht doch auch ein wenig mit.“ Sie gab dem Sohne einen kleinen freundlichen, neckenden Rippenstoß: „Nun — was sagst du denn nun, Max? Siehst du Magda immer noch nicht als die richtige Frau für Otto an?“

Er antwortete nicht. Sein Schritt war unwillkürlich schneller geworden, so daß die Mutter schließlich, nachdem sie ein ganzes Weilchen opfermutig gleiches Tempo gehalten hatte, stehen blieb und lachte: „Du mordest mich ja, Maxel. Wo soll ich alte Frau die Lunge zu dem Distanzmarsch herkriegen? Und eine Antwort bekomme ich auch nicht?“

Max hatte ihren Arm freigelassen und die beiden Hände in die Taschen seines Jacketts gesteckt. Er sah die Mutter nicht an, sondern blickte hartnäckig zu Boden, bis er endlich kurz entgegnete: „Ich denke, Mama, das sind, mit deiner Erlaubnis gesagt, alles schöne Phantasien. Denn von dem Kernpunkt sprichst du gar nicht: liebt Magda denn Otto?“

Sie zog seine Rechte wieder unter ihren Arm, und indem sie den Spaziergang von neuem aufnahm, meinte sie in ziemlich gleichmütigem Tone: „Ja, mein Junge, das weiß ich freilich nicht. Wer kann denn in solch junges Mädchenherz hineingucken. Aber siehst du, es ist ja eine schöne Sache um die Liebe, wie sie die Dichter schildern — so das Himmelaufjauchzende, zu Tode Betrübte. Natürlich, das ist es. Was so aber die rechte Liebe ist, die kommt ja eigentlich doch erst nach der Hochzeit — und auch da nicht mit einem Male, sondern so peu-à-peu, wenn sich Mann und Frau erst ordentlich mit einander eingelebt haben. Na, gern haben muß man sich natürlich vorher. Aber die Magda hat euch beide ja immer sehr gern gehabt. Das weiß ich bestimmt.“ Dabei blinzelte sie wieder zu dem Sohne empor, als erwarte sie einen scharfen Einwurf. Als dieser aber nicht erfolgte,

schien sie's auch so zufrieden. Wenn das Samenkorn, das sie gesäet, auf den rechten Boden gefallen war, würde es schon aufgehen, mochte sie denken. Sie bog am nächsten Querweg ein, und schweigend schritten beide bis zur Veranda.

---

3. Kapitel.

Das Samenkorn hatte den rechten Boden gefunden. Max Baumgart hielt sich sonst nicht für den Mann, der sich leiten und in schwerwiegenden ernsten Entschlüssen bestimmen ließ. Draußen in der Fremde hatte er immer für einen ungemein selbständigen Charakter gegolten und sich auch als ein solcher bewährt. Hier im Elternhause machte sich die Gewöhnung des unbewußten Anpassens an die Wünsche von Vater und Mutter bald wieder geltend. Wären ihm diese in schroffer, bestimmt ausgesprochener Form entgegengetreten, vielleicht hätte er freilich auch ihnen einen bestimmten ausgesprochenen Widerstand entgegengesetzt. Aber das war keineswegs der Fall. Man ließ ihn nur ahnen, was man herbeisehnte.

Und je länger er im Vaterhause weilte, desto mehr einten sich seine eigenen Wünsche mit den unausgesprochenen der Eltern. Je mehr er Magda kennen lernte, desto mehr gefiel sie ihm. Er war genug im Leben umhergeworfen worden, er hatte genug Frauen kennen gelernt, um, wie er meinte, Menschenkenner zu sein. Er hatte sich ein bestimmtes Bild von der Ehe, von seiner Ehe, gemacht, und hier bot sich ihm, was er gesucht. Magda war liebreizend und anmutig; Magda war, wenn auch nicht sprudelnd von Witz und Geist, so doch

angeregt, heiteren Temperaments, und stets bereit, neue Eindrücke in sich aufzunehmen; das gute Herz, das reine Empfinden, das aus ihren Augen sprach, kamen in hundert kleinen Zügen des täglichen Miteinanderlebens zum Ausdruck. Er haßte die geistreichelnde moderne Frau mit ihrer typischen Unzufriedenheit; Magda war einfach und natürlich, ohne je simpel zu erscheinen, sie war häuslich, ohne die Küchenschürze zum Symbol ihres Denkens und Handelns zu machen. Es heimelte ihn ganz eigenartig an, wenn er sah, wie sie die leisesten Wünsche des Vaters erkannte, noch ehe der alte Herr sie geäußert hatte, wie sie der Mama, ohne ihre Hilfe je aufzudrängen, ohne irgend ein Wesens von sich zu machen, zur Hand ging. „Mein Hausheimchen —!“ nannte sie die Mutter bisweilen, und der Name schien ihm vortrefflich zu passen zu ihrem immer gleich liebenswürdigen Wesen. Verklärte sich doch sogar das Gesicht der alten brummigen Male, des selbst von der Kommerzienrätin im stillen gefürchteten Haus- und Küchendrachens, wenn Magda in ihren Bannkreis trat.

Der junge Chef hatte sich mit ganzer Kraft in seine neue Tätigkeit gestürzt. Er war der erste auf dem Kontor, und er verließ oft als letzter die Fabrik. Häufig, daß er sich von der Mutter Dispens für das zweite Frühstück erbat und sich von Schäfer aus der Arbeiterkantine ein Butterbrot und und ein Glas Bier holen ließ, um nur die Arbeit nicht unterbrechen zu müssen. „Neue Besen kehren gut!“ meinte Bogumil Ferno, der am letzten Neujahr eingetretene Volontär einmal, als das Kontorpersonal eine halbe Stunde über die gewöhnliche Arbeitszeit von dem jungen Prinzipal im Geschäft festgehalten worden war. Der naseweise Schlingel hatte zwar

sehr leise gesprochen, aber dem scharfen Ohre Sturms war die Bemerkung doch nicht entgangen; er hielt einen Augenblick im Schreiben inne, richtete einen vernichtenden Blick auf den blonden Jüngling und sagte ernst: „Herr Ferno, in unserem Warenverzeichnis gibt es keine Rubrik Besen. Für Privatgespräche aber ist hier nicht der Ort."

Max Baumgart fand im Geschäft, in der Fabrik sowohl, wie in der kaufmännischen Abteilung, so manches nicht nach seinem Wunsch. Das ganze Etablissement stand nicht mehr völlig auf der Höhe der Zeit, das konnte er sich nicht verhehlen. Die Druckerei arbeitete zwar tadellos, am Fabrikat war, so lange es sich um Durchschnittsaufgaben handelte, kaum etwas auszusetzen. Die Musterzeichner freilich hatten sich, bewußt oder unbewußt, dem persönlichen Geschmack des alten Herrn Rechnung tragend, in den letzten Jahren nicht gerade sehr findig im Erfinden neuer Dessius gezeigt. Vor allem aber arbeitete die Fabrik zu teuer, das erkannte Max immer deutlicher, je mehr er den Betrieb kennen lernte. Es war nicht nur die große Betriebsmaschine, welche unverhältnismäßige Kosten verursachte — sie war leider geradezu typisch für eine ganze Anzahl anderer Maschinen. Die Fortschritte des letzten halben Dezenniums der Technik waren an der Fabrik von Baumgart & Komp. fast spurlos vorübergegangen, und die rege Konkurrenz hatte nicht versäumt, hier einzusetzen. Teilweise durch ein Unterbieten der Preise, das allerdings an ein Verschleudern grenzte, darin hatte der Vater ganz recht; teilweise aber auch, weil sie mit ihren neueren Maschinen tatsächlich billiger zu arbeiten in der Lage war. Und selbst jene Schleuderpreise mochten, rein kaufmännisch betrachtet,

nicht ganz ohne Berechtigung sein, wenn es den Konkurrenten gelang, durch sie eine gute solide Kundschaft zu gewinnen, die bisher dem alten Geschäft treugeblieben war.

Der Kommerzienrat hatte augenscheinlich zunächst seine aufrichtige Freude an dem regen Eifer seines Ältesten. „So war ich auch, als ich so jung war, wie er!“ meinte er wohl einmal zu Sturm. Er fühlte auch, daß er Max einen gewissen Spielraum lassen müsse, und gab ihm hier und dort in Kleinigkeiten recht. Ein Zeichner, den er empfahl, wurde engagiert, Proben mit neueren Druckfarben wurden veranstaltet, und als sie günstig ausfielen, klopfte der alte Herr Max vergnügt auf die Schulter: „Du bist ein Prachtjunge — paß mal auf, wie wir beide uns zusammen einarbeiten werden!“ Das gab dem jüngeren Veranlassung, mit einigen weiteren, bedeutungsvolleren Vorschlägen hervorzutreten; er kam vor allem wieder auf die Betriebsmaschine zu sprechen. Auch jetzt hörte der Vater aufmerksam zu; er nickte wiederholt zustimmend, fragte mit dem Verständnis des alten Praktikers nach dem und jenem und meinte schließlich: „Ja — ja — wir werden wohl früher oder später in den sauren Apfel beißen müssen!“

„Besser früher, als später, Papa!“

Nun lächelte der alte Herr schon wieder überlegen. „Das will alles erst reiflich erwogen sein, mein Junge. So etwas schüttelt man nicht aus dem Handgelenk. Man merkt dir doch manchmal an, daß du bisher immer nur mit fremdem Gelde gewirtschaftet hast. Das gibt sich leichter aus als das eigene.“

„Aber der Vorteil liegt ja auf der Hand, Papa —“ und Max wollte noch einmal mit seinen technischen Auseinandersetzungen beginnen. Da kam Sturm mit der Post

dazwischen, und der Vater benutzte die Gelegenheit, von dem Thema abzulenken. —

Max Baumgart war von Natur aus wenig dazu beanlagt, um ein Mädchenherz mit den hundert kleinen, zarten Aufmerksamkeiten zu werben, wie sie die Leidenschaft ersinnt. Er gab sich im gesellschaftlichen Verkehr überhaupt ein klein wenig phlegmatisch. „Du bist der richtige Engländer geworden“, hatte Otto einmal neckend gesagt. „Ich glaube, dein tadellos gestärktes Oberhemd und eine Scheibe guten Roastbeefs gehen dir über das süßeste Mädchenlächeln. Gott bewahr mich — solch Fischblut.“

Jetzt, wo die Gedanken an das Geschäft ihn ganz erfüllten,

wo so manche leise Sorge, so manches Bedenken, das auszusprechen er sich scheute, an ihm nagten, jetzt war er vielleicht noch weniger, als sonst das, was man einen unterhaltenden Gesellschafter, geschweige denn einen Courmacher nennt. Er beobachtete mit außerordentlicher Peinlichkeit die guten Formen, aber er fand auch Magda gegenüber selten, eigentlich nie ein wärmeres Wort. Und wenn Helene Sturm im Elternhause auftauchte, so zog er sich meist ganz zurück; das schwarzlockige Mädchen mit den ewig fragenden Augen war ihm unsympathisch und unbequem. Je länger, je mehr sah er Magda ungern in ihrer Gesellschaft.

Er war ein Frühaufsteher und nahm seinen Morgentee vor den übrigen Hausbewohnern. Anfangs hatte ihm der alte Johann das Frühstück auf der Veranda serviert. Dann — bald nach Ottos Abreise — fand er eines Tages Magda schon am Teetisch, als er aus dem Hause trat. Er hatte es für einen Zufall gehalten und sich keine besonderen Gedanken darüber gemacht, obwohl es ihn unwillkürlich angenehm berührte, wie sie ihm den Tee bereitete und die Toast strich. Als sie sich aber am nächsten Morgen wieder einstellte, wollte er ein Veto einlegen: „Magda, du machst dir meinetwegen Unbequemlichkeiten. Das will ich unter keinen Umständen —"

Sie lachte heiter. „Durchaus nicht, Max. Ich liebe den schönen Morgen so gut wie du — und ganz offen gestanden — es kam mir auch nicht recht vor, dich hier früh so ganz der Fürsorge der Dienstboten zu überlassen." Sie sagte das ganz einfach, wie etwas selbstverständliches. Sie glaubte augenscheinlich, nur eine ihrer selbstübernommenen Pflichten zu erfüllen.

Er versuchte noch einmal, halb im Ernst, halb im Scherz, ihr Vorstellungen zu machen, aber sie gab nicht nach. Und jetzt freute er sich an jedem Morgen, wenn er hinunterkam und sie schon auf der Veranda fand, taufrisch, wie die Rosen unten im Garten. Das junge Mädchen hatte die eigene Frauengabe, schnell all die kleinen Bedürfnisse, die Gewohnheiten ihrer Umgebung aufzufassen; so wußte sie auch schon, wie er den Tee wünschte, wie stark gebräunt die Röstschnitten sein mußten, wenn sie ihm besonders gut munden sollten, und daß er vom Schinken die Fettstreifen abzuschneiden pflegte. So äußerlich das alles war, es trug zu seiner Behaglichkeit bei. Er verlängerte jetzt bereits bisweilen die Frühstücksstunde, um ein wenig eingehender mit ihr zu plaudern. Das war jedesmal ein besonderes Gaudium für Bogumil Ferno, wenn der junge Chef sich verspätete. Der blondgelockte Windhund, der sich durch reichliche Trinkgeldspenden die Gunst des alten Schäfer errungen hatte, war von diesem einmal auf das kleine Tête-à-tête in der Veranda, das sich so bequem vom Fenster des Privatkontors der Herren Prinzipale aus beobachten ließ, aufmerksam gemacht worden. Seitdem fand der Bruder Neugier allmorgentlich einen neuen Vorwand zu einem Abstecher in das allerheiligste und lugte grinsend wenigstens auf ein paar Minuten — denn länger durfte er es nicht wagen, sich den Spüraugen Sturms zu entziehen — über die grünen Büsche des Gartens nach der Veranda hinüber.

Herr Bogumil Ferno würde wahrscheinlich sehr erstaunt gewesen sein, wenn er auch die Unterhaltung der beiden Leutchen dort auf der Veranda hätte belauschen können, denn sie

floß meist in recht ruhigem Fahrwasser dahin. Prosaisch genug spielten das Wetter, der Thee, der Schinken und die mehr oder minder weichgekochten Eier sogar häufig eine Rolle im Gespräch der beiden, und wo Bogumil Ferno vielleicht zärtliche Liebesworte erwartete, fielen kleine scherzhafte Bemerkungen über Fräulein Male und ihre Sparsamkeitsgrundsätze oder über eine neue Rosenschere, die der Herr Kommerzienrat sich zugelegt



hatte. Max Baumgart war das ganz recht so; er gehörte zu jenen nicht seltenen Männern, die außerhalb des Geschäfts sich gern geistig ausruhen, deren unbewußter Selbstsucht es bequem ist, im Hause möglichst wenig mit sogenannten anregenden Gesprächen, mit ernsten Gesprächen überhaupt, belästigt zu werden.

Er schaute daher auch ganz verwundert auf, als Magda eines Morgens fragte: „Weißt du, Max, daß du dich recht verändert hast, seit du wieder bei uns bist?"

Die Frage kam etwas zach und befangen heraus, und das junge Mädchen sah, während sie sprach, ihr Gegenüber nicht an, sondern beschäftigte sich eingehend mit der Butterbüchse.

„Verändert — inwiefern denn, Magda?"

„Du siehst nicht mehr so frisch aus, will mir scheinen. Unser Klima bekommt dir nicht, oder du überanstrengst dich im Geschäft." Jetzt blickte sie doch auf, ein wenig schüchtern noch, aber mit so warmem, herzlichem Ausdruck, daß es ihm wohltat. Im ersten Augenblick hatte er die Empfindung gehabt: „Was geht die Kleine dein Aussehen an?" nun freute er sich über ihre Anteilnahme. Er wußte, sie hatte recht. Er fühlte sich bisweilen abgespannt und unlustig. Aber offen eingestehen mochte er es doch nicht.

„Ich bin ganz wohl, Magda," sagte er mit einem leichten Achselzucken. Und dann fügte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Besten Dank übrigens für deine Teilnahme."

Es sollte nicht ironisch klingen, aber es klang doch so. Magda Hildberg errötete und schlug die Augen nieder. Er fühlte, daß er sie verletzt habe, und das tat ihm leid.

„Ein klein wenig magst du am Ende doch recht haben, Magda,“ ergänzte er. „Meine Lebensweise hier ist eine recht verschiedene von der, die ich in England führte. Wir arbeiteten dort zwar auch wie die Bären, aber ich fand mehr Zeit zu körperlicher Bewegung. Du weißt ja, dort drüben ist das Land des Sports. So lag ich denn schon am frühen Morgen wenn die Sonne kaum herauf war, auf dem Wasser und ruderte mich ordentlich müde. Das mag mir wohl fehlen.“

„Aber das könntest du doch hier auch haben, Max.“

„Du denkst dir das so. Da müßte ich erst in einen Klub beitreten, denn allein ist's doch nichts Rechtes — und dann habe ich auch wirklich vorläufig keine Zeit.“

Sie schwieg ein Weilchen. Dann sagte sie, wie mit einem plötzlichem Entschluß, der ihr nicht ganz leicht wurde: „Ich glaube doch, Max, es ist noch etwas anderes. Nichts Körperliches — du hast bisweilen solch abgespannten, müden Ausdruck in den Augen —“ Nun es heraus war, schrak sie zusammen. Und in leiser Verwirrung schloß sie: „Du mußt mir nicht böse sein, Max — ich denke manchmal, du hast Sorgen!“

Er lachte. „Sorgen? Nein Magda — wie sollte ich denn Sorgen haben? Was ihr kleinen Mädchen euch für Gedanken macht! Keine Spur von Sorgen hab ich. Gar nicht einmal das Recht, Sorgen zu haben! Aber das verstehst du doch noch nicht, meine gute Magda!“ Das klang nicht mehr ironisch, aber es klang bitter. Als er dann, wie um recht absichtlich das Gespräch abzubrechen, fortfuhr: „Hast du noch eine Tasse Tee für mich?“ willfahrtete sie schweigend seinem Wunsche; sie schenkte ein, reichte ihm die Zuckerdose,

aber sie mied, seinen Augen zu begegnen. Und dann stand sie auf und ging mit einer flüchtigen Entschuldigung.

Den ganzen Tag wollte ihm das Gespräch nicht aus dem Sinn. Er hätte ein Tor sein müssen, wenn er nicht das warme Herzensinteresse, das aus Magdas Worten ihm entgegengetönt, bemerkt hätte. Was selbst dem liebevollen Auge der Mutter entgangen war, sie hatte es gesehen: daß, leise nagend, ein Gefühl der Unsicherheit, des Nichtbefriedigtseins in ihm erwacht war. So scharf sehen nur die Augen der Liebe —

Die gute Magda! Und er hatte ihr eigentlich nicht einmal gedankt —. Nun fühlte sie sich vielleicht — sicher sogar — verletzt durch die Abwehr, die in seiner Entgegnung gelegen hatte! Mit Recht verletzt und zurückgestoßen! Das mußte gut gemacht werden, so bald als möglich.

Es war ein recht verdrießlicher Tag heute. Eine Leipziger Engrosfirma, welche einen bedeutenden Auftrag in Aussicht gestellt hatte, „schnappte“ im letzten Augenblick ab; zwischen den überaus verbindlichen Zeilen des Briefes, der die unerfreuliche Kunde brachte, war zu lesen, daß sie anderswo billiger bedient zu werden hoffe. Als dann Max seinen gewohnten Gang durch die Fabrik machte, klagte ihm Rastin wieder wegen der Betriebsmaschine; der ehrgeizige Mann hatte bestimmt auf eine schnelle Erledigung der ihm am Herzen liegenden Angelegenheiten gehofft, er war verstimmt, daß sie auch nach dem Eintritt des neuen Chefs nicht energischer gefördert wurde. Der Papa „flöhnte“ an dem Probedessins herum, welche der neuengagierte Zeichner geliefert hatte; er liebte persönlich den Barockgeschmack nicht, der gerade aufkam,

und war grundsätzlich gegen Zugeständnisse an die Tages-
mode. Zu allem war im Trockenraum eine Arbeiterin von
den Querbrücken, die sich hoch oben unter dem Dach hinzogen,
herabgestürzt und hatte sich, wenn auch nicht lebensgefährlich,
verletzt; der Werkführer prophezeite Unannehmlichkeiten mit
dem Fabrikinspektor.

Aber zwischen all dem klang in der Seele des jungen
Chefs immer wieder der Wunsch nach: „Wie machst du es
bei dem lieben Mädchen wieder gut?"

Er war über die Mittagspause in der Fabrik festgehalten
worden. Als er endlich zur Dinerzeit nach der Villa hinüber
kam, vermißte er Magda bei Tisch. Sie sei zu einer Freundin
nach der Stadt, berichtete die Mutter beiläufig. Erst gegen
Abend kam sie zurück und huschte, nach kurzem Gutenacht-
gruß, auf ihr Zimmer.

Am nächsten Morgen wartete Max vergebens auf Magda.
Er mußte sein Frühstück allein verzehren und vermißte sie
schmerzlich. Nicht nur, daß es ihn verdroß, daß er ihr nicht
ein Wort der Entschuldigung sagen konnte, daß sie sich ihm
entzog — ihm fehlte auch ihr hübsches, liebes Gesicht, und
ganz prosaisch, er entbehrte der kleinen Aufmerksamkeiten, die
sie für sein Behagen gehabt hatte. Der graubärtige Johann
war doch ein alter Mummelgreis, der keine Ahnung davon
hatte, wie lange der Tee ziehen mußte, und daß die Toasts
nicht verbrannt werden durften!

Diesmal ging Max zum Frühstück nach der Villa, aber
Magda wußte ihm auszuweichen. Am Abend war Helene
Sturm zugegen, der ewige Störenfried. Max konnte kein
Wort mit Magda allein sprechen. Und er glaubte zu be-

merken, daß er heute dem lieben Mädchen mit Recht dasselbe hätte sagen können, was sie ihm vorgestern vorgehalten — sie sah blaß aus und abgespannt.

Endlich, als man sich gute Nacht wünschte, fand er eine Gelegenheit, ihr zuzuraunen: „Bist du morgen früh beim Tee, liebe Magda?“

Sie blickte ihn erstaunt an, ein wenig scheu fast, wie es ihm vorkam, aber dann entgegnete sie ganz ruhig: „Wenn du es wünschest — gern, Max!“

„Aber Magda —“ gab er vorwurfsvoll zurück. Da eilte sie schon die Treppe zum Oberstock, wo ihr Zimmer lag, hinauf.

Er schlief unruhig in dieser Nacht. Er fühlte, daß sich eine Entscheidung vorbereitete, und er war doch nicht völlig mit sich im klaren. Du lieber Gott — sagte er sich — aus den übersprudelnden Jugendjahren, in denen das Herz zerspringen will vor Lust und Weh, aus den Jahren schmerzlichsüßer Leidenschaft war er ja längst heraus; vielleicht hatte er sie nie durchlebt. Aber er hatte Magda gern, sehr gern — herzlich lieb sogar. Und da er doch einmal heiraten mußte, denn es behagte ihm ebensowenig, als Junggeselle ohne eigene Häuslichkeit zu leben, wie dauernd im Hause der Eltern — so konnte er ja gar keine reizendere, Frau finden, als Magda. Ganz flüchtig schoß ihm wohl auch durch den Kopf, was er ihr denn eigentlich biete, ob sie, das schöne, anmutige Mädchen, die reiche Erbin, denn nicht Anspruch auf eine andere Partie, auf ein anderes Glück hätte, als ihr an seiner Seite erblühen würde. Aber er fand sich schnell mit dem Bedenken ab. Schließlich: sie paßten ja so vortrefflich zusammen, Magda

liebte ihn, er würde sie auf Händen tragen — warum sollte sie denn nicht glücklich werden an seiner Seite?! Und dabei lächelte er ein wenig selbstbewußt. Ihm hatten sich im Leben auch schon glänzende Partien geboten, so ganz zu verachten war er auch nicht —

Als er am andern Morgen herunterkam, saß Magda schon am Frühstückstisch. Sie nickte ihm einen freundlichen Gutenmorgengruß zu und sah ganz unbefangen aus; nur ihre Hand zitterte ein klein wenig, als sie ihm die Tasse füllte. Und dann, als sie beide sich bedient hatten, sagte sie plötzlich: „Max, ich habe dir etwas abzubitten —“

Er lächelte etwas gezwungen: „Eigentlich, Magda — ich auch!“

Sie schüttelte energisch den zierlichen Kopf: „Nein — ich! Ich war empfindlich, und das ist immer ein Unsinn. In diesem Falle aber war's eine besondere Torheit und unartig gegen dich dazu. Denn du hattest ganz recht, als du mich ein wenig fühlen ließest, daß deine Sorgen mich nichts angingen —“

Sie sprach das ganz tapfer, und sie hatte sogar ein Lächeln auf ihre Züge gezwungen. Aber um den Mund zuckte es doch weh.

In ihm quoll es heiß empor. Am liebsten wäre er aufgesprungen und ihr um den Hals gefallen. So reizend war sie ihm doch noch nie erschienen, wie in diesem Augenblick. Aber er streckte ihr doch nur die Hand über den Tisch hinüber. „Du beschämst mich, Magda. Anstatt daß ich dir für deine liebe Teilnahme recht herzlich gedankt hätte, war ich frostig und eigensinnig. Laß es mich jetzt nachholen und

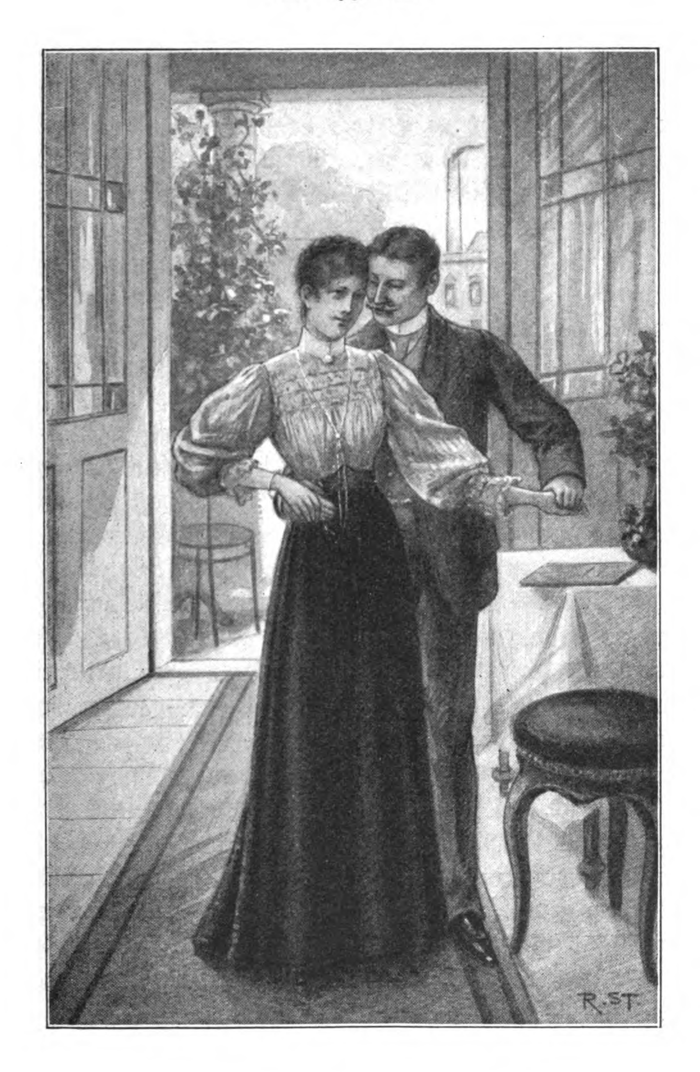
dir sagen, daß mir deine Worte doch sehr wohlgetan haben. — Du hattest außerdem recht, und ich wollte es nur nicht zugestehen."

Ihre Hand lag noch immer in der seinen. Sie hatte den leisen Versuch gemacht, sie ihm zu entziehen, aber er hielt sie fest umspannt.

„Siehst du — siehst du," meinte sie eifrig. „Ich wußte es ja, daß du Sorgen hattest. Mit dem Onkel — mit deinem Papa!" Nun ließ er endlich die feingliedrige Hand los; er erschrak förmlich, daß sie auch das wußte oder ahnte. „Sei nicht gleich wieder böse, Max," fuhr sie fort. „Und wundere dich nicht, daß ich so offen spreche und gerade darüber. Aber es ist mir im Kopf herumgegangen die ganze Zeit über, wie ihr miteinander auskommen würdet. Ich kenne euch ja doch beide, und ich habe —"

„Ich habe euch beide lieb!" hatte sie ergänzen wollen, aber sie brach plötzlich ab und errötete tief. Dann fragte sie hastig: „Willst du nicht noch eine Tasse Tee, Max?" und ohne seine Bejahung abzuwarten, goß sie ihm die nur halbgeleerte Tasse voll bis zum Überfließen. „O weh — entschuldige —, Max —" sagte sie, und ihre Wangen färbten sich in noch dunkleres Rot.

„Bitte — bitte, Magda!" Er rührte in seiner Tasse, als ob der Zucker aus Granit wäre, und achtete gar nicht darauf, daß dann und wann ein Teespritzer auf das weiße Tischtuch flog. Endlich sah sie es und nahm, aus einer unwillkürlichen hausfräulichen Regung, ihre Serviette, um die feuchten Stellen abzutupfen. Dabei berührten sich ihre Hände, und diesmal zog sie die ihre schnell zurück.


R. ST.

„Jawohl — ohne Sorgen geht es nun einmal wohl nicht im Leben,“ meinte er nach einer Weile. „Es hat jeder sein Päckchen zu tragen. Aber, liebe Magda, dann tut es eben doppelt wohl, wenn man ein teilnehmendes Wort hört, ein Wort liebevollen Verständnisses. Zu zweien trägt sich das leichter —“

Sie stand hastig auf. „Du entschuldigst mich wohl — ich habe — ich muß —“ stammelte sie in reizender Verwirrung. Und ohne zu vollenden, eilte sie der Tür zu.

„Magda —“ rief er aufspringend. „Liebe, gute Magda!“ Und er umfaßte sie und hielt sie fest und küßte sie. „Magda, meine liebe Magda — zu zweien — für das ganze Leben —“

Wie er so ihren bebenden Körper an seinem Herzen fühlte, wie er wieder und wieder seine Lippen auf ihren Mund preßte und in ihre feuchtschimmernden Augen sah, da kam es ihm erst voll und ganz zum Bewußtsein, daß er Magda liebte. Jetzt war es kein ruhiges, selbstgefälliges Erwägen mehr, das sein Herz beeinflußte. Aus dem tiefsten Innern der Brust quoll ihm die Frage: „Magda, meine Magda — hast du mich denn auch lieb — so recht von ganzem Herzen lieb?“

Und wie wohl tat es ihm, als sie nicht antwortete mit lautem Wort, als sie nur das Köpfchen gegen seine Brust legte und sich zärtlich an ihn schmiegte.

Und dann, als er ihr mit der Rechten sanft über das Blondhaar strich, schlug sie die Augen zu ihm empor, und leise nur, aber so recht zuversichtlich und vertrauensvoll kam es über ihre Lippen: „Zu zweien, Max — zu zweien durchs ganze Leben —“

Drüben, im Kontor, trat Bogumil Ferno aus dem Privatzimmer der Chefs, in dem er sich am Shannonschrank ein Geschäftchen gemacht hatte, und schlenderte langsam und gemächlich seinem Platze zu. Er lächelte ganz absonderlich, und als er sich endlich auf seinen Drehstuhl gesetzt hatte, spitzte er die Lippen, und gleich darauf klang sein leises Pfeifen durch das Kontor:

„— nur das eine bitt' ich dich:
Liebe mich — liebe mich!"

Sturm, der ganz am anderen Ende des langgestreckten Raums mit dem Kassierer am Tresor gesprochen hatte, fuhr herum. Sein Gesicht färbte sich kirschrot vor Entrüstung.

„Wer hat da gepfiffen? Ich muß doch bitten — wer hat gepfiffen?"

Bogumil Ferno legte die Feder hin und strich sich mit der rechten Hand wohlgefällig die rotblonden Spitzen seines werdenden Schnurrbärtchens: „Mit Ihrer Erlaubnis — ich, Herr Sturm."

Wie eine Gewitterwolke schob sich der Gewaltige den Gang entlang, bis er dicht vor dem kleinen grinsenden Strick stand: „So — Sie! Und mit meiner Erlaubnis, meinen Sie! Sie wollen mich wohl noch uzen, Sie — Sie! Hat man das Ihnen nicht schon in der Kinderstube beigebracht, daß man in anständiger Gesellschaft nicht pfeift! Und nun gar auf unserem Kontor! Wenn Sie sich zum Kunstpfeifer ausbilden wollen, dann brauchten Sie nicht bei Baumgart & Komp. als Volontär einzutreten, — Herr — Herr Ferno!"

Das ganze Kontorpersonal spitzte die Ohren. Das war

immer eine willkommene Abwechselung, solch ein Streit zwischen Sturm und Ferno!

Der letztere machte ein unendlich harmloses Gesicht und



erhob sich ganz langsam. „Aber ich war doch so sehr vergnügt, — Herr — Herr Sturm!“

„Dazu sind Sie nicht hier, um vergnügt zu sein! Das besorgen Sie ja mehr als genug außerhalb unseres Kontors. Jedenfalls bitte ich mir aus, daß hier Ernst und Ruhe herrscht!“ Der alte Herr redete sich immer mehr in die Wut hinein, je länger er in das lächelnde Gesicht des naseweisen Jünglings sah, der unmittelbar unter seinen Augen die Lippen schürzte, als ob er im nächsten Augenblick wieder lospfeifen wollte. „Ich werde übrigens dem Herrn Chef Mitteilung machen von Ihrem unmotivierten Vergnügtsein, Herr — Herr Ferno!“ stieß er endlich hervor. „Und ich denke, der wird wohl etwas Wermut in Ihre Freude träufeln.“

Herr Ferno lächelte sein harmloses Lächeln weiter: „Ach nein, Herr Sturm, das glauben Sie nur ja nicht. Der junge Herr Chef war nämlich eben, wie ich von drüben sah,“ er zog den Federhalter hinter dem Ohr hervor und wies mit ihm auf das Privatkontor — „der junge Herr Prinzipal war nämlich eben auch ungeheuer vergnügt.“ Und ehe Sturm sich abwenden konnte, hatte der Schlingel die Lippen ganz dicht an sein linkes Ohr gebracht und flüsterte ihm vertraulich hinein: „Unter uns gesagt, Herr Sturm — Als Verlobte empfehlen sich: Max Baumgart und Magdalene Hildberg!“

---

4. Kapitel.

„Nur keinen langen Brautstand!“ erklärte Max Baumgart sehr entschieden schon in den ersten Tagen nach seiner Verlobung. Ihm graute vor der langen Kette der Feste, in denen der recht umfangreiche Bekannten- und Freundeskreis des väterlichen Hauses jedenfalls das junge Brautpaar pflichtschuldigst feiern würde, ihm graute vor den endlosen Tischreden, die dabei unfehlbar gehalten wurden, vor den unvermeidlichen Quittungsvisiten, vor den neugierig musternden Blicken, mit denen Magda und er beglückt werden würden. Und jedesmal, wenn er ihr in die Augen sah, dann las er in ihnen den gleichen Wunsch. Jedesmal auch vor allem, wenn er einmal einige karge Minuten mit ihr allein war, wuchs sein sehnsüchtiges Verlangen nach dem eigenen Heim.

Der Vater hatte des Sohnes Willen sofort als höchst berechtigt anerkannt. Er hätte in jenen Tagen, in denen mit der Verlobung des Ältesten sein eigener Herzenswunsch erfüllt wurde, überhaupt zu allem Ja und Amen gesagt, was jener vorschlug, so beglückt war er. „Na — aber natürlich, mein Junge! Worauf wollt Ihr den warten? Das hätte ja gar keinen Sinn.“ Und mehr denn sonst zum Scherzen aufgelegt, hatte

er seiner Frau neckisch auf die Schulter geklopft: „Siehst Du, Fiekchen — so waren wir auch — damals —! Es konnte gar nicht schnell genug gehen — jawohl — und du, du drängeltest am schlimmsten! Du wußtest ja freilich auch, was du für eine Perle von Mann bekamst!"

Die Kommerzienrätin lächelte zwar, als sie erwiderte: „Nun, so ganz freilich kannte ich deinen dicken Eisenschädel denn doch noch nicht!" Aber dann zog sie das gute Gesicht in bedenkliche Falten und stemmte die rundlichen Hände energisch auf die Tischplatte. „Kinder, so schnell, wie ihr euch das vorstellt, geht das wirklich nicht. Ihr könnt doch unmöglich als junges Paar in unseren Fremdenzimmern logieren oder in irgend einem Hotel. Da muß eine Wohnung gefunden werden, und sie will eingerichtet sein. Und Magdas Ausstattung erfordert doch auch ihr Recht. Kinder — und dann: freut euch doch erst einmal der goldenen Brautzeit. Das kommt nicht wieder, sag' ich euch — nie wieder! Es kommen später wohl — und Gott geb' sie euch — andere Glücksstunden, aber die Brautzeit ist doch nun eben einmal die Brautzeit." Sie zerdrückte eine kleine Träne der Rührung in den Augen, und halblaut zitierte sie: „Es muß ein Wunderbares sein ums Lieben zweier Seelen —"

„Na ja, Mamachen, da mag ja Goethe recht haben —"

„Redwitz — mein Redwitz, Alterchen!"

„Schiller oder Goethe oder Redwitz, das ist ja ganz egal. Die Hauptsache ist, daß er nichts von langer Wartezeit gesagt hat. Und wenn die Kinder nun 'mal, was ich durchaus in Ordnung finde, bald heiraten wollen, so möcht' ich doch wissen, warum sie das nicht sollen. Das bißchen



Ausstattung ist doch schnell besorgt heutzutage. Ich will mich verpflichten in weniger als zwei Wochen —"

„Du redest, wie du das verstehst, Fritz — nimm mir das nicht übel. Im übrigen sind das Frauenangelegenheiten, da laß ich mir nicht hineinreden. Aber ich will ja gar

nichts Ungebührliches von den Kindern verlangen — im Herbst —"

Worauf sich ein entschiedener Protest von seiten Max erhob. Magda saß still neben ihm, aber sie suchte seine Hand und drückte sie in herzlicher Zustimmung.

„Nun — nun," lenkte die Mama denn auch schon ein. „Wenn ich Herbst sage, so braucht es ja nicht gerade der Oktober zu sein. Aber, Kinder, im Juli muß Vater nach Karlsbad — das sind vier Wochen! Die Nachkur dann: das sind allermindestens wieder drei Wochen. Da haben wir denn schon Ende August — nun, und bis Mitte September könnte ich ja wohl auch so einigermaßen fertig sein mit der Ausstattung. Und dann habt ihr auch gerade die schönste Reisezeit, denn nach Norditalien werdet ihr ja doch gehen. Du mein Gott, was machst du für ein Gesicht, Maxel? Willst du etwa auch nach der modernen Art gar keine Hochzeitsreise machen?! Na, Magda, mein Goldherz, die Idee laß nur gar nicht aufkommen. Denn weißt du, nachher kannst du ewig auf Italien warten. Mir hat's Papa auch schon seit vierzig Jahren versprochen —"

So blieb es also bei dem September.

Das Brautpaar durfte nicht mit dem Durchschnittsmaß gemessen werden. Die Frau Kommerzienrätin war nicht ganz zufrieden mit ihrem Ältesten, und wenn sie es auch nicht aussprach, so schüttelte sie doch bisweilen mißbilligend den Kopf. Er war so ganz anders, als sonst ein Jungverlobter zu sein pflegt. Er war ziemlich karg mit seinen Aufmerksamkeiten gegen Magda und, wenigstens nach der Meinung der Mutter, nicht zärtlich genug zu seiner reizenden Braut.

Magda freilich schien das nicht zu empfinden. Sie war unverändert die Gleiche, immer heiter und zufrieden, dankbar für die kleinste Freundlichkeit. Und wenn Max wohl dann und wann, in den wenigen Stunden, in denen sie sich selbst überlassen waren, ungeduldig von dem Zwange sprach, unter dem er lebte, dann hatte sie stets ein begütigendes Wort, ein Wort frohen Ausblicks in die Zukunft.

Noch ehe der Vater nach Karlsbad reiste, hatte Max eine ernste Aussprache mit ihm. Er stellte dem alten Herrn noch einmal die Gefahr vor, von der Konkurrenz ganz an die Wand gedrückt zu werden, er betonte die Notwendigkeit, ihr durch eine gründliche Reorganisaiion des Betriebes eine Paroli zu biegen.

Der Kommerzienrat war während der Auseinandersetzung des Sohnes im Zimmer auf- und abgeschritten, nach seiner Gewohnheit ein kleines Blättchen Papier zwischen den Fingern langsam zusammenrollend und dann wieder aufwickelnd.

„Wir wollen Sturm rufen," meinte er endlich. „Er ist mit den einschlägigen Verhältnissen genau vertraut und kennt vor allem die Branche, wie kaum ein zweiter."

„Ich habe wahrhaftig nichts gegen Sturm," warf Max ein. „Aber ich meine, Papa, was wir zu erwägen haben, das erörtern wir am besten unter uns. Ich glaube auch, du überschätzt Sturm denn doch ein wenig: er war ohne Zweifel einst mit der Branche gut vertraut — ob er es jetzt noch ist —"

„Lieber Sohn —" zum ersten Male klang eine ausgeprägte Empfindlichkeit aus des Vaters Worten, der Ton seiner

Stimme verschärfste sich. „Lieber Sohn, bitte, wirf uns doch noch nicht ganz zum alten Eisen! Wir haben nicht umsonst die Erfahrung von Dezennien hinter uns, während — verzeih'! — Deine Erfahrung denn doch mehr auf dem technischen Gebiet liegt.“ Ohne eine Entgegnung abzuwarten, öffnete er die Tür des Hauptkontors und bat den Prokuristen herüber.

Gleich darauf schob sich die hagere Gestalt Sturms durch die Tür. „Der Herr Kommerzienrat wünschen?“

„Lieber Freund“ — der Senior deutete auf einen Stuhl am Konferenztisch — „bitte, nehmen Sie Platz. Mein Sohn möchte vor meiner Abreise noch verschiedene geschäftliche Angelegenheiten erledigt sehen, und wir wollten auch ihre Ansichten hören.“ Er entwickelte mit der ihm eigenen Klarheit die Vorschläge des Jüngeren. Dann und wann wandte er sich an Max: „Nicht wahr — so meinst du doch?“ und jener konnte nie anders, als zustimmend das Haupt neigen. Endlich aber fragte der alte Herr direkt: „Nun — und Ihre Ansicht, lieber Sturm?“

Der Prokurist hatte die Hände geschlossen vor sich auf die grünüberzogene Tischplatte gelegt und schlug auch, während er sprach, die Augen nicht auf.

„Herr Kommerzienrat,“ begann er, „es ist nicht zu verkennen — darin hat Ihr Herr Sohn ganz unzweifelhaft recht — wir befinden uns in einer Lage, die ich nicht gerade als ungünstig bezeichnen will, die aber doch auch nicht günstig ist. Die Aufträge sind recht schlecht eingegangen, wir arbeiten auch, wenn nicht mit Verlust, so doch mit sehr kleinem Gewinn.“

Max schaute erfreut auf. Er hätte nach den bisherigen Erfahrungen kaum gedacht, daß sich der Alte, wie es jetzt schien, auf seine Seite stellen würde.

„Für ein anderes, weniger gut fundiertes Geschäft würde das bedenklich sein, für Baumgart & Kompagnie ist es das glücklicherweise nicht. Denn ich glaube, es handelt sich nur um eine vorübergehende Erscheinung, die nicht in uns, sondern in der allgemeinen Lage des Weltmarktes ihre Ursache hat. Wenn sich der Herr Kommerzienrat erinnern wollen — in den fünfziger Jahren litten wir unter ganz ähnlichen Verhältnissen, und sie gingen schließlich vorüber, ja es folgte eine neue Zeit des gewerblichen Aufblühens. Nicht viel anders war es nach der großen Schwindelperiode in den siebziger Jahren. Damals war die Konkurrenz auch mit voll Dampf ins Zeug gegangen — wir aber, die ihrem Treiben ruhig zusahen, waren schließlich die Klügeren gewesen.“

Jetzt war es der Kommerzienrat, der sichbar befriedigt nickte. „Ganz meine Ansicht, Sturm — ganz meine Ansicht!“

Die leise Stimme des Alten hob sich. „Wir — wollte sagen: das Haus Baumgart & Kompagnie — können es eben aushalten, wir brauchen das Mäntelchen nicht nach jedem Winde auszuhängen. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach springt wohl jetzt der oder jener Kunde ab, aber später kommt er doch zu uns zurück. Dafür sorgt schon die eigene Torheit der Konkurrenz. Ich habe erst heute ein Beispiel erlebt, das mir recht beweiskräftig erscheint.“ Er erzählte umständlich von einem soeben eingegangenen Auftrag.

Max war an das Fenster getreten und schaute hinaus in

den Garten, auf dem die helle Mittagssonne lag. Drüben unter dem Schattendach neben der Veranda saß Magda — —

Er hörte nur noch mit halbem Ohr auf die Worte Sturms. Wozu auch? Er sah ja schon jetzt, daß sein Anlauf doch wieder einmal so gut wie abgeschlagen war. Und zum ersten Male überkam ihn der Gedanke: „Könntest du nicht all die Sorgen

hinter dich werfen und mit deinem jungen Weibe hinausziehen in die Fremde, ihr und dir eine eigene, eine wirklich selbständige Existenz zu gründen?!" Aber so schnell in ihm der Gedanke aufgetaucht war, so schnell verwarf er ihn auch. Er mußte der einmal übernommenen Pflicht gerecht werden: der Pflicht gegen seine Eltern, der Pflicht auch gegen den Besitz! Es war sein Erbe, das er zu verteidigen hatte — selbst gegen den eigenen Vater. Und mit diesem Erbe war nicht allein das Wohlergehen der ganzen Familie eng verwachsen, von ihm hingen auch Hunderte von anderen Existenzen ab. Nicht als ob er den Ruin gefürchtet hätte. Der war wohl nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen: aber er fürchtete, daß das blühende Unternehmen dem langsamen Siechtum verfallen, daß es mehr und mehr einrosten würde, bis es zu spät war, bis die Liquidation der letzte ehrenvolle Ausweg blieb.

Und alle Energie zusammenraffend, wandte er sich um und versuchte Sturms Anschauungen zu entkräften. Er sprach scharf und hitzig, hitziger als sonst in seiner Art lag. Beide Männer hörten ihm schweigend zu. Der Vater weit zurückgelehnt in seinem Stuhl, mit dem Ausdruck des Mißbehagens auf dem Gesicht; der Prokurist vornübergebeugt, die Fingerspitzen leise aneinander reibend.

Als Max endlich schloß, nahm zu seiner Verwunderung Sturm zuerst das Wort.

„Da die Herren Prinzipale doch einmal so gütig waren, mir Ihr Vertrauen dadurch zu beweisen, daß sie mich an dieser Beratung teilnehmen ließen," begann er in seiner umständlichen Weise, indem er den Kopf leise hin und her wiegte,

„so halte ich es auch für meine Pflicht, ganz offen mit meiner Ansicht zutage zu treten —“

„Natürlich, Sturm — das sollen Sie,“ unterbrach ihn der Senior.

„Danke sehr — danke sehr, Herr Kommerzienrat. Und da muß ich nun gestehen, daß ich vorhin das Unglück gehabt habe, ein wenig mißverstanden zu werden. Ich will mich keineswegs der Ansicht verschließen, daß sich das eine oder das andere in unserem Betriebe verbessern ließe. Ich wollte mir nur erlauben, vor einem allzu übereilten Vorgehen zu warnen.“ Er wandte sich immer noch ohne aufzusehen, an Max direkt: „So glaube ich, ist ohne weiteres zuzugeben, daß unsere Maschinen zum Teil nicht mehr ganz vorteilhaft arbeiten —“

„Aber das ist es ja, was ich behaupte! Was bleibt also da noch übrig, als ihr Ersatz!“ rief Max, erstaunt über die Schwenkung, welche Sturm übernahm.

„Ihr wenigstens teilweiser Ersatz, Herr Baumgart, möchte ich einschalten. Der sukzessive Austausch — aus den laufenden Betriebsmitteln. Man könnte vielleicht — ich bin Techniker genug, um bestimmte Vorschläge zu machen — man könnte vielleicht mit der großen Dampfmaschine und dem Kesselhause beginnen. Das wäre eine Ausgabe, die sich aus dem Jahresertrage bestreiten ließe —“

Der Senior erhob sich. Auch auf seinem Gesicht malte sich ein leichtes Staunen über die veränderte Haltung des Prokuristen. Aber er hatte sich schnell entschlossen, auf den Kompromiß einzugehen. „Gut also, Max! Es soll mir recht sein. Stelle während meiner Abwesenheit einen detaillierten

Entwurf auf, setze dich auch gleich mit einer, dir geeignet erscheinenden Fabrik in Verbindung — die definitive Bestellung wollen wir dann nach meiner Rückkehr vergeben."

„Ich danke dir, lieber Papa!" Max war selbst so erstaunt über den unerwarteten Sieg, den er errungen, daß er nachher im Hauptkontor dem Prokuristen vertraulich auf die Schulter schlug: „Ich bitte Ihnen im stillen ein Unrecht ab, Sturm! Wahrhaftig, ich habe Sie falsch beurteilt — ich nahm an, Sie wären mein grundsätzlicher Gegner."

„Aber wie sollte ich, Herr Baumgart? Im Gegenteil! Ich kenne nur den Herrn Papa so genau. Man tut nicht gut, bei ihm mit der Tür ins Haus zu fallen —"

„Werd ich mir merken, Sturm. Und nun nochmals Dank! Sie werden sich selbst am meisten freuen, wenn wir tüchtig vorwärts kommen."

Es war eine Zeit frohen Aufatmens für Max, die Zeit während der Abwesenheit des Vaters. Er ging mit Feuereifer an seine Aufgabe: in stundenlangen Konferenzen mit Rastin, in langen Beratungen mit den Ingenieuren der Kesselfabrik und des Etablissements, dem er die Betriebsmaschine zu übertragen gedachte, wurden alle Einzelheiten erwogen. Auch sonst gab es in der Fabrik Gelegenheit, die Periode der Regentschaft, wie Ferno meinte, auszunutzen. Eine Anzahl neuer Muster wurde fertig gestellt, ein paar tüchtige Reisende neu engagiert, um die Kundschaft aufzusuchen, neue Verbindungen anzuknüpfen, alte wieder aufzufrischen.

Die freudigere, selbständige Tätigkeit wirkte auf die Stimmung des Bräutigams in der glücklichsten Weise ein. Wie wohl war ihm zu Mute, wenn er nach der angestrengten

Tagesarbeit an Magdas Seite ausruhen konnte, wenn ihre Fürsorge ihm all die kleinen Behaglichkeiten bereitete, die er liebte. Wie sonnig und schön mußte das erst sein, wenn er am eigenen Herde mit seinem Frauchen saß!

Der Mutter nahm er jetzt Magda fast zuviel in Anspruch. Die Frau Kommerzienrätin hatte ja alle Hände voll zu tun, oder vielmehr: sie hätte ihrer Versicherung nach vier Hände haben müssen, wenn sie alle Aufgaben, die auf ihr lasteten, in der gehörigen Ordnung hätte erledigen wollen! Und da brummte dieser Egoist von Max schon, wenn die Damen einmal von den Besorgungen über die Frühstückszeit hinaus in der Stadt festgehalten worden waren, oder wenn sie Magda am Abend noch zu einer kleinen und doch unendlich wichtigen Beratung heranziehen wollte. Kaum daß er zu bewegen gewesen war, mit auf Wohnungssuche zu fahren.

Das heißt: eigentlich hatte die Mama ihm selbst das erspart. Sie hatte längst eine passende Wohnung für die „Kinder“ in petto gehabt; im Vertrauen gesagt schon vor deren Verlobung. Und unerhört war es von Max, daß er gar nicht einmal so recht mit ihrer fürsorglichen Wahl einverstanden schien.

Das Haus, in dem sich die erkorene Wohnung befand, lag schrägüber der Baumgartschen Villa. Es war ein hübsches einstöckiges Haus, mit schmalem Vorgarten und großem Hintergarten. Der Besitzer bewohnte das Erdgeschoß, die erste Etage stand seit längerer Zeit leer; der Wirt war etwas wählerisch in der Auswahl seiner Mieter, wie die Kommerzienrätin erfahren hatte, und er konnte sich den Luxus selbst eines beträchtlichen Mietsausfalls leisten.

„In das Fernosche Haus? Liebe Mama, gern nicht!“ hatte Max sofort erklärt, als die Mutter ihm ihren Plan unterbreitete.

Sie sah ihn erstaunt an. „Aber warum denn nicht, Maxel? Kennst du das Haus denn? Du wirst vergeblich nach einer angenehmeren Etage suchen.“

„Das Haus kenne ich nur von außen, und die Etage daher gar nicht. Aber Herrn Ferno, Viktor Ferno, den kenne ich, denn wir haben zusammen dieselbe Schulbank gedrückt. Und er müßte sich gewaltig geändert haben, wenn aus dem unausstehlichen Lümmel nicht ein gräßlicher Protz geworden sein sollte!“

Max hatte so unrecht nicht. Wenn Bogumil Ferno von seinem Onkel Viktor sprach, versäumte er nie, hinzuzusetzen: „Er ist von der anderen — von der adeligen Linie!“ Das war eigentlich undankbar von dem leichtsinnigen Jüngling, denn er lebte halbwegs auf Kosten seines reichen Erbonkels. Aber ganz ohne Grund war die spöttische Redensart doch nicht, wie man an den Koffern sehen konnte, wenn Herr Viktor Ferno verreiste, was nicht selten geschah. Auf jedem Stück, von dem länglichen Koffer für die Beinkleider bis zu den Hutschachteln und der Frühstücksmenage, prangte nämlich das Monogramm des glücklichen Besitzers, und das V von Viktor war überall so klein geraten, daß es schon ein äußerst böswilliger Hotelportier hätte sein müssen, der Herrn Viktor Ferno nicht ohne Weiterungen das Adelsprädikat zubilligte.

Vor fünfzig Jahren hatte der Vater des jungen Millionärs das erste Stück von seinem Grundbesitz, einer

großen Gärtnerei, verkauft, das Terrain, auf welchem sich jetzt die Baumgartsche Besitzung und die Fabrik erhoben. Dieser Besitzwechsel ging damals noch zu einem sehr bescheidenen Preise vor sich, seither aber war der Wert des Grund und Bodens um das Zwanzigfache gestiegen. Der alte Mann hatte seinen Besitz mit echter Bauernschlauheit und Bauernzähigkeit festgehalten, bis ihm in den Gründerjahren eine Baugesellschaft einen kolossalen Preis bot. Als dann jenes Unternehmen verkrachte und Hunderttausende verloren gingen, schlug ihm diese Wendung zu neuem Glück aus: er übernahm den größten Teil der noch nicht bebauten Grundstücke sehr billig wieder, denn er hatte bedeutende Resthypotheken auf denselben behalten. Kaum waren zehn Jahre vergangen, so erfolgte ein neuer Aufschwung auf dem Grundstückmarkte, und er verkaufte sie zum zweitenmale mit großem Gewinn. Nur das eine Haus hatte er behalten und bei der Mündigkeitserklärung seines einzigen Sohnes samt einem bedeutenden Teil seines Vermögens auf diesen übertragen. Er selbst blieb in seinem alten dürftigen Gärtnerhäuschen, das am äußersten Rande des hinteren Gartens lag, wohnen, und seine einzige Freude war, wenn sein Viktor den vornehmen Mann spielte, das Geld mit vollen Händen fortwarf, oder wie er sich ausdrückte: „alle Affen tanzen ließ."

„Aber, Maxel, was geht dich der Wirt an?" meinte die Kommerzienrätin. „Ich will dir nicht zureden, aber das sage ich dir, eine hübschere Wohnung findet ihr nicht. Und bedenke: es ist nur ein Katzensprung bis zu uns und bis zu der Fabrik. Ansehen müßt ihr euch die Etage auf jeden Fall."

Das geschah denn auch, und die Wohnung entsprach in der Tat so sehr allen Wünschen, sie hatte Magdas Beifall in so hohem Maße, daß Max sich nicht weigerte, sie zu mieten. Als er dann freilich bei Herrn Viktor Ferno vorsprach, um den Kontrakt abzuschließen, dauerte ihn seine Zustimmung halb und halb schon wieder.

Der Dekorateur, der das Junggesellenheim des Millionärs eingerichtet hatte, war ohne Zweifel ein kluger Mann gewesen, der den Geschmack seiner Kundschaft wohl zu berücksichtigen wußte. Was Baumgart von der Wohnung sah — den breiten Korridor mit dem mächtigen Spiegel in prächtig geschnitztem Rahmen, auf dessen Konsole silberne Büsten und Schalen standen, das „Arbeitszimmer" des Hausherrn mit seinen zopfigen, schildplattausgelegten Polisandermöbeln und den üppigen weichen Teppichen, der Blick in das anstoßende Rauchzimmer im bunten orientalischen Geschmack — bewiesen, daß der Kostenpunkt bei der Einrichtung keine Rolle gespielt hatte. Und auch der Diener mit dem schlauen, glattrasierten Gesicht, der Max anmeldete, paßte ganz zu dem Gesamteindruck; er sah aus, als ob er aus einem fürstlichen Hausstande auf Zeit entliehen sei.

Herr Ferno ließ warten, und Max Baumgart hatte Zeit, sich ein wenig umzuschauen. Unwillkürlich blieb sein Blick an den Gemälden an der Querwand des Zimmers haften. Er mußte lächeln: es waren drei kleine Meisterwerke in prunkvollem Goldrahmen; ein jedes mit dem Namen des Künstlers in recht großen Lettern darunter; das vierte aber war ein schlechter Öldruck in krassen Farben. Das Sujet mochte den Hausherrn gereizt haben: das Bild stellte eine

Szene aus dem griechischen Olymp dar, wie er sich etwa in den Offenbachiaden wiederspiegelt.

Aber da war ja Herr Ferno schon selbst. Im eleganten Morgenkostüm, in ganz hellen weiten Beinkleidern und in einer dunkelblauen Sammetjacke, kam er aus dem Nebenzimmer, und mit ihm ein Duft, gemischt aus Patschuli und türkischem Tabak.

„Mein lieber Baumgart — welche Freude! Nein — was siehst du prächtig aus! Ich darf doch an dem alten freundschaftlichen ‚du' festhalten?! Nicht wahr?! Bitte, nimm Platz — Zigarre gefällig? Oder lieber eine Zigarette? Ich weiß schon, weshalb du kommst — daß ihr, deine verehrte Frau Mama, Fräulein Braut und du, die Wohnung oben angesehen habt. Übrigens meinen Glückwunsch noch nachträglich — du beneidenswerter Glückspilz!"

Viktor Ferno galt gewiß im Kreise seines näheren Umgangs als bildschöner Mann. Und er war wirklich eine ganz stattliche Erscheinung, nur daß das regelmäßig geschnittene, aber aufgedunsene und übermäßig gerötete Gesicht die unverkennbaren Spuren zu guten Lebens trug. In den etwas müden Augen lag ein gewisser Zug von Gutmütigkeit, und neben allem Gemachten und Gezierten klang aus seinen Worten sogar ein Ton wirklicher Herzlichkeit. So unverkennbar, daß Max Baumgart die Begrüßung freundlicher, entgegenkommender erwiderte, als es ursprünglich in seiner Absicht gelegen hatte. Das „du" wollte ihm zwar nicht recht über die Lippen, aber er schüttelte doch die ihm mit weit abgespreiztem Ellbogen dargebotene Hand und nahm Platz.

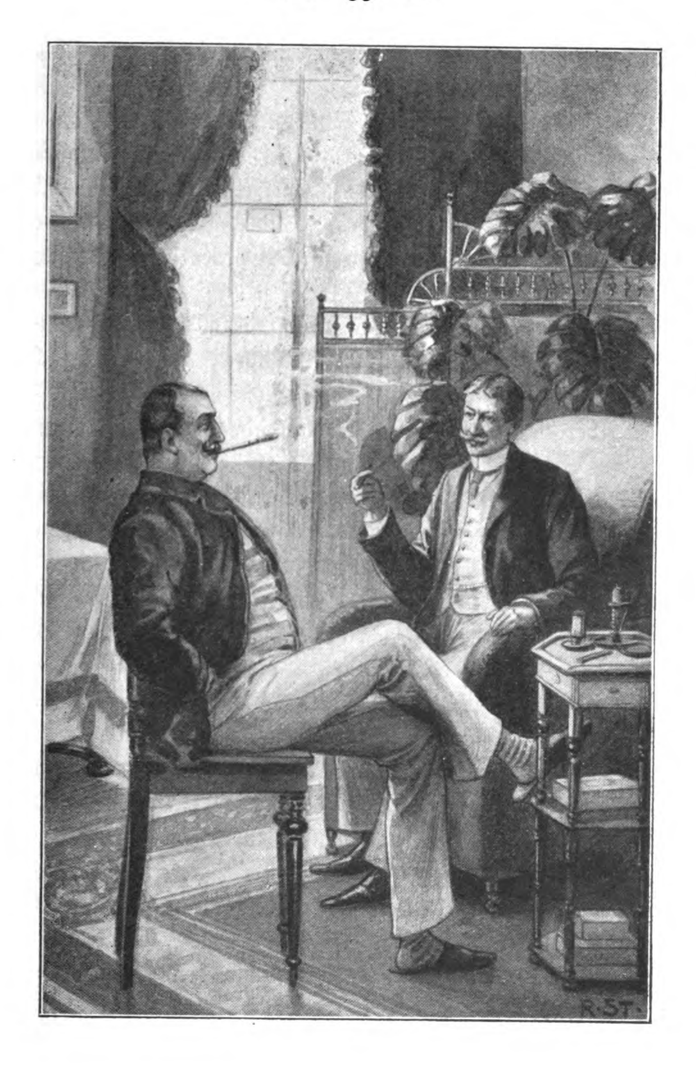
„Gefällt euch die Wohnung? Ja — nun das freut

mich herzlich. Über die Bedingungen wird dir der Portier ja schon Bescheid gesagt haben, und den Kontrakt lasse ich dir zugehen. Selbstverständlich, daß ich alles von Grund auf renovieren lasse — auf meine Kosten natürlich. Solch junges Pärchen — hm! hm! — muß doch ein blitzsauberes Heim haben, und — jawohl! — mir ist's eine Freude! Eine wirkliche Freude! Wenn aber dein Fräulein Braut irgend einen besonderen Wunsch haben sollte — laß mich's wissen." Er sagte das alles in einem lässigen, gedehnten Tone, mit einer eigentümlich dicken Stimme, die durch einzelne schnarrende Nebenklänge eine ganz absonderliche Färbung erhielt.

Und dann, während er behaglich die Beine über einander geschlagen hatte, lachte er: „Du Glückspilz, du! Mitinhaber der Firma Baumgart & Kompagnie, bald Gatte der reizendsten Frau unter der Sonne, die nebenbei auch eine — pardon! — eine brillante Partie ist — das muß man sagen — famos! Famos!"

Max hielt es für angemessen, über die „brillante Partie" mit Stillschweigen hinwegzugehen. Um dem Gespräch möglichst schnell eine andere Wendung zu geben, erkundigte er sich, wie es dem alten Schulkameraden in der Zwischenzeit ergangen sei.

„Vorzüglich — danke recht sehr! Das heißt, man muß zufrieden sein, denn an Sorgen fehlt's ja nicht. Ich kann dir sagen, ich habe fürchterlich zu tun — fürchterlich! Man kommt aus den Aufregungen nicht heraus. Da — sieh nur einmal nach meinem Arbeitstisch hinüber — da liegen die Rennkalender und die neuen Sportzeitungen. Kaum ist die Frühjahrskampagne vorüber, so muß man sich auf die Herbst-


R·ST·

saison" — Ferno sprach das Wort mit prononziert englischem Akzent — „vorbereiten."

„Du bist also unter die Sportsleute gegangen?"

„Natürlich. Das heißt: ein bischen wenigstens! Trabersport — hab' ein paar famose Amerikaner importiert — Bessy III und May Flower — aber, Max, liest du denn keine Sportzeitung?" Die Frage kam ordentlich mitleidsvoll heraus.

„Meine Zeit ist leider zu knapp dazu. Äußerst knapp! du mußt mich daher auch entschuldigen, wenn ich schon wieder aufbreche, Ferno —"

„Aber natürlich! Das heißt schade ist es, daß du nicht noch ein Viertelstündchen bleiben kannst. Ich hätte dir so gern meine Wohnung gezeigt. Erst im Frühjahr wieder alles umgekrempelt, denn — by Jove — ich halte es nun einmal nicht länger als ein Jährchen in denselben Möbeln aus. Es wird einem langweilig, und ich bin ein Mensch, der immer Veränderung haben muß. Ein durchaus modener Mensch — alles Nerv — zu viel Nerv leider oft!"

Sie standen schon in der Tür, als Ferno plötzlich laut auflachte: „Es freut mich zu sehr, daß du gerade in mein Haus ziehst, Max — zu sehr! Weißt du — offen gestanden! — ich hatte schon, als ich von deiner Verlobung hörte, die leise Hoffnung. Aber dann dachte ich wieder: die jungen Leute werden nicht so dicht bei den Eltern niederhocken wollen. Du hast ja doch den ganzen Tag den Herrn Papa, sozusagen, in handgreiflichster Nähe — ja, das dacht' ich! Zu komisch — was? Aber, wie gesagt, desto größer ist nun meine Freude — —"

Sie schüttelten sich die Hände, und Max hoffte endlich loszukommen. Aber Ferno ließ es sich nicht nehmen, ihm das Geleit bis an die Korridortür zu geben. Und hier legte er seine Hand noch einmal auf Baumgarts Schulter und fragte, als ob ihm ein plötzlicher Einfall käme: „Du, Max, sag mal: ihr habt ja den Bogumil, meinen kleinen neveu, als Volontär angenommen. Es ist doch, sozusagen, meine Pflicht als Onkel, daß ich mich nach dem Bruder Leichtsinn erkundige. Wie seid ihr denn mit ihm zufrieden?"

„Ich kann dir wirklich keine eingehende Auskunft geben, Ferno! Soviel ich aber weiß, ist er ein ganz guter Arbeiter, nur, wie du ja auch eben andeutetest, ein wenig leicht."

„Ja — ja! Das wird wohl so sein. Nehmt ihn nur ordentlich heran! Feste — denn wenn solch ein armer Bursche in der Jugend nicht arbeiten lernt, was soll dann aus ihm werden! Nicht wahr?" Ferno half Max in seinen Sommerüberzieher und betrachtete diesen dabei: „Englisches Fabrikat — was? Ich lasse auch nur in London arbeiten — bei Wilcox & Murrison! Ja, was ich noch sagen wollte — du, Max, hast du vielleicht bemerkt, daß der Schlingel, mein neveu, sich für die kleine Sturm interessiert, die Tochter eures alten Prokuristen? Schwärmt mir der Kiekindiewelt da neulich, als ich ihn Sonntags mal mit zum Diner nahm, allerlei von den Hexenaugen des Mädels vor — was weiß ich sonst noch? Du mein Gott, wohl eine Jugendeselei, und weiter nichts! Aber ich wollts dir nur so beiläufig sagen, damit du es vielleicht einmal dem alten Sturm stichst. Denn werden kann ja doch nichts aus der Sache. — Bitte empfiehl mich daheim — lege mich deiner Fräulein Braut zu Füßen. —"

Max ging nicht direkt nach Hause, auch nicht nach der Fabrik. Er machte einen weiten Umweg quer durch die Parkanlagen am Ufer. Ein Wort des faden Schwätzers wollte ihm nicht aus dem Sinn. Nicht etwa das Anliegen, das dieser zuletzt vorgebracht; er hatte nur mit halbem Ohre darauf hingehört. Das Wort war es: „Ich dachte, die jungen Leute werden nicht so dicht bei den Eltern niederhocken wollen.“ Was dem törichten Menschen nur einfiel?! War es denn nicht nur natürlich, daß er eine Wohnung möglichst nahe der elterlichen Villa, möglichst nahe auch der Fabrik wählte? Er war voraussichtlich während der größeren Hälfte des Tages nicht zu Hause — wie angenehm, wenn Magda dann schnell einmal zu der Mama hinüberhuschen konnte! Zumal da sich die Mutter und Magda so ausgezeichnet standen! Es war ja Unsinn — Unsinn!

Aber trotzalledem: der häßliche Gedanke wollte ihm nicht aus dem Sinn: ein Körnchen Wahrheit steckte doch in Fernos Bemerkung! Bei aller Liebe zu den Eltern, bei aller kindlichen Verehrung für sie — er wollte sein Weibchen für sich haben! Und da war es nicht klug gewesen, daß er „so dicht bei den Eltern niederhockte!“

So ganz unrecht hatte Ferno doch nicht!

---

5. Kapitel.

Nur keine große Hochzeit!“ Das war der zweite Wunsch gewesen, den Max wieder und immer wieder geäußert, und in dem er sich vollkommen eins wußte mit seiner Braut.

Anfangs schien es auch, als ob er wenigstens in dieser Beziehung seinen Willen durchsetzen würde. Im September war ja noch ein gut Teil des Bekanntenkreises verreist, und außerdem kam der Kommerzienrat nicht so munter und frisch aus Karlsbad zurück, daß er zu einer großen Festlichkeit, wie sie die Mutter wohl doch im stillen geplant hatte, besondere Neigung empfand. Die Kur war dem alten Herrn diesmal nicht ganz so gut bekommen, wie sonst stets. „Das kommt bloß davon, daß du wieder ohne mich reistest! Ich kenne das ja: wenn ich nicht aufpasse, machst du schon am dritten Tage einen Diätfehler!“ meinte die Kommerzienrätin, und Male erhielt strengste Order, alle Butter aus der Küche zu verbannen, obwohl der Patient auf das entschiedenste versicherte, daß man es in Karlsbad selbst mit den Saucen längst nicht mehr so genau nehme. „Das ist auch bloß wieder solch moderner Modeschwindel der Ärzte, die alle Jahre was Neues haben müssen“, wurde ihm erklärt. „Und nun gar bei der

Nachkur! Nein, Alterchen, es bleibt bei dem Rinderfett — da kommst du nicht drumrum. Ich will dich schon wieder in Ordnung bringen!"

Aber so schnell ging das doch nicht „mit dem in Ordnung bringen!" Der Kommerzienrat kränkelte während des ganzen Augustmonats, und sein Übelbefinden wirkte auch auf seine Stimmung zurück. Er nörgelte im Hause, und er nörgelte im Geschäft. Zu irgend einem bestimmten Entschluß war er weniger als je zu bringen, und der Sohn meinte schon aus Rücksicht auf das körperliche Befinden des alten Herrn jedes energischere Drängen unterlassen zu müssen.

Anfang September begann sich der Kommerzienrat dank seiner guten Konstitution oder dank Males kurgemäßer Küche zu erholen. Und als nun in einer langen, von der Mama angesetzten Beratung das äußere Wo? und Wie? der Hochzeit erörtert wurde, da stellte sich die „unabwendbare Notwendigkeit" heraus, wenigstens das Vermählungsdiner in größerem Kreise zu begehen. Es halfen keine Einwendungen — Max mußte schon zufrieden sein, wenn er es durchsetzte, daß der Polterabend im Hause gefeiert wurde. Das Hochzeitsdiner bei Huster — im Englischen Hause: das war nun einmal unerläßlich, und auf der schnell aufgestellten Liste reihten sich zu seinem stillen Entsetzen sechs Dutzend Namen aneinander, von denen ein guter Teil ihm wirklich nicht mehr als eben Namen waren.

„Aber Kinder", erklärte die Mama immer aufs neue, wenn sie sah, wie ihr Ältester verzweiflungsvoll die Augen gen Himmel aufschlug. „Kinder, man hat doch seine Verpflichtungen. Was würden denn die Leute sagen, wenn wir

euch so ganz ohne Sang und Klang zusammentäten? Redet mir nicht — ich kenne die Welt!“ Dann, nachdem sie wieder einen neuen Bekannten aufgefunden hatte, der unmöglich übergangen werden durfte, meinte sie mit ihrem kleinen listigen: Lächeln: „Na — es kommt bei uns ja nicht so darauf an — aber was die Hochzeitsgeschenke sind —“

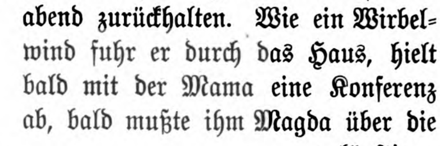
Magda wurde dunkelrot, und Max rief empört: „Aber Mama —“

Mama ließ sich nicht aus dem Text bringen. Ihr imponierte weder die Entrüstung des Sohnes, noch machte das Erröten der Schwiegertochter merkbaren Eindruck auf sie.

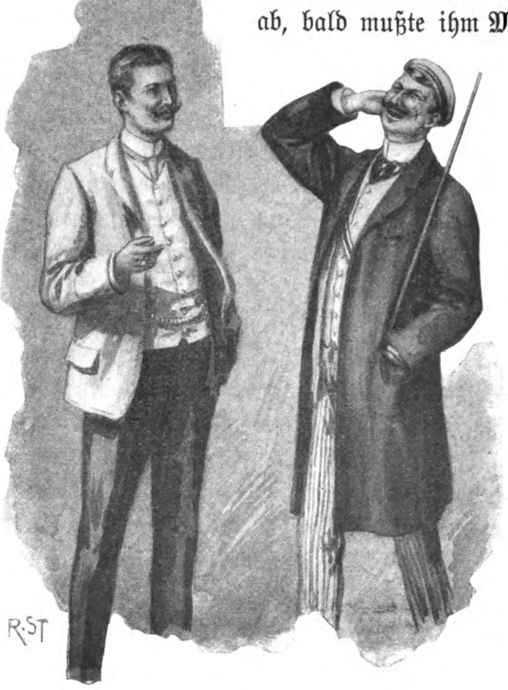
„Kinder, nehmt mirs nicht übel, das versteht ihr nicht“, gab sie kühl lächelnd zurück. „Solch junge Wirtschaft — da ist immer für die Hochzeitsgeschenke Platz, denn, wenn sie auch noch so komplett eingerichtet ist, kahl ist sie zuerst doch 'n bischen. So der letzte Schliff kommt erst — das ist wie mit den guten Bronzen, die erst ihre Patina weghaben müssen, ehe sie recht wertvoll und schön sind. Na, und denn: haben wir etwa nichts geschenkt als sich die Grete Schmidt oder die Annemarie Vandeuren verheirateten? Ich sage euch, der alte Schmidt und mein guter Vandeuren, die würden ganz komische Augen machen, wenn sie das nicht erwidern könnten. Und schließlich: es ist nun mal eine gute alte Sitte so mit den Hochzeitsgeschenken, da darf man nicht dran tippen!“ Sie holte tief Atem, wie immer, wenn sie etwas lebhafter gesprochen, und dann fuhr sie ruhiger fort: „Also — wo waren wir stehen geblieben? Richtig, bei dem Vandeuren — den hätte ich beinahe vergessen. —“

Wenige Tage vor der Hochzeit kam Otto, der die Ferien

zu einer Schweizerreise benutzt hatte, an. Er strahlte anscheinend vor Lebenslust und ließ sich nur mit Mühe von allen möglichen großartigen Veranstaltungen für den Polter-



abend zurückhalten. Wie ein Wirbelwind fuhr er durch das Haus, hielt bald mit der Mama eine Konferenz ab, bald mußte ihm Magda über die



zukünftige Wohnungseinrichtung berichten, bald neckte er sich mit Fräulein Male herum. Sogar die Wohnung des jungen Paares, in der noch die Tapezierer tätig waren, besichtigte Otto, und als er zurückkam, lachte er über das ganze Gesicht so herzlich, daß sich die bildschöne Quarte auf seiner Wange dunkelrot färbte: „Du, Max — ich habe auch

deinen zukünftigen Haustyrannen getroffen. Das ist ja ein pyramidaler Kerl, der Ferno! Einen Kognak hat er und eine Zigarre — und dumm ist er — zum Staunen! Er hat mir zwischen dem dritten und vierten Kognak einen Vortrag über die Kunst des verfeinerten Lebensgenusses gehalten — großartig! Verdiente gedruckt zu werden. Anfangs schien er ein wenig pikiert, daß er nicht zur Hochzeit befohlen ist, aber nach dem vierten Kognak wurde er wieder versöhnlich gestimmt und hatte die Gnade, mich zu versichern, in die Kirche käme er auf alle Fälle. Um dir persönlich alle Illusionen zu nehmen: er meinte, das sei so immer sein besonderer Tendre gewesen, die Braut in Weiß und die niedlichen Brautjungfern! A propos: wer bringt denn Magda den Kranz? Danach zu fragen, habe ich ganz vergessen."

„Fräulein Sturm!" Max sagte es mit leisem Widerstreben.

„So — die Kleine?"

„Magda wünschte es. Ich glaube, Helene Sturm hat sie wohl darum gebeten, ehe die Zusage von Tante Gouvain aus Schlosiehn kam — sonst wäre es ja in der Ordnung gewesen, daß Ellen Gouvain den Kranz überreichte —"

„Na — du tust ja gerade, als ob die kleine Sturm dir nicht recht wäre, Max? Was hast du denn gegen sie?"

„Gar nichts!" erwiderte der Ältere kurz und brach das Gespräch ab.

Am letzten Tag vor dem Polterabend kam der Kommerzienrat nicht auf das Kontor. Max aber nahm die Gelegenheit wahr, um mit dem Prokuristen noch einmal allerlei geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen. Er wollte unmittelbar

nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau auf etwa vier Wochen nach Italien reisen, und es lag ihm am Herzen, daß während dieser Zeit der Abschluß mit der Maschinenfabrik, der immer noch in der Schwebe geblieben war, trotzdem das Projekt schon seit zwei Wochen vorlag, perfekt würde.

Sturm war durchaus bereit, seinerzeit das möglichste zur Förderung der Sache zu tun — erklärte er wenigstens. Dann freilich zog er wieder die schmalen Achseln hoch: „Herr Baumgart — das heißt — auf eins muß ich Sie leider vorbereiten, wenn Sie es sich nicht schon selbst gesagt haben: aus dem laufenden Jahresertrag werden sich diesmal die Kosten nicht decken lassen.“ Er machte eine kleine Pause und fuhr dann leise fort: „Ich habe mir neulich einen Überschlag gemacht — ich fürchte, unser Abschluß wird nicht günstig!“

„Desto mehr Anlaß für uns, endlich einmal energisch vorzugehen, Herr Sturm! Stillstand ist Rückschritt; bei einem Geschäft, wie dem unsrigen, mehr als irgendwo anders. Also ich kann auf Sie rechnen?“ schloß Max eindringlich.

„Gewiß, Herr Baumgart! An mir soll es nicht liegen — das heißt, ich will alles tun, was in meinen Kräften steht —“

Am Abend war die Familie still beisammen. Eine ernste feierliche Stimmung lag über dem ganzen Hause. Die Eltern sprachen von jenem Tage, an dem sie selbst vor den Altar getreten waren; Magda und Max hatten die Hände in einander gefügt und hörten schweigend zu. Nur Otto warf dann und wann eine seiner übermütigen Bemerkungen ein. Dann, schon in vorgerückter Stunde, zog Max die Hand seiner Braut in seinen Arm — sie schritten noch einmal durch den Garten, dem Flusse zu.

Es war ein herrlicher Abend. Der Mond lugte zwischen den grünen Baumkronen hindurch und zeichnete lange Schatten auf die bekiesten Wege. Leise nur zog ein lauer Wind durch die Büsche, daß sie gleichtönig rauschten. Blaugrau glänzte die Wasserfläche. Dunkel hob sich drüben die Baumwand ab vom helleren Horizont; am jenseitigen Ufer schimmerte ein einziges kleines Licht aus dem Kajüttenfenster eines Flußkahnes, und nur von rechts her leuchtete die lange Reihe der Straßenlaternen, jede einzelne von einem winzigen gelben Dunstkreis umgeben.

Schweigend schritten sie neben einander durch die Buchenallee bis zu den letzten Bäumen am Fabrikgatter. Dann blieb er stehen und fragte die uralte Frage, die doch immer neu bleibt: „Hast du mich lieb, Magda?“

Und sie antwortete: „Ja, Max — ja, Max!“ und lehnte das Köpfchen an seine Schulter.

Er umfaßte sie zärtlich: „Wenn ich dir doch so ein recht volles, ein ganzes Glück bieten könnte, Magda —“

Da zeigte ihm der Mond ihr leises zuversichtliches Lächeln. „Glaubst du denn, mein Max, daß ich gar so arg unbescheiden bin mit meinem Anspruch auf Glück? Das, was ich erhoffte und erwarte, was mir Glück dünkt: Deine Liebe und dein ganzes Vertrauen — das werde ich ja doch immer haben, so Gott will.“

Sinnend sah er hinüber über den stillen Wasserspiegel. Ihre ruhige Zuversicht tat ihm so wohl. Aber dann sagte er doch: „Magda, du kennst das Leben noch nicht. Es ist nicht immer allein getan mit der Liebe und dem Vertrauen,

es ist nicht immer getan, was dasselbe besagen will, mit dem ehrlichen und festen Willen, zu beglücken! Da kommen von außen her — man weiß selbst nicht woher und wie? — Eindrücke und Einflüsse, gut gemeint oft von denen, von denen sie ausgehen, und tragen Unzufriedenheit ins Haus. Da bringt der Mann seine Sorgen heim an den häuslichen Herd, und wenn er sich auch müht, sie abzuschütteln, bevor er seine Schwelle betritt, sie bleiben und werden zu einem schleichenden Gift."

Sie schüttelte den Kopf: „Laß sie kommen! Wenn wir zu zweien tragen, wird die Last leichter, Max! Das heiße ich ja eben das rechte Vertrauen, daß du mich mitteilnehmen läßt an allem, nicht nur an der Freude — auch am Leide! So soll es stets zwischen uns sein!"

Langsam schritten sie wieder die breite Allee hinunter, Arm in Arm. Und in seiner übervollen Brust keimte der Gedanke auf: „Sie wird dir doch noch mehr, weit mehr sein, als die Frau, die neben dir hergeht mit sonnigem Lächeln und in wirtschaftlichem Sinnen, deines Hauses Schmuck und Zier — sie wird die wirkliche Gefährtin deines Lebens, dein treuer Kamerad werden!" Noch vor wenigen Wochen vielleicht hätte er gelächelt über den Gedanken — noch vor wenigen Monden hatte er sich das Bild seines Weibes ganz, ganz anders ausgemalt. Heute beglückte ihn, was Magda vorhin gesagt, im tiefsten Herzen — „Ja, so soll es sein!" sagte er plötzlich laut. „Durch Freud und Leid, Magda —" Und er zog sie an sich und küßte sie, und sie legte die Arme um seinen Hals.

Tiefe Stille war ringsumher.

Da donnerte plötzlich drüben jenseits des Wassers der Bahnzug hastend über die hohen Steinbogen des Viadukts.

Auf einen kurzen Augenblick wurde zwischen den dunklen Bäumen das grelle Vorderlicht der Lokomotive, einem gespenstigen Riesenauge gleich, sichtbar, und das schwere Keuchen der Maschine drang hinüber.

Der Mond war entschwunden; gelbgrau, von einem feurigen Streifen durchglüht, zog sich eine dichte Rauchwolke hinter dem Zuge am Nachthimmel entlang.

Er löste sich leise aus ihren Armen.

„Komm, meine Magda! Die Eltern werden uns schon erwarten!“ sagte er. Es sollte weich klingen, und es klang weh!

Aber wie wenn sie in seinem Herzen zu lesen verstünde, lächelte sie zu ihm auf. Fest schmiegte sie sich an ihn, während sie durch die bebuschten Wege der Veranda zuschritten, und dann flüsterte sie leise, aber mit dem tapferen Ton der Zuversicht und des Glaubens an den Geliebten: „Du närrischer Mann!“ —

Als die beiden Brüder gemeinsam eine Stunde später die Treppe zum Oberstock hinaufstiegen, meinte Otto, nachdem ihm Max gute Nacht geboten: „Du, Großer, kann ich nicht einen Zug Tabak bei dir bekommen? Ich möchte eine Viertelstunde mit dir plaudern.“

Max hatte schon eine ablehnende Antwort auf den Lippen. Da sah er in das Gesicht des Bruders und glaubte einen eigentümlich veränderten Ausdruck in den hübschen offenen Zügen zu bemerken. Einen Ausdruck von Unruhe, der mit dem leichten Ton, in den jener gesprochen, gar nicht

recht im Einklang stand. „Komm, Otto!“ entgegnete er und klinkte die Tür auf.

Der jüngere ging geradewegs auf das Sofa zu und warf sich hinein. „Mach dir's auch bequem, alter Herr! Und tu mir die Liebe: stecke dir eine Zigarre ins Gesicht. Ich kann dann besser reden!“ Dabei paffte er selbst gewaltige Wolken.

Als sie aber dann sich gegenüber saßen, wollte ihm das Reden doch nicht recht gelingen. Er kaute an seinem Stummel und warf ihn schließlich beiseite, um sich eine neue Zigarre anzuzünden.

Max tat ihm nicht den Gefallen, das Gespräch zu beginnen.

„Mensch, was bist du eigentlich für ein Ausbund von einem Glückspilz!“ sagte Otto endlich. „Du stehst in den eigenen Schuhen, und wie ich dich kenne, bombenfest, und nun führst du eine reizende süße Frau heim. Weiß Knöppchen, ich gönne dir dein Glück, aber unsereiner kommt sich doch dir gegenüber recht belämmert vor. Ich werde noch lange laufen, ehe ich 'mal selbständig bin und nicht mehr ganz auf Papas Tasche angewiesen. Und er hält das Portemonnaie immer hübsch zugeknöpft, kann ich dir sagen.“

„Ach so —“ meinte der Ältere, ein klein wenig amüsiert. Er ahnte jetzt, wohinaus Otto wollte; es war nicht das erste Mal, daß dieser ihm kleine Sünden gegen die Grundregeln einer guten Haushaltung beichtete, er hatte schon wiederholt den väterlichen Wechsel und die heimlichen mütterlichen Zuschüsse aus seiner Tasche ergänzen helfen. Und er hatte es nicht ungern getan; es handelte sich immer nur um verhält-

nismäßig geringe Beträge, die seiner Meinung nach besser in dieser Weise still und schnell aus der Welt geschafft wurden, als daß sie unter den geschickten Händen professioneller Gelddarleiher lawinenartig anschwollen.

Max lachte sogar: „Mach's nur kurz und schmerzlos, Otto! Ich bin wirklich müde. Wie viel brauchst du?“ Er war heute in der Gebelaune.

Aber der Student kaute und kaute an seinem Glimmstengel, ohne recht mit der Sprache herauszukommen.

„Ich danke dir herzlich, Großer — du meinst es gut — ich weiß es wohl. Aber ich fürchte mich ein wenig, ganz offen gestanden,“ sagte er endlich zögernd. „Es ist zu peinlich. Und wenn ich nicht wüßte, daß du übermorgen eine reiche Frau —“

„Bitte!“ unterbrach ihn Max schroff. „Bitte, das laß aus dem Spiel! Ich habe mich um Magdas Vermögen bisher blutwenig bekümmert —“

„Sei doch nicht gleich so krötig, Großer. Du tust ja gerade, als ob es eine Schande sei, eine reiche Frau zu haben. Andere Leute denken anders über diesen Casus.“

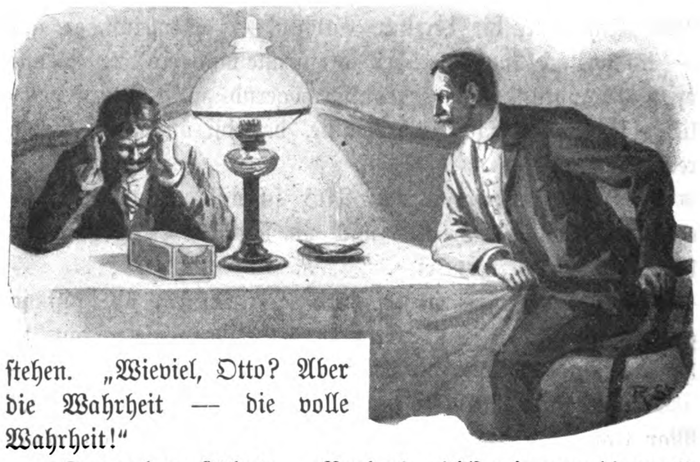
„Das mögen andere Leute tun, wie es ihnen beliebt.“ Max legte seine Zigarre in die Aschenschale und sah scharf zu dem Bruder hinüber. „Noch einmal also: mach es kurz. Wenn ich dir helfen kann, will ich mich dir nicht versagen.“

Der flotte übermütige Student war recht kleinlaut geworden. Auch er legte die Zigarre fort und stützte den roten Kopf in beide Hände.

„Ich habe Unglück gehabt, Großer, vermaledeites Unglück,“ begann er nach einer Pause. „Auf der Reise — vor

ein paar Tagen erst. Wir regneten in Detz ein, und da schlug Norden — du weißt, mein Korpsbruder — ein kleines Gesellschaftsspielchen vor. Es fing mit fünfzig Kreuzern an, aber — wie das dann so kommt —"

Die Stirn des Ältern hatte sich gefurcht. „Otto — du hast unbar gespielt?! Otto, wenn das der Vater wüßte!" Er war aufgesprungen und schritt einigemal hastig im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er wieder vor dem Sofatisch



stehen. „Wieviel, Otto? Aber die Wahrheit — die volle Wahrheit!"

Der andere stöhnte. „Bruder! Hilf mir nur diesmal! Es ist über mich gekommen, ich weiß ja selbst nicht wie! Und als wir abrechneten, war Norden nicht weniger erschrocken, als ich. Aber wir waren nicht allein, es waren noch zwei Freunde am Spiel beteiligt, und an die hat er wieder ein gut Teil des Geldes verloren, das er von mir gewann —"

„Wieviel?" wiederholte Max ungeduldig. „Laß alle

Versuche, dich zu entschuldigen. Ich weiß ja, daß ihr nun einmal den dummen Namen der Ehrenschulden für solch eine Verpflichtung erfunden habt — daß sie gedeckt werden muß!"

Otto schob den Kopf noch tiefer zwischen die Hände, und dann nannte er eine Zahl —

„Das ist nicht möglich! Das kann nicht sein!" rief der Bruder erschrocken und empört. „13 000 Mark! Otto — sag', daß ich nicht richtig gehört habe —"

Der Jüngere antwortete nicht, und doch war sein Schweigen eine Antwort.

„Und du wagst es, dich hier mit dem heitersten Gesicht herumzutummeln! Mensch, hast du denn keine Ahnung von dem Wert des Geldes? Warst du denn von Sinnen? Denkst Du wirklich ich könnte dir diese Summe geben? Ich würde es tun? Sündhaft wäre es — sündhaft —!"

„Max — nur dies eine Mal rette mich!" flehte der Bruder. „Es hängt mir mein ganzes Leben lang an, ich bin moralisch ruiniert, wenn ich nicht zahle! O — du kannst dir natürlich nicht sagen, was es mich innerlich gekostet hat, gestern und heute den Lustigen, Frohen zu spielen mit dieser Qual und Angst im Herzen. Wenn du wüßtest, wie ich der einen unglücklichen, unseligen Nacht fluche! Aber dann sagte ich mir immer wieder: Max kann, Max wird dich nicht im Stich lassen! Es ist ja auch nicht möglich — was sollte denn daraus werden? Ich kann doch nicht das Studium an den Nagel hängen — ich kann doch nicht nach Amerika gehen und als Schuhputzer mein Geld verdienen."

„Das Schlimmste wär es am Ende noch nicht!" brauste Max auf.

„Aber, Max, schließlich sind 13000 Mark doch wohl kein Vermögen, um das der Sohn unseres Vaters zugrunde zu gehen braucht?“

„Darum handelt es sich hier nicht! Obwohl — obwohl ich an dieser törichten Rede nur wieder sehe, daß du von dem Wert des Geldes keine Ahnung hast. Es handelt sich um deinen unglaublichen Leichtsinn! Otto! Otto, wenn das der Vater wüßte! Und er muß es erfahren — es geht nicht anders!“

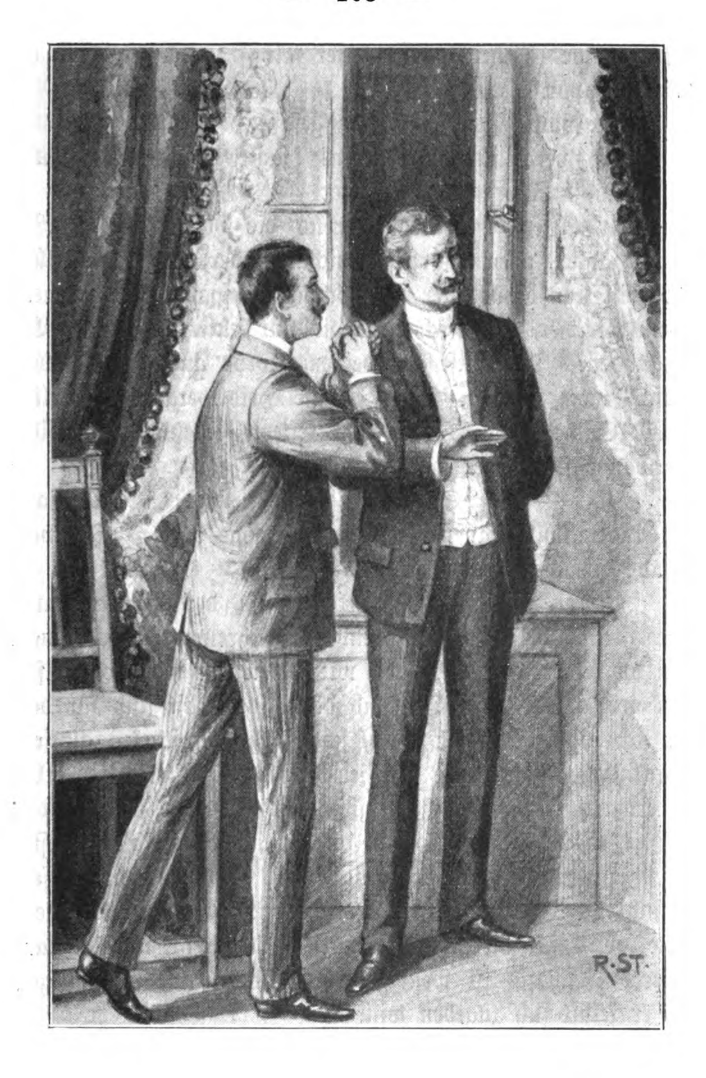
„Max, Papa ist noch immer nicht recht wohl — und wir wissen doch beide, wie er sich aufregen würde. Es darf nicht sein, Max! Schilt mich — schmähe mich — verachte mich, Max — aber hilf mir!“

„Und damit kommst du mir heute — heute!“

„Ich will ja das Geld nicht geschenkt von dir haben, Max. Die Stunde wird doch einst kommen, in der ich es dir wiedererstatten kann!“

„Schweig' mir davon, Otto! Gott gebe, daß die Stunde noch recht weit entfernt ist!“ Max Baumgart nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. Mit unsteten Blicken folgte der andere seinen Schritten. Dann und wann bat er aufs neue: „Max —!“, aber der ältere gebot ihm mit einer kurzen Handbewegung immer wieder Schweigen. Schließlich riß Max ein Fenster auf und lehnte sich weit hinaus. In vollen durstigen Zügen sog er die frische Nachtluft ein.

Als er sich nach einigen Minuten aufrichtete und umwandte, stand der Bruder hinter ihm. Er bat nicht mehr mit Worten, aber auf seinen so übermütigen Antlitz stand



das stumme Flehen verzweifelter Angst, und er hob die Hände empor.

Max hatte einen Entschluß gefaßt.

„Ich werde für dich zahlen!“ sagte er ernst und kurz.

„O — Max! — Du bester —“

Der Ältere streckte abwehrend die Rechte aus. „Ich werde zahlen, aber wahrhaftig nicht, Bruder, um deinetwillen. Ich will nur dem Vater den Schmerz ersparen, den namenlosen Kummer. Und ich helfe dir nur unter bestimmten Bedingungen: Du trittst aus deinem Korps aus, und du vertauscht vom nächsten Semester an Heidelberg mit Berlin! Deine Sache, mag es sein, den Eltern gegenüber plausible Vorwände für beides zu finden.“

„Max — ja! So schwer es mir wird.“ Otto hatte die Augen voll Tränen, und seine Stimme bebte. „Ich verspreche dir auch, nie wieder —“

„Versprich nichts!“ unterbrach ihn der Bruder rauh. „Ich verschmähe es auch, dir etwa das Ehrenwort abzunehmen, daß du keine Karte anrühren willst, wie das wohl sonst Usus sein mag. Der Leichtsinn und die Leidenschaft sind für den, der sich nicht zu zügeln weiß, schließlich doch stärker, als jede moralische Empfindung, als jeder moralische Zwang. Aber ich erwarte von dir, daß du sie zügelst — und ich sage dir, daß es das letzte Mal ist, daß du von mir Beistand erhieltest.“ Er schöpfte tief Atem. „Und noch eins, Otto: hüte dich unsere pekunären Verhältnisse zu überschätzen. Laß dich warnen! Vater wird für viel reicher gehalten, als er ist, und die Lage unseres Geschäfts ist wenig günstig; ich fürchte ungünstiger, als er selbst sich zugeben will.“

Otto hörte verständnislos zu. Er nickte nur immer wieder mit dem Kopfe, auf dessen Zügen schon wieder ein frischerer, froherer Schein auftauchte — in ihm lebte nur der eine glückliche Gedanke: ‚du bist gerettet!‘

„Komm morgen früh zu mir. Ich will dann das weitere mit dir besprechen — über die Zahlung! Und nun geh, Otto —“

„Aber noch einmal recht von Herzen danken darf ich dir doch wenigstens!“ rief der Bruder und wollte sich an des älteren Brust werfen. Leise wehrte dieser ab. Er faßte nur die Rechte des anderen: „Schlaf wohl — wenn du das Herz dazu hast! Gute Nacht!“

6. Kapitel.



Male und Johann von Kommerzienrats — er hieß eigentlich Friedrich, aber da er den Vorzug dieses Namens mit seinem Herrn teilte, war er schon vor zwanzig Jahren umgetauft worden und hatte inzwischen den Friedrich selbst vergessen — Male und Johann also saßen in dem Pferdebahnwagen und fuhren zur Trauung.

Er hatte eine Droschke nehmen wollen, aber Male war entschieden dagegen gewesen, und wenn Male gegen eine Sache

war, so drang sie immer durch. „'s is fortgeschmissenes Geld!" hatte sie gesagt. „Mit der Pferdebahn kommen wir auch zurecht."

„Maleken, es wird zu spät! Und es ist auch nicht recht reptierlich!"

„Wo wer'n wir denn zu spät kommen? Keine Spur. Ich kenn das doch. Eh' die Herrschaften in der Sakristei alle beisammen sind, und bis sie denn sonst soweit sind, sind wir allemal da. Un nich reptierlich? Ihnen plagt woll mal wieder der Hochmutsdeibel, Johann? Was man vor zehn Fenn'ge haben kann, davor braucht man nicht 'ne Mark auszugeben. Aber so seid ihr Männer nu 'mal alle —" sprach's und schürzte ihr Dunkelblaues hoch auf, denn es hatte geregnet.

„Das Wetter, Male — sein Sie vorsichtig, es spritzt!" sagte er, indem er ihr galant die rechte Seite abgewann.

„Gutes Wetter, Johann! Es muß regnen, wenn ein Brautpaar zur Kirche fährt. Das bringt Glück."

„Aber der alte Kasten will heute wieder mal gar nich kommen." Johann spähte ungeduldig das Geleise entlang.

„Er wird schon kommen. Immer abwarten, Johann Wir kommen allemal zurecht. Sehn Sie — da biegt er schon ums Knie —"

Johann wollte draußen stehen bleiben, denn er hatte noch den Rest einer Zigarre zwischen den Zähnen, aber es half ihm nichts, er mußte mit hinein in den Wagen. Male hatte zuviel zu erzählen und zu fragen.

Und nun saßen sie sich in dem halbleeren Wagen gegenüber, er den Regenschirm zwischen den Knieen, den ihm Male

trotz seines Widerstrebens aufgezwungen, sie das Gesangbuch im Schoß, ihr altes Konfirmationsgesangbuch, das sie hoch in Ehren hielt.

„Male — haben sie auch nicht vergessen — das mit dem Gelde? Ich bin nicht abergläubisch, aber —“

„Aber nutzt's nichts, schadt's nichts. Das ist schon wahr. Nee — ich hab's nicht vergessen. Aber wie ich mir an das Hochzeitskleid machen wollte, da sah ich, daß unsere Frau schon das Geldstück eingenäht hatte —“

„Unsere Frau ist auch noch eine von den Alten. Die weiß, was sich gehört, und lacht nicht über solche bewährte Sachen. Denn, Male, das ist nu 'mal nicht anders: wenn die Braut kein Geld im Kleide hat, dann kommt die Sorge bald ins Haus.“

„Na — davor bin ich nu bei die jungen Herrschaften so ziemlich sicher. Denn was unser Fräulein Magdachen ist —“

„Frau Magda Baumgart, Male!“

„Na wieso denn: Frau? So weit sind wir doch noch nicht.“

„Oho! Sie vergessen das Standesamtliche, Male!“

„Ach was — standesamtlich! Ich bin nicht vor so was. Bei mir muß erst das Ja vorm Altar in der Kirche gewesen sein — so recht feierlich — und der Segen — vorher gibt's vor mich keine Frau Magda Baumgart. Ich hab heute morgen auch noch immer Fräulein zu Fräulein Magda gesagt —“

Eine kleine Pause. Dann beugte sie sich wieder vor und flüsterte: „Hören Sie 'mal, Johann — ich bin auch nicht abergläub'sch. Aber Sie haben doch nicht vergessen, dem jungen

Herrn ein blankes Achtgroschenstück in die neuen Lackschuhe zu legen?“

„Wo wer' ich denn? In jedes Bein eins. Er meinte zwar, die Stiefeln drückten so komisch, aber ich hab ihm gesagt: das käme von der Neuigkeit, und das würde sich schon geben.“

Wieder eine kleine Pause. Dann beugte er sich vor, stemmte beide Hände auf die Krücke seines Schirms und meinte gähnend: „Aber müde bin ich —“

Sie lachte überlegen und ein bißchen spöttisch: „Na, Sie werden gestern wohl auch 'nen bißchen stark in die Flasche geguckt haben, Johann. Die Katze kanns Mausen eben nicht lassen, und die alten Esel gehen immer noch aufs Eis.“

„Aber, Male — Es ist man bloß von das ewige Trepp-auf — Treppab! Schön war's aber doch gestern!“

Male zuckte die runden Achseln. „Na ja — von wegen die inwend'ge Freude. Denn sonst: unsereins in der Küche hat ja doch man die ganze Schererei. Kaum, daß ich unser Magdachen in dem Rosaseidenen zu sehen gekriegt hab.“

„Sie hat sehr schön ausgesehen. Aber sie ist immerzu ernst gewesen — immerzu. Und der Herr Max auch.“

„Das muß so sein, Johann. Der Ehestand ist ein heiliger Stand — da soll man nicht so hineinhopsen. Und die beiden sind auch nicht so. Ja, wenn's der Otto gewesen wäre —“

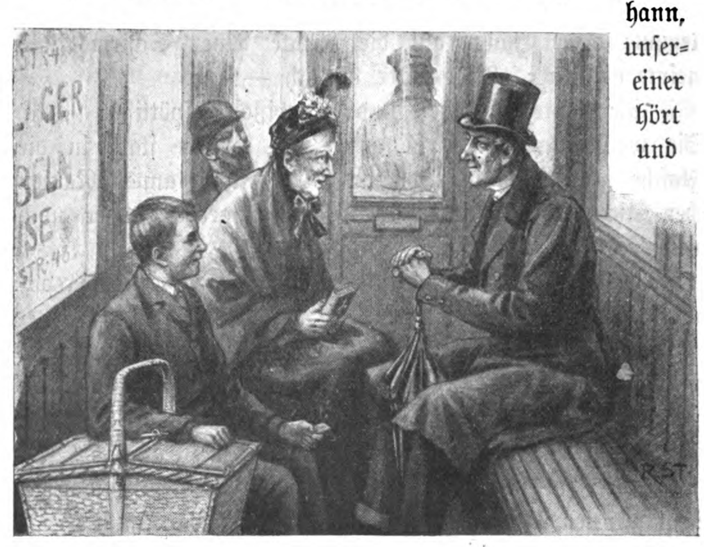
„Der war aber gestern auch nicht so lustig, wie sonst immer, Male. Er hat neben seiner Brautjungfer gesessen wie 'n Ölgötze. Ich hab mir ein paarmal ordentlich verwundert.

denn sie war ein hübsches Mädel, und sie hat ihn immer ganz erstaunlich angeguckt."

„Wer war's denn?"

„Das wissen Sie nicht, Male? Das junge gnädige Fräulein aus Schlosiehn ist's gewesen."

„Du mein Gott! Ist die schon so weit? Sehen Sie, Johann, unsereiner hört und



sieht in der Küche nischt. Und die hätte ich gerne 'mal wieder gesehn. Also hübsch ist sie?"

„Ich denke doch, Male. Neben unser Magdachen und die kleine Sturm ist sie die hübscheste gewesen."

„Na — mit Ihrem Gusto, da lassen Sie sich man begraben, Johann. Bloß unser Fräulein und Sturms Lene

so in einem Atem zu nennen — ne so was! Die kleine Kratzbürste — dünne wie 'n Ziegenbock un 'nen Gesicht wie abgeknappert!"

Johann war etwas pikiert. „Was Sie immer gegen Sturms Lene haben, Male. Bildsauber hat sie sogar ausgesehen, und Augen hat sie gemacht, wie eben von der Knoppgabel runtergekommen. Und wie sie vor dem Brautpaar gestanden ist, mit dem Kranz in den Händen, und ihren Vers aufgesagt hat, da hat unser junger Herr mit einemmal aufgesehen und hat sie ganz verwundert angeguckt —"

„Unser Max! Was Sie immer allens wissen. Der hat doch anders was anzugucken. Das wär' ja noch schöner — und das glaub ich überhaupt nicht! Ne so was!"

Male regte sich ordentlich auf. Ihre runden Wangen röteten sich noch um eine Schattierung tiefer, und das Gesangbuch zitterte in ihren Händen. Johann mußte wohl oder übel an eine Ablenkung ihres Zornes denken. Er wagte nur noch ein kurzes: „Na — sie stand doch aber so ganz dichte vor ihm —," um dann sofort hinzuzufügen: Übrigens, Maleken, wenn ich nicht gewesen wäre —"

„Nanu? Was haben Sie denn nu wieder Großes getan?"

„Wenn ich nicht davor jesorgt hätte, nicht 'mal jepoltert wär' worden. Und was das bedeuten tut, wenn auf 'nem Polterabend nicht ein paar Töppe wirklich zerschmissen werden das wissen sie doch auch, Male. Da hab ich mich denn hinter das alte Kamel, den Schäfer, gesteckt, und der hat das mit dem jungen Herrn Ferno zusammen besorgt. Aber jründlich, sage ich Ihnen, Male — der Gärtner hat heute früh 'nen

ganzen Haufen Scherben an die Veranda zusammengekehrt, und geschimpft hat er: 'ne wahre Freude ist's gewesen, Male —"

„Mit dem Poltern, das haben Sie gut gemacht, Johann," nickte Male. Aber dann stieg ein häßlicher Gedanke in ihrem mißtrauischen Sinn empor, und sie fragte: „Wo hat der Schäfer denn die Pötte hergehabt? Ich hab den alten Schleicher jestern jejen Abend in der Nähe von die Küche jesehn, und heute morjen konnten wir unsern großen Topp — was unser Jurkenpott is — nich finden! Johann — mich schwant was —"

„Aber Male — sein Sie doch nicht so —" konnte Johann gerade noch sagen, da war es auch schon Zeit zum Aussteigen. Und Male begnügte sich mit der Bemerkung: „Ich will mir nich ärgern. Des soll man nich, wenn man in die Kirche geht. Und nu zumal heute. Aber, Johann — der Schäfer —! Na — wir werden ja sehn morgen —!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vorüber war die weihevolle Feier.

Das Herz erfüllt mit reinem, frohem Glücksempfinden, mit freudiger Zuversicht, beseelt von dem Streben, in alle Zukunft Liebe zu geben, wo sie Liebe zu empfangen dachte, war Magda am Arm des Gatten in die Sakristei zurückgeschritten. Immer wieder klang in ihrer Brust das Bibelwort nach, das sie sich selbst ausgewählt hatte für den heutigen Tag: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch."

Leise verhallten die Orgelklänge.

Als sie über die Schwelle der Sakristei schritten, zog Max den Arm seines jungen Weibes fester an sich, sah ihr in die feuchtschimmernden Augen und flüsterte: „Mein — mein!“ Und sie lehnte auf einen kurzen seligen Augenblick das myrtenbekränzte Köpfchen leise an seine Schulter.

Da waren auch schon die Eltern.

„Hege und pflege sie, Max!“ sagte der alte Herr, als er den Sohn küßte. „Sie hat nicht Vater noch Mutter — du mußt ihr alles sein! Gott segne euch beide.“ Die Tränen standen ihm in den Augen.

Und die Mutter küßte Magda wieder und wieder auf Stirn und Mund: „Du nun doppelt meine Tochter, meines Ältesten Frau! Magda, mein Herzenskind, du weißt, wie ich dich lieb habe! Komm zu mir, wenn dir das Herz so recht voll ist — voll Glück und sei's auch — was der liebe Gott verhüten wolle — voll Leid! Und hab' ihn lieb — bis daß der Tod euch scheidet!“ Sie nahm den Kopf der jungen Frau zwischen beide Hände und strich ihr sanft und zärtlich über das wellige Blondhaar an den Schläfen: „Meine Tochter — mein gutes, liebes Kind —!“

Wie ein Traum rauschten die Glückwünsche der Gäste, die im langen Zuge in die Sakristei gefolgt waren, an Magda vorüber. Ihre Gedanken aber flogen in wehmutsvoll glücklichem Erinnern hinüber zu einer stillen Grabstätte, an der sie gestern gestanden und gebetet — zu dem Grabe ihrer Eltern. —

Schweigend saßen sie dann, Hand in Hand, im Wagen. Wie das brandende Meer an die Gestade einer stillen Insel,

so schlug das Brausen und Lärmen der Straße an ihr Ohr. Sie hörten es, und sie hörten es doch auch wieder nicht. Nur ihre Augen trafen sich dann und wann und sprachen zu einander. — — —

„Nun wollen wir aber mal recht lustig sein, Cousinchen!“ meinte Otto Baumgart zu seiner Tischnachbarin, als man zur Tafel gegangen war.

„Den Vorsatz billige ich! Aber nach dem, was ich gestern von dir zu erleben das Glück hatte, zweifele ich an der Ausführung!“

Er sah sie erstaunt an.

Es lag keine Spur von Pikiertheit in dem niedlichen Schelmengesicht, das so frisch und anmutig unter dem krausen, rotblonden Haar hervorleuchtete. Nur ein klein wenig spöttisch zuckte es um den hübschen Mund.

„War ich gestern so langweilig?“

„Mit Verlaub zu vermelden — pyramidal. Ich kann dir das Zeugnis ausstellen, daß unser alter Amtmann weit unterhaltender ist, als du gestern warst.“

Er guckte sie an — zum ersten Male, jetzt fiel's ihm ein, eigentlich genauer. Gestern war er ganz in Gedanken versunken gewesen — sie mochte so unrecht nicht haben, daß er sie gar nicht recht beachtet hatte. Sein Geschmack waren „Landpomeranzchen“ nie gewesen! Und die Ellen Gouvain, das wußte er, war ja kaum je über die Grenzpfähle ihres elterlichen Gutes hinausgekommen.

Aber — wahrhaftig! — so unübel war sie doch nicht. Alles zwar ganz en miniature — die reine Puppe! Das ganze Köpfchen nicht größer wie eine wohlkonditionierte

Pfirsich — dachte Otto, der auch in seinen Gedanken immer die Übertreibungen liebte — aber hübsch zum Anbeißen! Und wie zierlich und rund und rosig dabei die Schultern aus dem bauschigen, mattblauen Seidenkleid — „bleu electrique!" konstatierte Otto; „tadellos modern!" — herausleuchteten. „Und so was wächst auf dem Lande!" fügte er bei sich hinzu und nahm sich vor, seine neue Entdeckung zu kultivieren. Sie hatte ja so unrecht nicht; er war wirklich gestern pappstofflich gewesen — das mußte gut gemacht werden. Heute durfte er mit Fug und Recht seinen moralischen Katzenjammer an den Nagel hängen.

„Pater peccavi, Cousinchen, du weißt freilich nicht, was es heißt, so einen großen Bruder zu verheiraten — da kommen die ernsten Gedanken ganz von selbst."

„Na, na, trautester Otto! Du bist doch nicht neidisch? Du bist ja noch viel zu jung zum Heiraten."

„Na — erlaube mal, Ellen!"

„Aber natürlich! Ein Referendar — das heißt, wenn du überhaupt schon dein Referendarexamen gemacht hast! — und nicht durchgeplumpst bist."

„Warum nicht gar! Wie kommst du denn auf die Idee!"

Sie löffelte ganz ruhig ihre Suppe aus, ehe sie ihm höchst ernsthaft antwortete: „Einmal plumpst ihr reichen Jungen ja doch alle durch, bis euch nachher der Repetitor die Pandekten ordentlich eingepaukt hat."

„Aber hör' mal, Ellen, du sprichst ja, als ob du dich selbst ein paar Semester studierenshalber auf der Universität aufgehalten hättest. — Nimmst du Rot oder Weiß?"

„Rot, Otto! So — ich danke. Das gerade nicht aber,

du mußt's nicht übel nehmen, mein Lehrerinnenexamen habe ich gemacht — ohne durchzufallen, notabene!"

Er nahm's nicht übel, aber er erschrak förmlich! Dies kleine lustige Ding sollte ihr Lehrerinnenexamen gemacht haben? Das schauderhafte Examen, das in seinen Gedanken aufs engste mit Bleichsucht und blauen Strümpfen verknüpft war?

Er mußte wohl ein so ungläubiges und erstauntes Gesicht zeigen, daß sie plaudernd fortfuhr: „Unter uns Verwandten brauche ich ja kein Hehl daraus zu machen: wenn der gute Papa mal die Augen zutut — Gott gebe, daß es noch recht, recht lange Weile hat — dann sind wir voraussichtlich arm wie die Kirchenmäuse. Du weißt ja, wie es um die Landwirtschaft heute steht, und die vier Brüderchen haben viel Geld gekostet, kosten auch immer noch. Und da wollte ich gern — schon für alle Fälle — auf eigenen Füßen stehen, wenn's mal not tut."

„Alle Wetter — du imponierst mir!"

„Da ist gar nichts zu imponieren! Nur meinen Mariellen in der Klasse möcht' ich mal imponieren, und das werde ich schon, wenn ich auch etwas lütt geraten bin." Sie lachte schon wieder und reckte sich.

Er hatte noch eine Entgegnung auf den Lippen, aber ehe er sie aussprach, erhob sich der Geistliche, das Hoch auf das junge Paar auszubringen. Und dann begann, nach der alten Berliner Sitte, das Wallfahrten rund um den Tisch, mit jenem anzustoßen. So verging geraume Zeit, ehe Otto sich wieder mit seiner kleinen Nachbarin zusammenfand.

Sie sah ernster aus, wie vorher, und als er mit ihr

anstieß, sagte sie: „Was ist deine Schwägerin für ein liebes Geschöpf, Otto! Ich habe sie früher nur einmal flüchtig gesehen, als wir durch Berlin kamen, und da waren wir beide dumme Göhren. Jetzt weiß ich erst, wie schön und lieb sie ist.“

Er nickte stumm. Aber dann kam er wieder auf das vorhin unterbrochene Gespräch zurück. Halb im Ernst, halb scherzend meinte er: „Was ihr kleinen Mädchen euch doch immer für Sorgen um die Zukunft macht. Da muß gleich, für alle Fälle, das Lehrerinnenexamen abgelegt werden! Kinder — denkt doch lieber ans Heiraten!“

„Und bleibt dann sitzen!“ Die Schelmengrübchen wurden schon wieder sichtbar. „Wenn du sonst mal Neigung hast, die Nase in ein Buch zu stecken, gestrenger Herr und Vetter, dann nimm dir mal eins vor, in dem von der Statistik der Eheschließungen die Rede ist. Da wird dir unser Los — das Los der armen Mädchen — zahlenmäßig bewiesen. Wenn ich aber nun schon mal ein altes Jüngferchen werden soll, dann will ich's wenigstens ohne Sorgen sein und etwas haben, was mein Leben ausfüllt. Genug davon, Otto — wir wollten ja lustig sein. Sag' mir mal lieber, wer ist der alte Herr, der da drüben augenscheinlich maikäfert?“

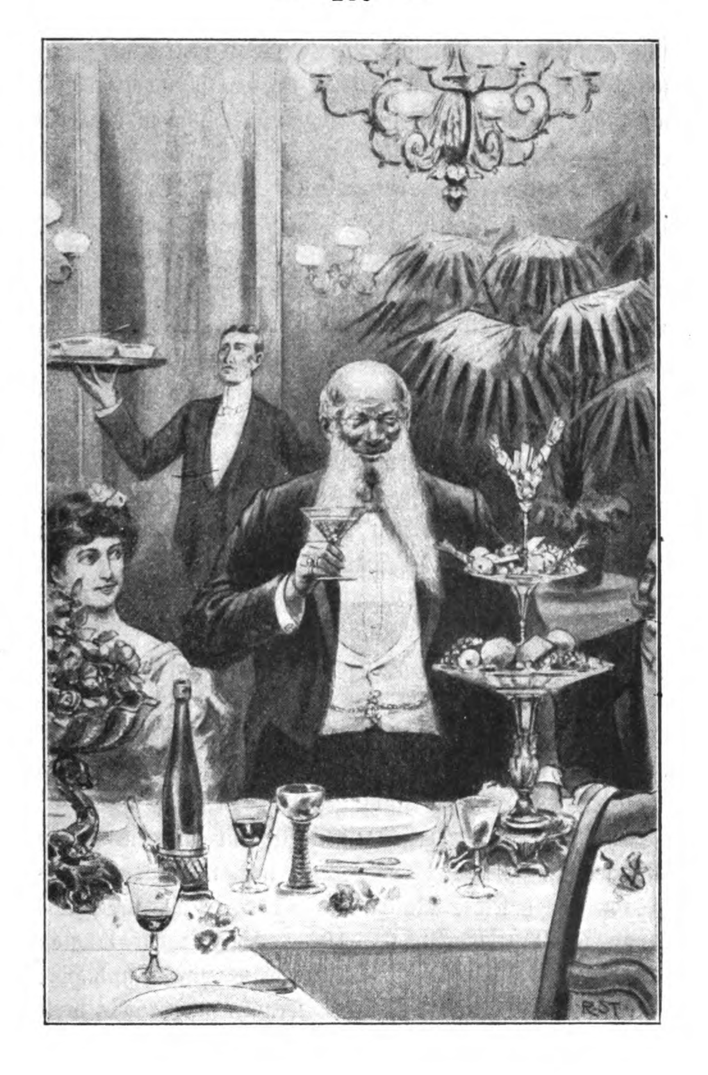
„Respekt, Ellen! Du hast dir mit sicherem Auge den reichsten Mann am Tisch herausgesucht. Das ist der Geheime Kommerzienrat Vandeuren, ein alter Freund von Papa. Schwärmt für Gold, Banknoten, Bordeaux, Trüffeln und andere bekömmliche Dinge, ist übrigens ein lieber, prächtiger Onkel, nur daß er sich für einen der bedeutendsten Redner des Jahrhunderts hält. Wehe, wenn er losgelassen — Da haben wir schon die Bescherung!“

Wirklich erhob sich der alte wohlbeleibte Herr mit dem jovialen starkgeröteten Gesicht, nachdem er umständlich an sein Glas geklopft und den schlohweißen langen Backenbart zur Seite gestrichen hatte.

„Geehrte Festgenossen!

Meine Herren und Damen!

Vor nun neunundvierzig Jahren, fast also vor einem halben Jahrhundert, lernte ich meinen Freund Fritz August Baumgart kennen. Er war damals eben erst nach Berlin gekommen und nannte nicht viel mehr sein eigen, als er im Ränzel trug. Mir ging es auch nicht anders. Aber wir hatten beide das Herz auf dem rechten Fleck und waren nicht auf den Kopf gefallen, hatten tüchtige Fäuste dazu und Lust, sie zu gebrauchen. Damals war unser Berlin noch ein elendes Nest, obwohl sich's auch schon ganz gut darin leben ließ. Aber wer etwas lernen wollte, der mußte es im Ausland tun. So kamen wir denn beide damals auch aus England, wo wir gearbeitet hatten — Händearbeit, meine Herren und meine Damen, wir haben uns dessen nie geschämt! Er, mein Freund Baumgart, hatte in Manchester Kattun drucken gelernt, und ich bei Robert Stephenson, dem Sohne von Georg, in Newcastle so einiges vom Lokomotivbau. So fingen wir denn an; ganz bescheiden zuerst. Er mit einer Handpresse, ich mit einer kleinen Schlosserei. Aber wir kamen vorwärts, und wenigstens, was meinen teuren Freund dort drüben anbetrifft, so hatte das Wort für seine Branche volle Geltung, das man einst von ihm brauchte: er ist der Mann, der die Engländer von dem Kontinente vertrieb. Aber das Glück machte ihn nicht hochmütig, und der



Erfolg nicht stolz, Unermüdlich strebte er weiter und immer weiter, und mit goldenen Lettern ist sein Name in die Geschichte der deutschen Industrie eingetragen, wie in die Herzen aller seiner Freunde und aller derer, die ihm Anregung, Rat, tatkräftige Unterstützung verdanken. Und deren Zahl ist Legion.

Aber, meine Damen und Herren, unser Freund Baumgart hat das Glück, das er verdiente, nicht nur im Geschäft gefunden — es ist ihm auch am häuslichen Herde, so wie er es verdiente, zuteil geworden."

Der Geheime Kommerzienrat tupfte sich mit seinem seidenen Taschentuch die perlenden Tropfen von der Stirn und zwinkerte mit einem freundlichen Lächeln zu seiner Tischnachbarin hinüber.

„Die gnädige Frau hier und ich — wir sind auch alte Bekannte, soweit man bei Damen überhaupt das Wort alt anwenden darf. Papa Krause war nämlich mein erster Prinzipal hier in Berlin, und ich gestehe es ganz offen: manchmal, wenn ich so abends aus der Fabrik ging, dann lugte ich sehnsüchtig nach dem Wohnhaus hinüber, ob da nicht an einem bewußten Fenster ein gewisser blonder Mädchenkopf sichtbar werden würde. Nun — wahrhaftig! — einen Korb habe ich mir nicht geholt. Aber daß ich das nicht tat, das habe ich wiederum eigentlich nur meinem Freunde Baumgart zu verdanken. Er kam mir nämlich zuvor — nicht im Korbholen. Als er mir jedoch so eines Tages bei Hase in der Weißbierstube — zum Champagner langte es damals bei uns nämlich noch nicht, meine Damen und Herren — mitteilte, daß er mit Fiekchen Krause so gut wie verlobt

sei, da habe ich doch in meinem Innern gedacht: ih du verfl— Kerl! Schnappst du mir die Tochter von meinem Prinzipal fort.

Wenn der liebe Gott das aber so gefügt hat, so hat er wieder einmal gewußt, was er tat. Denn die beiden haben zusammengepaßt, wie Mann und Frau in einem christlichen deutschen Ehestand zusammenpassen sollen. Sie sind sehr glücklich gewesen mit einander und sind es noch heute. Heute wohl am glücklichsten. Denn was kann dem Elternherzen wohl Schöneres begegnen, als Freude an seinen Kindern zu erleben! Und wie die Kinder da vor uns sitzen — der Älteste, die Stütze und der Mitchef des alten Hauses Baumgart & Kompagnie, an der Seite seiner anmutigen, liebenswürdigen jungen Gattin, sie, die wir heute besonders feiern, und drüben —"

„Ellen, erschrick nicht — jetzt tagt es fürchterlich!" raunte Otto seiner kleinen Nachbarin zu.

„Drüben der zweite Sproß des Hauses, der nach gutem preußischem Brauch sich dem Dienste des Staates gewidmet hat und gewiß berufen ist, die Bürgertugenden des Vaters in seinem Wirken zum Wohl des Gesamtwesens als ein leuchtendes Beispiel — also —"

„Ellen, er hat sich verheddert! Wer hilft?"

„— Also, meine verehrten Festgenossen, meine Damen und Herren, also fordere ich Sie auf, Ihre Gläser zu erheben und mit mir zu trinken auf das Wohl der Eltern des jungen Paares, auf das Wohl meines Freundes, unseres Freundes Fritz August Baumgart und seiner Frau Gemahlin. Sie leben hoch — und abermals hoch — —"

„Nun, Ellen, wie hat dir Cicero im Bürgerkleide gefallen? Er sprach wie telegraphiert — was?“ fragte Otto, als das Hoch verklungen war.

„Er sprach wie ein Mann, der es aus eigener Kraft zu etwas gebracht und das Herz auf dem rechten Fleck behalten hat. Das gefällt mir immer; auf ein bischen mehr oder weniger oratorischen Schmuck kommt es dabei nicht an.“

„Den wirst du auch noch kennen lernen, du sanfte goldene Taube. Denn auf solch einer Berliner Hochzeit werden erfahrungsmäßig so viele Reden gehalten, als das Diner Gänge hat. Und in bezug auf die Gängezahl lassen wir uns auch nicht lumpen, das gehört nun einmal dazu, wie Mama sagen würde. Paß 'mal auf: jetzt kommt erst Papa an die Reihe, der ein ‚stilles Glas‘ auf die Eltern meiner Schwägerin trinken wird; dann folgt Professor Kolend — der blonde Herr drüben mit dem sinnigen Ausdruck, der einen Toast in wohlgedrechselten Verslein auf die Damen vom Stapel läßt, denn das ist seine Privatdomäne; dann schießt Vetter Erich mit einer Rede auf die Brautjungfern los, dann wird sich unser alter Prokurist Sturm einige Worte — geradeso vertrocknet und dürr, wie das ganze Männchen — auf das Wohl der Firma nicht verkneifen können — dann — —“

„Nun hör aber 'mal auf, Otto! Du raubst mir ja alle Überraschungen. Sag mir lieber, wer die junge Dame dort neben Vetter Erich ist? Sie brachte gestern den Brautkranz — ich habe aber ihren Namen nicht recht verstanden.“

„Das ist Aeola — im gewöhnlichen Leben genannt Lenchen Sturm, die Tochter unseres Prokuristen.“

„Ein interessanter Kopf —“

„Jawohl, meine kleine Cousine! Und sieh nur 'mal, wie Fräulein Aeola ihre Augen braucht! Das flackert hin und her, und während sie mit ihrem Nachbar plaudert, bekommt bald mein großer Bruder einen Feuerfunken, aus dem er sich notabene gar nichts macht, bald der Professor Kolend — vorhin habe ich sogar solch kleinen elektrischen Blitz parieren müssen —"

„Das klingt ja ordentlich gefährlich, Otto!"

„Kalter Schlag, Ellen! Heute wenigstens — Parole d'honneur!" — — — — — — — — — — — — — —

So lang auch solch ein Hochzeitsdiner ist, endlich erreicht es doch sein Ende. Es gibt ein umständliches Gutemahlzeitsagen, und während der Kaffee gereicht wird und die älteren Herren sich in einem der Nebenzimmer eine Zigarre genehmigen, die Mamas aber bereits nach dem Einwickelpapier ausspähen, das nach altem Brauch zum Mitnehmen des Desserts für die „Würmer" bereit gehalten wird, intoniert die Musik bereits zum Tanz.

Bruder Otto hatte mit Luchsaugen den Augenblick erspäht, in dem sich Max und Magda abschiedslos empfehlen wollten.

Er stellte sich dem jungen Paar demonstrativ in den Weg, ohne auf die flehenden Blicke des Bruders zu achten.

„Gilt nicht! Unter keinen Umständen! Das ist ja offenbare Fahnenflucht. Erst muß der Schleier ausgetanzt werden."

Max wollte aufbrausen: „So laß uns doch —" Aber Magda legte ihm begütigend die Hand auf den Arm. Sie lächelte leise. „Komm nur, Liebster! Das ist nun einmal so Brauch —"

Und so standen sie denn gleich darauf im Kreise der Unverheirateten, zu denen Otto sogar die Ältesten Tanten und die unverbesserlichsten Hagestolze gepreßt hatte. Die Augen wurden ihnen verbunden.

„Du weißt doch, Cousinchen: Bei Hofe wird das Strumpfband der Prinzessin ausgeteilt. Natürlich nur symbolisch, in Form von Seidenbändern. Das hier ist ungefähr dieselbe Zeremonie ins Bürgerliche übersetzt!“ erklärte Otto. „Reich mir die Hand —“ Er winkte zur Musik hinüber, und sie stimmte an: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

Unter Scherzen und Lachen stimmte der Kreis ein, die Herren zuerst, dann auch die eine und andere Mädchenstimme. Und sie umtanzten das junge Paar, und dann mußte Magda einen der Herren und der junge Gatte eins der Mädchen haschen. Das sind die beiden Glücklichen, deren Hochzeit im nächsten Jahre gefeiert wird.

War's nun Zufall, oder dirigierte Otto seine Partnerin und sich so geschickt — sie waren die beiden Erwählten. Er lachte über das ganze Gesicht: „Danke, Magda — das hast du brav gemacht!“ flüsterte er der Schwägerin zu und küßte ihr die Hand. Und dann, als er Ellen Gouvain zu ihrem Platz zurück geleitete, barg er mit ostentativer Sorgfalt das winzige Stückchen Schleier, das Magda hatte opfern müssen, in seiner Fracktasche.

„Soll ich dir dein Stückchen vielleicht auch aufheben, Ellen?“ Sie reichte es ihm hin. Er besah es von allen Seiten, als sei es ein ganz merkwürdiges mysteriöses Ding, und dann lachte er plötzlich seine Nachbarin an: „Siehst, du

Cousinchen — ich habe es mir ja gleich gedacht: das Lehrerinnenexamen war überflüssig! — —“

Nun waren sie endlich — endlich! auf der Treppe, Max und seine junge Frau. Arm in Arm, dicht an einander geschmiegt, schritten sie hinunter —

Da kam es noch einmal hinter ihnen hergerauscht, wie schwere Seide. Und jetzt stand auch schon die Kommerzienrätin neben ihnen, ein dickes Wollentuch über dem Arm und in der rechten ein Paar Gummigaloschen.

„Kinder, was seid ihr unvernünftig!“ meinte sie hoch aufatmend. „Gleich ziehst du deiner Frau die Schuhe an — und du, Magda, nimmst mir das Tuch hier im Wagen um. Nein so etwas — nein so etwas!“ Und dabei liefen ihr die dicken Tränen der Rührung über die Wangen.

„Gute Mama!“ sagte Magda leise, während Max sich wirklich bückte, die Schuhe über die kleinen Füße zu streifen.

Noch einmal küßte die Mutter die Schwiegertochter und noch einmal. „Geht mit Gott, Kinder! Ihr lieben guten Kinder! Ihr lieben guten Kinder! Grüßt mir das schöne Italien — und, Kinder, erkältet euch nicht! Und nehmt euch in acht — hört ihr! Hörst du, Max, nimm deine Frau in acht, ihr Männer seid immer so unvorsichtig! Ich, ihr lieben, lieben Kinder —! Glückliche Reise und auf eine frohes Wiedersehen!“

Sie stand noch auf der Treppe, als unten der betreßte Portier die Haustür hinter dem jungen Paare schloß. Und dann schluchzte sie leise auf und lächelte dazu ein seliges Lächeln: „Die lieben, lieben Kinder! Die lieben, guten Kinder!“



Es dämmerte schon, als **Johann** nach Hause kam. Er war sehr **stolz** und zufrieden. Er hatte bei **Tisch** das junge Paar bedienen **dürfen,** nur das junge Paar, sonst **keine**

Menschenseele. Und die junge gnädige Frau hatte ihm ein paarmal freundlich zugenickt, wenn er ihr die Schüssel reichte.

Dann hatte er in den unteren Regionen an dem Küchenchef einen verständigen Mann gefunden, der mit ihm einen kräftigen Trunk tat. Und er hatte mindestens ein dutzendmal auf das Wohl der jungen Herrschaften mit jenem angestoßen.

Aber er ging nichtsdestoweniger kerzengerade. Nur in den Knien fühlte er eine so ganz eigentümliche Schwäche. Kein Wunder, wenn man so viel treppauf treppab hat laufen müssen!

Als er langsam die Stiege zum Oberboden heraufklomm, auf dem sein Zimmer und unweit davon die Stube von Male lag, öffnete sich plötzlich die Tür der letzteren. Ein heller Lichtschein drang heraus, und Males Gestalt wurde in der Türspalte sichtbar. Sie hatte ein Gewand an, in dem sie sich sonst selbst vor Johann nicht gern sehen ließ: eine ungeheure faltenlose Jacke nämlich aus dunklem Kattun, wie er drüben in der Fabrik als Druckunterlage gebraucht wurde, und darunter einen ebenso faltenlosen Rock; die gute Male sah aus, wie ein riesiger voller Kartoffelsack, auf dem oben ein kleiner Kürbis — ihr Kopf nämlich mit dem dünnen glattanliegenden Haar — aufgeheftet ist.

„Kommen Sie endlich, Johann? Herr Gott, habe ich mich geängstigt — es ist ja gleich fünf Uhr!“

Er machte stramm halt und präsentierte seinen Regenschirm wie ein Gewehr: „Melde mir zur Stelle! Es ging wirklich nicht früher, Male! Es war zu schön!“

Sie sah ihn etwas mißtrauisch von der Seite an. „Das



merkt man, Johann!“ meinte sie spöttisch. Aber dann mußte er doch erzählen. Und sie nickte bei jeder Einzelheit, bis sie schließlich, als sein Stoff erschöpft war, auch sagte: „Ja, Johann, es war zu ein schöner Tag. Und ich will nicht klagen, daß ich nicht mit bei das Diner sein konnte, denn dafür bin ich ja um unsere junge Frau gewesen, wie sie zurückkam und sich für die Reise umgezogen hat. Du mein Gott — unser Magdachen! Wie ernst sie ausgesehen hat und wie schön

— nee — — zu schön — wie ein Engelchen! Und wie sie sich denn umgekleidet gehabt hat — in das graue Reisekleid — da hat sie sich ganz still vor ihr Bett hingekniet, und ich glaube sie hat gebetet. Eine ganze lange Weile. Sie ist ja immer so fromm und so gut gewesen, unser Magdachen. Und denn, wie der junge Herr angeklopft hat, daß Zeit wäre, und ich ihr den Mantel umgegeben habe — den blauen Staubmantel — und sie das kleine Kapothütchen aufgesetzt hat, da habe ich ihr die Hand küssen gewollt. Aber das hat sie nicht gelitten, Johann — und mit eins hab' ich einen Kuß mitten auf meine alte Backe fortgehabt."

Male schluchzte ein weniges. Aber plötzlich fuhr sie auf und sagte unter Tränen: „Ach — wenn unser junger Herr nur man bloß das nicht in der Kirche getan hätte —!"

„Was denn, Male?" fragte Johann und gähnte. Die Müdigkeit in den Knien wurde doch immer stärker.

„Haben Sie das denn nicht gesehen? Nee aber, Johann, wo Sie doch immer Ihre Augen haben? Wie sie in die Sakristei zurückgegangen sind, da hat der junge Herr sich umgesehen. Bloß so 'nen ganz kleinen Momang — aber das bedeutet nie was Gutes. Ganz gewiß und wahrhaftig nicht, Johann."

„Na, Male, man muß nicht immer gleich das Schlimmste annehmen." Johann war zu müde, um sich noch auf eine längere Erörterung über die üble Vorbedeutung einzulassen. „Es war doch zu schön — zu schön war es! Gute Nacht, Male!"

„Gute Nacht, Johann — oder guten Morgen viel-

Das war nun eine arge Übertreibung, denn Minna und Male sahen sich so unähnlich, wie nur denkbar. Male war



rundlich, und Fräulein Minna war eine personifizierte Hopfenstange. Male war blond und Fräulein Minna schwarz und grau meliert. Male sprach im Alt, und Minna im höchsten Diskant. Aber die Ähnlichkeit war doch unverkennbar — in Bezug auf die Selbstherrlichkeit nämlich, welche die eine wie die andere beseelte. Sogar die Kommerzienrätin hatte das schon empfinden müssen, als Fräulein Minna ihr sehr nachdrücklich erklärte, „was das Hintertreppenreinemachen wäre, das ginge sie nichts an!“

Gegen elf Uhr erschien die Mama zum zweiten Male. Sie hatte den alten Herrn höchstselbst vom Kontor abgeholt,

und beide kamen Arm in Arm über die Straße. Unten im Hausflur trafen sie auf Herrn Ferno, der gerade ausfahren wollte, aber vorher noch seine „Direktiven,“ wie er meinte, über ein riesiges Blumenarrangement erteilte, das ein Diener des Blumenschmidt auf einem Handwagen soeben gebracht hatte.

„Meine bescheidenen Willkommengrüße für meine verehrten Mieter, Herr Kommerzienrat! Die junge gnädige Frau wird zwar durch den schönen Süden verwöhnt sein, natürlich! — aber nicht wahr, gnädige Frau — so ganz unübel ist das Arrangement auch nicht? Ich war selbst beim Blumenschmidt — denn wenn man den Leuten nicht persönlich mit dem eigenen Geschmack etwas unter die Arme greift, dann bringen sie hier in Berlin doch nichts Rechtes zuwege!“

„Sehr hübsch, Herr Ferno — wirklich reizend!“

„Ja? Finden Sie, Gnädigste? Wie mich das freut!“ Er lachte geschmeichelt. „Es gibt doch noch gute Haustyrannen — nicht wahr? Empfehle mich gehorsamst!“

Nun gingen die beiden Alten langsam durch die einzelnen Zimmer der Wohnung. Bald hier, bald dort blieb die Mama stehen, um ihren Mann auf Einzelheiten der Einrichtung aufmerksam zu machen.

Und immer aufs neue wiederholte sie mit strahlendem Antlitz: „Was, Fritz — sie werden sich wohl fühlen in ihrem behaglichen Nest?“

Sie hatte an alles gedacht, die gute Mama! Gefüllt waren die Kisten und Kasten, in der Speisekammer prangte der Rügenwalder Würste eine stattliche Reihe, der Sack mit

Kaffee von Hase aus der Breitenstraße stand bereit neben dem gewaltigen Zuckerhut, und bis zur Butterbüchse hinunter war alles wohl vorbereitet — es mußte eine Freude für die junge Hausfrau sein, morgen Umschau im eigenen Reich zu halten.

Und dann wies der alte Papa wieder seinerseits auf den gefüllten Eisenschrank mit den rotgekapselten Rotweinflaschen hin — „nur für den Handgebrauch — unten liegt mehr! Und der Zigarrenspind ist auch in Ordnung —!“

Sie klapste ihm zärtlich auf die Schulter: „Na ja, Alterchen! Deinen Rotspon und die Zigarren, daran hast du natürlich gedacht! Für deinen Max — aber nicht 'mal 'ne Flasche Parfüm für unser Magdachen —“

„Fiekchen, die jungen Leute müssen doch auch etwas übrig behalten, was sie sich selbst schenken können!“

Die Kommerzienrätin hatte schon einen kleinen Toilettenschrank aufgezogen, in dessen Inneren eine ganze Batterie von Eau de Cologne und Peau d'Espagne neben einem Lager feiner Seifen stand: „Dazu bleibt noch genug! Das kommt später —“ meinte sie. „Jetzt soll Magda alles vorfinden, alles —!“

Unten rasselte der Wagen über das Pflaster der Hofeinfahrt. Gleich darauf wurde Ottos fröhliche Stimme hörbar — er hatte das junge Paar vom Bahnhof abgeholt — und dann standen die Heimgekehrten auch schon vor den Eltern. „Gott segne euren Einzug!“ sagte die Mama gerührt, während der Vater den Sohn an die Brust zog. Beide hatten tränenfeuchte Augen, und auch in Magdas Augen schimmerte es naß.

Sie sah vortrefflich aus, die junge Frau; der verklärende

Glanz inneren Glücks lag auf ihren Zügen, und als ihr die Schwiegermutter jetzt zuflüsterte: „War's schön in Italien, mein liebes, liebes Kind?“ da nickte sie schweigend, aber mit dem sprechenden Ausdruck freudiger Bejahung.

„So — nun lassen wir sie aber allein, schlage ich untertänigst vor!“ meinte Otto. „Sie sind seit gestern abend unterwegs —“

Die Mama hatte zwar augenscheinlich noch hundert und einige Fragen auf dem Herzen, aber auch der Kommerzienrat blinzelte ihr zu.

„Na ja, also wir gehen jetzt! Aber um fünf eßt ihr bei uns Kinderchen! Was? Nun natürlich! Überhaupt in den nächsten Tagen —“

Max schien einen leisen Einspruch auf den Lippen zu haben. Als er aber in die guten feuchten Augen der Mutter blickte, blieb er unausgesprochen.

Jetzt waren sie endlich, nachdem auch die Dienstboten sich genugsam vorgestellt hatten, allein.

Wie vorher die Eltern, so schritten jetzt auch sie Arm in Arm, sich innig an einander schmiegend, durch die Wohnung. Sie kannten ja fast jedes Stück der Einrichtung schon, aber sie sahen diese zum ersten Male zu einem Ganzen zusammengefügt. Und an hundert Einzelheiten erkannte zumal Magda die sorgende, liebevolle Hand der Mutter — —

„Die guten Eltern!“ sagte sie wieder und wieder.

Max nickte. Auch sein Herz war voll Rührung. Aber dann umfaßte er sein junges Weib und zog sie fest an sich: „Im eigenen Heim, Magda! Endlich! Im eigenen Heim!“ —

Am anderen Morgen machte Herr Bogumil Ferno ein

ungemein erstauntes Gesicht, als der junge Herr Baumgart schon vor dem Senior im Kontor erschien. Nicht einmal am ersten Tag gönnte sich der Junior den Genuß des ordentlichen Ausschlafens, der nach der Ansicht von Herrn Bogumil Ferno von Rechts wegen bis mindestens zehn Uhr morgens zu währen hatte.

Max Baumgart schritt rasch durch das Hauptkontor, die Herren flüchtig begrüßend.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich, Herr Sturm?"

„Gewiß, Herr Baumgart!"

Als der Prokurist die Tür des Privatkontors hinter sich geschlossen hatte, sagte Max erregt: „Sie haben schlecht Wort gehalten, Sturm!"

Der Alte zog die Achseln hoch: „Herr Baumgart, es ist nicht meine Schuld."

Max sah ihm scharf ins Gesicht. Ihm kam zum ersten Male der Gedanke, daß Sturm den Mantel nach dem Winde trüge. Er antwortete nicht gleich, sondern schritt hastig einigemal in dem engen Gemach auf und nieder.

„Papa schrieb mir noch vor vierzehn Tagen, daß er mit Klüpfel & Kompagnie wegen des Kessels abgeschlossen habe. Gestern sagte er mir, daß er mir nur erfreuliche Nachrichten mitzuteilen hätte. Auf Einzelheiten gingen wir nicht ein. Und heute berichtet mir Rastin, der erste, den ich treffe, daß die ganze Angelegenheit ad calendas graecas vertagt sei! Wie soll ich das verstehen, Sturm?"

„Der Herr Kommerzienrat hat ganz persönlich ent-

schieden — da kommt der Herr Papa übrigens schon selbst!“ fügte Sturm sichtbar erleichtert hinzu.

In der Tat — der Senior trat gerade in das Kontor. Er nickte dem Sohne einen freundlichen Gruß zu, reichte ihm die Hand und legte seine Tante Voß, die er jeden Morgen mit nach dem Geschäft brachte, sorgsam neben die eingelaufene Korrespondenz. Dann setzte er sich an sein Pult, fragte noch kurz nach Magda und begann die Briefe durchzusehen.

Max trommelte leise mit den Fingerspitzen auf dem Tische. Sturm war in das Hauptkontor zurückgegangen. Durch die Glastür konnte man sehen, daß er, scheinbar ganz in seine Bücher vertieft doch gespannt die Entwickelung der Dinge im Zimmer der Chefs verfolgte.

Es währte geraume Zeit, ehe der Kommerzienrat die Post durchgesehen hatte. Er schob jetzt die Briefe dem Sohne zu: „Es steht nichts besonderes drin, Max! Wenn du aber Einsicht nehmen willst. —“

„Lieber Papa —“, begann Max, und seine Stimme bebte nervös. „Sei mir nicht böse — ich bin einigermaßen erstaunt, daß die Angelegenheit mit unserer Betriebsmaschine noch ganz auf dem alten Flecke zu stehen scheint!“

Der Kommerzienrat hatte seine Zeitung schon entfaltet. Er ließ das Blatt jetzt wieder sinken und entgegnete: „Ja, Max — ich habe mir die Sache anders überlegt.“ Es sollte gleichgiltig klingen, aber es klang doch auch eine leise Erregung durch die Worte hindurch. Der Vater fühlte, daß eine Auseinandersetzung mit dem Ältesten, mit dem Mitinhaber des Geschäfts, unvermeidlich war.

„Nach deinen letzten Mitteilungen, lieber Papa —“

„Gewiß, Max! Aber ich habe mir die Sache eben in letzter Stunde noch überlegt, und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß wir besser tun, uns vorläufig mit unserer alten Maschine zu begnügen. Einmal tut sie ja immer noch ihren Dienst, und die paar Kohlen Mehrverbrauch schlägst du viel zu hoch an; zumal bei den augenblicklichen niedrigen Kohlenpreisen. Das ist aber nicht die Hauptsache. Ich habe gerade aus deinen eigenen Äußerungen schon im Sommer die Überzeugung gewonnen, daß wir früher oder später doch werden ganz zum elektrischen Betrieb übergehen müssen. —“

Der Sohn blickte überrascht auf. Was sollte das nun wieder bedeuten, daß der Vater, der bisher vor der kleinsten Umänderung zurückgescheut war, jetzt die Wahrscheinlichkeit einer förmlichen Revolution des Fabrikbetriebes andeutete?

„Ja — und wenn das der Fall ist, so würden die Kosten für eine neue Kesselanlage und die Betriebsmaschine wirklich nur zum Fenster hinausgeworfenes Geld bedeuten. Früher oder später wird die Elektrizitätsgesellschaft hier doch eine Zentrale für Kraftverteilung anlegen, und wir werden dann den Strom zum Betriebe unserer ganzen Maschinen voraussichtlich recht billig erhalten; kurz und gut also —“

Der Ausdruck des Staunens in dem Antlitz des Sohnes hatte längst dem einer herben Enttäuschung Platz gemacht. Jetzt sah er klar. —

„Das Bessere soll also auch des Guten Feind sein'“, sagte er bitter. „Weil wir in fünf — in zehn Jahren vielleicht eine Kraft zur Verfügung haben werden, die vielleicht billiger sein kann, als unsere heutige, deshalb sollen wir bis

dahin unter den allerungünstigsten Umständen weiterarbeiten! Denn darauf kommt es heraus, Papa! Und das ist wirklich dein fester Entschluß?“

Der Kommerzienrat hatte von seiner Zeitung ein Streifchen Papier abgerissen und rollte es zwischen den Fingern auf und ab. Leicht wurde ihm die Antwort nicht, aber sie kam wohl gerade darum besonders scharf heraus: „Ja, Max — es muß nun dabei bleiben! Übrigens —“ fuhr er dann fort, „bestimmt mich auch der Umstand mit, daß von einer Deckung der Neuanlagen aus dem Jahresgewinn in dieser Kampagne gar keine Rede sein könnte.“

Max antwortete nicht. Er beugte sich über seine Papiere, um die aufsteigende Röte des Unmuts vor dem Vater zu verbergen. Er fühlte, daß er heftig werden würde, wenn er seine Meinung noch einmal so offen darlegen wollte — heftiger, als es sich dem Vater gegenüber geziemte. Und was frommte es schließlich? Was frommte es, immer wieder einen neuen Anlauf zu nehmen, sich immer wieder abschlagen zu lassen mit Gründen, die so wohlfeil waren, wie die Brombeeren?“ Es war ein unfruchtbarer Kampf — jetzt sah er es ein. Doppelt aussichtslos, weil er ihn dem eigenen Vater gegenüber führte, auf den schuldige Rücksicht zu nehmen er als Sohn verpflichtet blieb.

Das also war der Empfang, der seiner geharrt?

Der Kommerzienrat hatte seine Zeitung wieder vorgenommen und sich anscheinend ganz in den Leitartikel vertieft. Er mochte eine energische Entgegnung erwartet, sich auf sie gerüstet haben. Sie wäre ihm vielleicht lieber gewesen, als die schweigende Mißbilligung des Sohnes. Es tat nicht

nur seinem zärtlichen Vaterherzen weh, daß er anderer Ansicht sein mußte, als dieser; mehr fast noch kränkte es ihn, als den erfahrenen Praktiker, daß der Sohn seine Gründe nicht einmal einer Entgegnung für wert hielt.

Schließlich, nach einer geraumen Weile, die mehr als hinreichend gewesen wäre, die Weisheit selbst des längsten der langen Leitartikel der guten Tante Voß vom ersten bis zum letzten Buchstaben in sich aufzunehmen, ließ er das Blatt wieder sinken. „Du bist nicht meiner Ansicht, Max?“

„Nein, Papa!“ entgegnete dieser kurz. Kein weiteres Wort. Im Tone aber lag die Abwehr: „Frage mich nicht weiter — es ist ja doch vergeblich!“

Jetzt stieg auch auf der Stirn des alten Herrn ein Schatten auf, und ärgerlich gab er ebenso kurz und knapp zurück: „Das tut mir leid!“ Dann nahm er die Zeitung aufs neue vor die Augen.

Wohl eine halbe Stunde verging diesmal, ehe er das Wort wieder ergriff. Er hatte mechanisch das ganze „Inland“ und das gesamte „Ausland“ nebst einem spaltenlangen Kunstbericht von Ludwig Pietsch gelesen, ohne doch mehr als die Buchstaben zu sehen. Max war es nicht viel anders ergangen; er las die Briefe vor ihm einen nach dem anderen, ohne doch zu wissen, was sie enthielten. Schließlich stand er auf und trat an das Fenster. Draußen meldete sich schon der Herbst recht deutlich. Die Buchen im Garten waren bereits in Rotgelb getaucht die niederen Sträucher zum Teil entblättert, auf den Blumenbeeten blühten nur noch die Astern, und der Gärtner band gerade die Rosen nieder. Das Zelt neben der Veranda, unter dem Magda so gern gesessen, war schon ab-

gebrochen. Max fröstelte: das kam wohl daher, daß er soeben erst den sonnigen Süden verlassen hatte.

Als der Kommerzienrat endlich die Zeitung zusammengefaltet hatte, blickte er schweigend einige Minuten zu dem Sohne hinüber. Nun gewann doch wieder das zärtliche Vaterherz in ihm die Oberhand; er empfand, was in seines Ältesten Seele vorging. Und so erhob auch er sich und trat dicht an jenen heran.

„Du zweifelst doch nicht, Max, daß ich nach bestem Ermessen, nach reiflicher Überlegung und — mein Junge, vergiß auch das nicht! — auf Grund einer mehr als fünfzigjährigen Praxis gehandelt habe? Der mußt du doch auch ihr Recht lassen, Max!“ meinte er versöhnlich.

Max war nervös zusammengefahren, als er des Vaters Hand auf seiner Schulter fühlte. „Gewiß, Papa! entgegnete er. Aber in der Bejahung prägte sich wieder die passive Abwehr so deutlich aus, daß des Vaters versöhnliche Stimmung schnell verflog. „Gut denn — sprechen wir nicht mehr davon!“ sagte er mißmutig.

„Ganz recht — sprechen wir nicht mehr davon!“

Beide kehrten darauf zu ihren Pulten zurück. Der alte Herr zog einen der Schubfächer nach dem anderen auf, kramte in ihnen herum, probierte ein halbes Dutzend Federn und schimpfte auf die Unordnung, die Schäfer in den Kontorutensilien einreißen lasse. Max konstruierte auf seinem Löschblatt Kreise; und wenn er dann den einen Schenkel des Zirkels in den Mittelpunkt setzte und den anderen auf der Peripherie entlang laufen ließ, dann dachte er immer nur das eine: das ist wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt; es hat

keinen Anfang und kein Ende — wozu sich wieder abmühen mit Rede und Widerrede — es ist ja doch zwecklos — ganz zwecklos! Das, was du jedem anderen gegenüber sagen könntest, das muß dem Vater gegenüber ja doch unausgesprochen bleiben! Und selbst, wenn du es aussprechen wolltest — auf die Gefahr eines vollkommenen Bruchs hin — es würde ja auch nichts ändern.

Plötzlich hob der alte Herr den weißen Kopf.

„Ich sagte dir gestern schon, daß ich eine recht erfreuliche Nachricht für dich hätte, mein Junge," begann er mit einem neuen Versuch des Einlenkens.

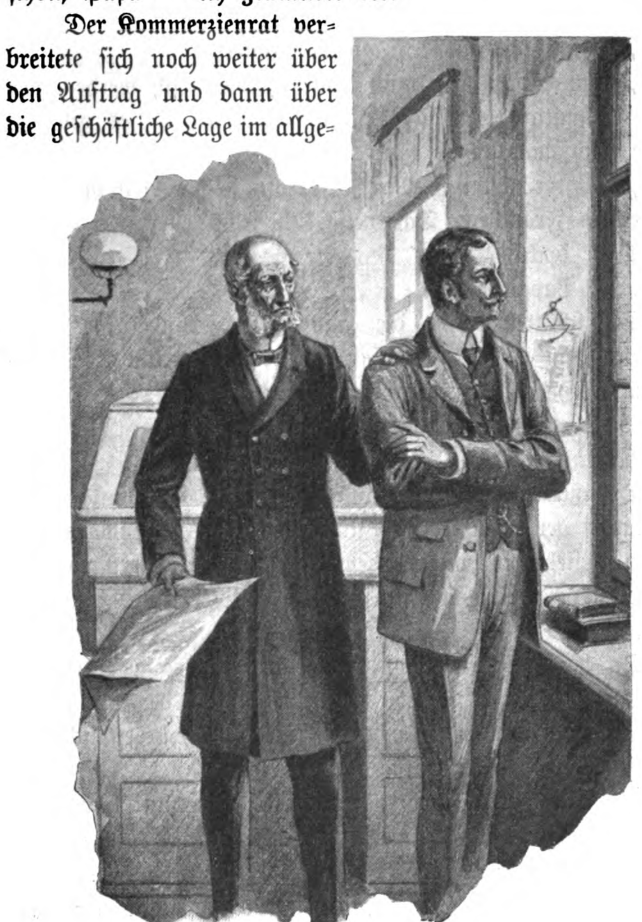
„Wirklich?!" klang es von der anderen Seite des Pultes bitter zurück.

Den Vater verdroß der Ton wohl, aber er überwand sich. „Jawohl — sogar eine sehr erfreuliche Nachricht," wiederholte er. „Ich habe in deiner Abwesenheit einen bedeutenden Auftrag von seiten der Marineverwaltung erhalten — ein großes Objekt, das uns für ein paar Monate Beschäftigung gibt." Er gab einige ausführliche Details und schloß dann: „Du siehst mein lieber Junge, man darf die Flinte nicht ins Korn werfen. Unser altes gutes Renommee hat auch diesmal zum Sieg über die Konkurrenz verholfen, trotzdem unter den Mitbewerbern verschiedene billigere Preise gestellt hatten. Es ist eben auch nicht immer mit den billigen Arbeiten allein getan!"

Wie hätte sich Max noch heute morgen, vor seiner Unterredung mit dem Vater, über den Auftrag, der nach allem, was dieser sagte, wirklich ungemein gewinnbringend zu werden versprach, gefreut?! Jetzt hatte er nur ein trübes Lächeln,

und matt klang auch seine Entgegnung: „Das ist ja sehr schön, Papa — ich gratuliere dir!“

Der Kommerzienrat verbreitete sich noch weiter über den Auftrag und dann über die geschäftliche Lage im allge=



meinen. Der Sohn hörte nur mit halbem Ohr zu. Als der alte Herr dann gegen elf Uhr sich erhob, um seinen gewohnten Rundgang durch die Fabrik zu machen, griff auch er zum Hut.

„Kommst du mit?“ fragte der Vater.

„Bitte entschuldige mich heute, Papa. Ich werde wohl auch Nachmittag nicht aufs Kontor kommen — es gibt zu Hause noch manches zu tun.“

„Selbstverständlich, Max! Ich bin ja da, bleib du ruhig bei deinem Frauchen. Das heißt, um sechs essen wir — da kommt ihr doch?“

„Ja, Papa!“

Sie schüttelten sich die Hände, und dann ging Max noch vor dem Vater. Der sah ihm nach und lächelte: „Er brummt! Hätte ich wahrscheinlich auch getan. Na — wird schon vorübergehen, wenn er erst einsieht, daß der Alte doch recht hatte!“

Draußen im Hauptkontor aber schlug Bogumil Ferno die Augen gen Himmel und flüsterte seinem Nebenmann zu: „So also sieht ein junger Ehemann aus, der gestern von der Hochzeitsreise zurückgekommen ist? Die Welt wird schlechter mit jedem Tag —“

Da hatte Sturm schon mit seinen Luchsaugen erspäht, daß sein junger Freund wieder einmal nicht bei der Sache war, und rief hinüber: „Wann sind Sie denn endlich mit dem Brief an C. F. Gauting fertig, Ferno?“

„Gleich, Herr Sturm!“ antwortete Bogumil laut, und leise nur ergänzte er den melancholischen Satz: „— wer weiß, wie das noch werden mag!“

Max Baumgart war hastig die Treppe hinunter geeilt.

Unten verlangsamte sich sein Schritt. In ihm arbeiteten die Erfahrungen der letzten Stunden nach, und immer wieder fragte er sich: „Was soll nun werden? Was soll nun werden?“ ohne doch eine Antwort zu finden.

Es regnete leicht, und die Luft war schwer und trübe. Auf der Straße lag tiefer Schmutz, unter jedem Baum ein zusammengekehrter Haufen von abgefallenen Blättern. Grau in Grau flossen in der nebligen Ferne die Häuserzeilen in einander.

„Herbstwetter!“ Max zog den Havelock fester um die Schultern; es fröstelte ihn wieder wie schon oben im Kontor.

„Das also ist die Heimat.“ Und es überkam ihn der Gedanke: „Wenn du dich doch mit deinem Frauchen gleich wieder auf die Bahn setzen könntest. Wozu sich denn ärgern und abmühen? Unten in Italien war's so schön und so sonnig — sonnig um uns und sonnig in unseren Herzen! Und hier — hier — —!“

Als er die teppichbelegten Stufen zu seiner Wohnung hinaufgestiegen war und die Entreetür aufgeschlossen hatte, hörte er zuerst die Stimme der Mutter. Also Mama war in aller Frühe schon hinüber gekommen?

„Nein, Kindchen — da laß mich nur sorgen. Siehst du — so hat das Max immer gern gehabt; hier das Schreibzeug und da die Schwefelhölzer, und das kleine Pult für seine Mappen und Zeichnungen, das muß hier neben dem Schreibtisch, zur Hand stehen. So — nicht wahr?“ Und nun hörte er einen herzlichen, schallenden Kuß.

Er fand beide Frauen drinnen in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch. Sie hatten sich zärtlich umfaßt und

bemerkten sein Eintreten zuerst gar nicht. Aber als er sich mit einem: „Verzeiht — ich bin auch da!“ räusperte, flog Magda auf ihn zu, und als er sie an sich drückte, vergaß er auf einen Augenblick all die trüben Gedanken. Das war doch die rechte Heimat — hier! Und über diese Schwelle sollten ihm die Sorgen und aller geschäftlicher Ärger nicht kommen!

Aber Magda sah ihm so merkwürdig scharf ins Auge. Las sie in seiner Seele? Dann wieder freilich sagte sie ganz ruhig und heiter: „Mama wird mit uns frühstücken, Max! Du siehst ja ganz erfroren aus — nun sollst du aber auch sofort eine warme Tasse Brühe haben.“

„Bleib nur bei Max — ich werde das schnell besorgen, Kind!“ erklärte die Mama, aber die junge Frau hatte bereits die Türklinke in der Hand: „Das wäre ja noch schöner, Mamachen!“ nickte dem Gatten noch einmal zu — und hinaus war sie.

Die Kommerzienrätin setzte sich auf den Schaukelstuhl am Kamin und wippte leise hin und her. Sie strahlte eitel Glück, und immer wieder wiederholte sie: „Das gute Kind, unsere Magda!“

Der Sohn hatte sich an das Fenster gestellt und sah schweigend in den Garten, der hinter dem Hause lag hinaus. Der alte Ferno hantierte trotz des häßlichen Wetters zwischen den Beeten und Rabatten, wie immer in seiner graugrünen uralten Jägerjoppe und den großen Holzpantinen, aus denen die dicken blauen Strümpfe heraussahen; auf dem Kopf einen englischen Reisehut, der mit seiner schäbigen Eleganz ganz merkwürdig zu der übrigen Tracht paßte. Gerade jetzt richtete

der Greis das vielfaltige, unrasierte Gesicht empor, und gleich darauf humpelte er den nassen Steg entlang bis zu dem gepflasterten Gange, der von der Hauseinfahrt zu den Ställen



führte. Dort erschien nämlich soeben Viktor Ferno im hocheleganten hellgelben Herbstanzug und hinter ihm der Diener, die lange Fahrpeitsche dem Herrn

und Gebieter nachtragend. Es war ein wunderliches Bild, wie Vater und Sohn sich begrüßten: der Alte mit glückstrahlendem Gesicht, während sich auf dem Antlitz des Sohnes eine leichte Verlegenheit mit gutmütiger Herablassung mischte. Er reichte dem Vater nicht die Hand — die verarbeitete Rechte des Greises trug freilich noch die unverkennbaren Spuren des fetten Gartenbodens, obwohl er sie sorgsam an der Hinterseite seiner grauen, vielfach geflickten Beinkleider abgewischt hatte; Viktor schlug dem Alten vielmehr kräftig auf die Schulter, und dieser lachte vor Freude.

Dann wurden die beiden amerikanischen Traber vorgeführt —

„Aber du hörst ja gar nicht was ich erzähle!“ meinte die Kommerzienrätin etwas pikiert. „Ich werde dich bei deiner Frau verklagen.“

Max wandte sich um. „Verzeih, liebe Mama! Was befahlst du?“

„Was hast du denn zu der großen Bestellung gesagt? Papa war ja ungemein erfreut?“

„Ja — jawohl!“ Da waren sie schon wieder, die geschäftlichen Berührungspunkte, die er sich schon vorgenommen hatte, von seiner Schwelle fern zu halten. Und ohne an diesen Vorsatz zu denken, fügte er bitter hinzu: „Wir konnten es brauchen!“ so daß die Mutter in hellem Erstaunen zu ihm aufsah.

Zum Glück kam Magda in diesem Augenblick zurück und bat zu Tisch. So war der Mama die weitere Frage abgeschnitten.

„Kinder, ihr habt's doch zu reizend!" sagte sie dafür, als sie über die Schwelle des Eßzimmers traten.

„Ja, Mama — dank deiner Güte!" gab Magda warm zurück. „Du hast auch an alles gedacht. Fast zu gut gedacht — so gut nämlich, daß mir kaum etwas zu tun übrig bleibt."

„Sollst du auch gar nicht, Kind. Wenn's nach mir ginge, ich nähme dir das ganze Wirtschaftliche vollkommen ab. Solch junges Frauchen, das müßte eigentlich nur ihrem Manne leben können." Die Kommerzienrätin legte sich umständlich die Serviette, nachdem sie sich wohlgefällig das große Monogramm in deren Ecke angeschaut hatte, über das Kleid und fischte sich eine Sardine aus der Blechdose.

„Da würde ich doch nicht ganz damit zufrieden sein, Mama. Denn gerade, um recht für meinen Mann zu leben, muß ich ihm doch persönlich auch etwas sein können, muß ihm etwas leisten."

Max nickte seiner Frau zu, aber die Mama lachte sie aus. „Kleine Hausfrau! Ihm etwas sein — etwas leisten? Als ob die Männer je Verständnis für wirtschaftliche Sorgen hätten! Das wirst du deinem Maxel auch nicht beibringen. Die Männer wollen von dem ganzen Kram möglichst wenig wissen. Ein heiteres, hübsches Frauchen wollen sie vor sich sehen, wenn sie abgearbeitet nach Hause kommen, und die Heiterkeit geht unsereinem doch auch manchmal in die Brüche, wenn die Köchin mit dem Haushaltungsbuch antritt oder die Stubenmädchen nicht gut Staub gewischt haben oder die Reinemachefrau wieder mal mit der Leiter in die Fensterscheiben geraten ist. Da ist's gewiß so übel nicht, wenn die

alte Mama bisweilen solch einer jungen Frau die Zügel des Regiments und dessen Sorgen abnimmt. Oder hast du Angst vor der bösen Schwiegermutter?"

Vielleicht hätte Magda ernster erwidert, aber die letzte Wendung nahm ihr die Möglichkeit fort. Sie entgegnete nur: „Das darfst du mir nicht sagen, Mama!" und haschte nach der Hand der alten Dame, um sie zu küssen. Und da hatte die Mutter schon wieder ein kleines Tränchen der Rührung im Auge und ein „Kind — du liebes Kind!" auf den Lippen.

„Maxel, reich' mir die Sardinen noch einmal. Sie sind wirklich gut. Weißt du, Magda, du darfst nie eine andere Marke als Philipp & Canaud kaufen! Ja — was ich sagen wollte: wißt ihr denn, daß ich noch ein Töchterlein ins Haus bekomme? Auf Logierbesuch nämlich. Ellen Gouvain hat sich angesagt."

„Das freut mich, Mama! Ellen hat mir sehr gut gefallen," meinte Magda, und Max setzte hinzu: „Dann wirst du dich wenigstens im Haus nicht so vereinsamt fühlen."

„Na, vereinsamt würde ich mich auch so nicht fühlen, Maxel. Es sind ja nur ein paar Schritte bis zu euch, und das sage ich dir, rar machen dürft ihr euch nicht im Elternhause. Aber mir ist's schon recht mit der Ellen. Gott, das arme Ding! Ich fand's ja zuerst eine recht verdrehte Idee, daß sie ihr Examen gemacht hat. Schon weil sie gar so lütt ist — als sie geboren wurde, haben sie sie in die Ofenröhre gesteckt, und jetzt ist sie auch man drei Käse hoch. Da sollen die Mädel in der Klasse nun mal vor ihr Respekt haben. Ja aber: Energie steckt in dem Wurm, und das

erkenne ich an. Und daß sie hier noch im Lyzeum Vorträge hören will, das ist mir auch schon recht. Denn wenn schon, denn schon." Die Kommerzienrätin holte tief Atem, ehe sie schloß: „Aber daß sie nun in dein Zimmerchen soll — das will mir doch gar nicht in den Sinn, Magda! Bis jetzt steht noch jedes Stück am alten Platze, und am liebsten ließ ich's immer so —"

Das kam so rührend gut heraus, daß beide, Tochter und Sohn, gleichzeitig sagten: „Du liebe Mama!"

Sie blickte die Kinder verwundert an. „Aber das ist doch ganz natürlich. Und unsere Male hat auch Mord und Brand geschimpft. Aber es hilft nun mal nichts." Dann zog sie die Uhr, die sie an einer ganz langen, dünnen Kette um den Hals trug: „Schon drei. Da mußt du wohl nach dem Kontor, Maxel —"

„Ich bleibe heute zu Hause." Er sagte es etwas gepreßt, und Magda kam es vor, als vermied er, sie anzusehen. Aber die Mutter nickte befriedigt: „Das ist mal vernünftig, Maxel. Der Papa hockt ja doch den ganzen Tag drüben, und wenn das einer tut, ist's schon mehr wie genug!" —

Nun war Max endlich mit seiner jungen Frau allein.

Er hatte sich an den Kamin im Wohnzimmer gesetzt und starrte in die verglimmenden Kohlen.

Das Wort der Mutter ging ihm im Sinn herum: „Der Papa ist ja doch den ganzen Tag drüben, und wenn das einer tut, dann ist's schon mehr wie genug!"

Da trat Magda leise an ihn heran und strich ihm lächelnd mit ihrer kühlen, weichen Hand über die Stirn.

„Falten, Max! Heute schon Falten!“ Sie sagte es scherzend, und doch klang der Ernst durch den heiteren Ton hindurch. Er zog sie neben sich auf einen niederen Sessel und zwang ein Lächeln auf seine Züge: „Wenn es wirklich Falten sind, dann sind's die Jahresringe, die ich angesetzt habe. Du hast dir eigentlich einen furchtbar alten Mann genommen, Magda,“ meinte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Er ist mir ganz recht so, mein Mann — aber ohne Falten. Denn diese Falten da, die kamen von irgend einem Verdruß, nicht von den Jahren.“ Seine Rechte in die ihre nehmend, fügte sie hinzu: „Ich sah's dir gleich an, als du eintratest.“

„Aber Magda —“

„Doch, Max! Und nun sag' mir: was hat dir die häßlichen Falten auf die Stirn gebracht?“

„Wirklich, Magda, du irrst!“

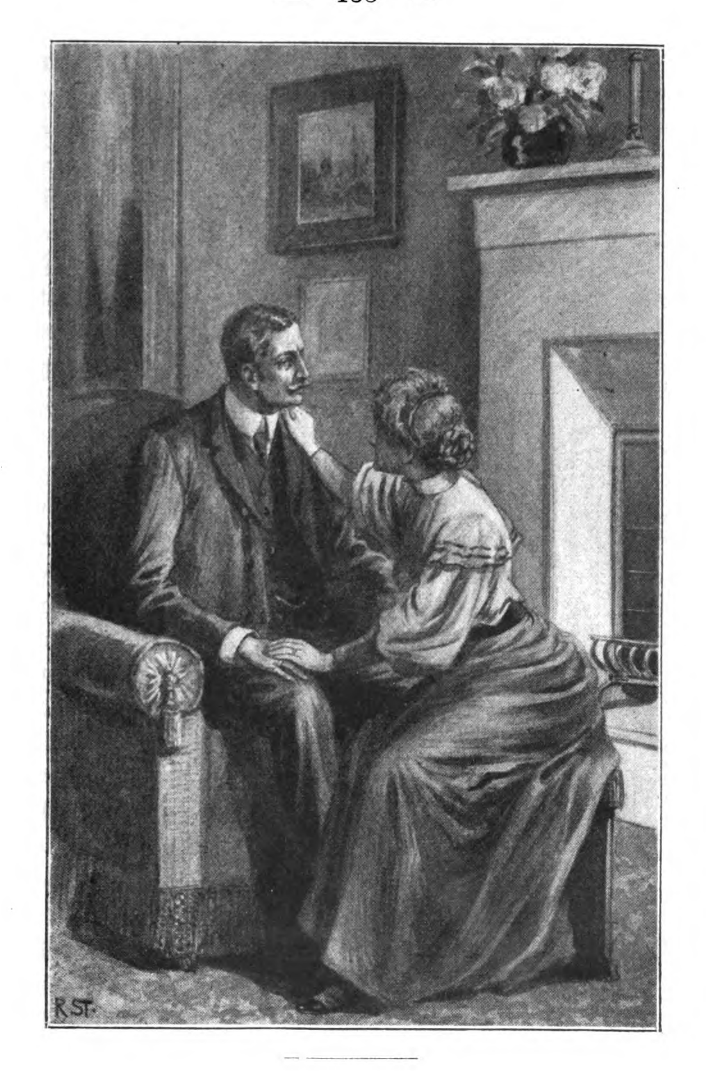
„Sieh mich einmal an, Max! Nicht mit dem lächelnden Gesicht — ohne Maske! So — ah, da sind die Falten ja doch schon wieder.“ Und noch einmal glitt ihre Hand über seine Stirn, und er küßte sie.

„Maus, du irrst wirklich! Was machst du dir nur für Gedanken!“

Sie erhob sich langsam. „Wir sind zu Tisch bei den Eltern, Max. Es ist dir doch recht?“

Er nickte zerstreut. „Ja — jawohl. Ganz recht!“ Aber dann sprang er plötzlich auf und umarmte sie stürmisch.

„Ach, Magda, mein Lieb, wie war's doch schön! Draußen — dort unten — in Italien!“



8. Kapitel.



Am Wasser, dort, wo das kleine Haus des Prokuristen Sturm lag, war eine kleine künstliche Einbuchtung geschaffen, in der Rastin, der Maschinenmeister, einen Kahn liegen hatte. Die Einbuchtung — Otto Baumgart hatte sie einmal die Rastinbay getauft — wurde auf der einen Seite von dem Kai des Fabrikhofes, der hier ziemlich hoch

aufgemauert und nur an einigen Stellen von Treppenstufen unterbrochen war, begrenzt, auf der anderen von der Hecke des Sturmschen Gärtchens. An der äußersten Ecke lag in diesem unter einer großen Buche, die dicht am Ufer stand, der Wasserbalkon, wie der Prokurist das winzige Etablissement nannte; zwei längliche Holzbänke und in der Mitte derselben ein Tisch bildeten das Ganze. Aber hübsch kühl war es im Sommer hier am Wasser, unter den schattigen Buchenzweigen, und es saß sich wirklich sehr nett auf dem Wasserbalkon — wenn nämlich nicht gerade die Mücken allzu lästig wurden.

Jetzt freilich, Ende Oktober, war der Aufenthalt auf Sturms Lieblingsplätzchen für einen gewöhnlichen Sterblichen nicht allzu verlockend. Der Wind pfiff recht energisch über den Wasserspiegel, und die Sonne spielte schon seit Tagen Versteckens.

Für Bogumil Ferno aber hatten die Rastinbay und der Wasserbalkon ihre besondere Anziehungskraft. Beide wurden von dem Kesselhause der Fabrik gegen Sicht gedeckt, und wenn man sich in das Boot stellte, konnte man bequem über die Hecke in Sturms Garten hinüber lugen: wenn man aber den rechten Augenblick erspähte — und in dieser Kunst war Bogumil Ferno Meister — dann traf es sich, mehr oder weniger zufällig, daß Fräulein Helene Sturm in demselben Garten zu tun hatte. Es war nicht immer gerade etwas besonders Wichtiges, was die junge Dame beschäftigte. Aber wie Bogumil immer wieder einen neuen Vorwand fand, mit irgend einem Auftrag sich auf einige Minuten aus dem Kontor, vor Papa Sturms scharfen Augen zu drücken, so verstand es auch Helene Sturm, vor sich selber einen kleinen Spaziergang im Garten allezeit zu rechtfertigen.

Der Alte ließ zwar der Tochter nicht übermäßig viel Zeit; er hielt kein Dienstmädchen, obwohl ihm sein Einkommen das sehr gut gestattet hätte — Helene mußte die ganze Wirtschaft selbst besorgen, und da er im Hause ebenso penibel war, wie im Kontor, so hatte sie sich tüchtig zu tummeln, wenn sie nicht wollte, daß er bissige Bemerkungen machte. Aber, sich selbst überlassen, wie sie es tagsüber war, konnte sie sich doch die Arbeit auch wieder einteilen, wie es ihr beliebte. Und sie arbeitete lieber eine Stunde ununterbrochen, wie eine Aufwartefrau, um dann die nächste ganz für sich und ihre Gedanken zu haben, die gern, wie sie selbst spazieren gingen.

Sobald sie daher draußen einen Drosselpfiff hörte, kam sie regelmäßig, aber stets wie zufällig, aus ihrem Käfig hervor. Und dann war, auch immer ganz zufällig, Bogumil Ferno im Kahn und lugte mit der Nase über die Hecke. Und diese Nase, lang und spitz, wie sie war, dünkte Helene Sturm ganz ungewöhnlich geeignet, um den „dummen Jungen" daran herumzuführen. Sie machte sich eigentlich blutwenig aus ihm, aber sie litt an der Krankheit chronischer Langerweile, und es war ihr eine amüsante Abwechslung, ihn zum besten zu haben.

Die überschlanke Gestalt, die noch ein wenig an ein junges Füllen erinnerte, hochgereckt, stand er auch heute wieder im Kahn, der unter seinen unruhigen Füßen hin- und herschwankte. Drüben, hinter der Hecke, hatte Lene Sturm Aufstellung genommen, das krause Haar unter einem dunkelroten Baschlik halbverborgen, um die schmalen Schultern ein in der Eile übergeworfenes Tuch, unter dem sie fröstelnd die Hände barg.

„Na also? Was soll's eigentlich, Herr Ferno?“ meinte sie spöttisch. „Besonders einladend ist das Wetter zu einem Zwiegespräch im Freien nicht, Herr Ferno, zumal wenn der Gegenpart so wenig unterhaltend ist, wie Sie, Herr Ferno!“ Das „Herr Ferno“ zog sie jedesmal so lang, als ob sie damit sagen wollte: „'s eigentlich lächerlich, solch einen grünen Burschen als Herrn zu titulieren.“

„Aber Lenchen —“

„Wenn Sie sich noch einmal unterstehen, mich bei meinem Vornamen zu nennen, so sollen Sie 'was erleben — Herr Ferno!“

„Aber Fräulein Sturm, was habe ich denn verschuldet, daß Sie gar so unfreundlich zu mir sind? Bin ich denn nicht Ihr

treuester Ritter? Oder glauben Sie, mich friert etwa nicht?"

Sie lachte. „Wenn Sie es hier zu kalt finden, rate ich Ihnen dringend, sofort wieder ins Kontor zu gehen, Schäfer kachelt doch meist gut ein, und Papa macht sich sicher noch ein Extravergnügen daraus, Ihnen etwas einzuheizen."

„Pah!" machte Bogumil. „Mit Ihrem Herrn Papa, Fräulein Sturm, mit dem werde ich schon fertig."

„Besser als mit der Tochter? Was? Das wollten Sie doch sagen. Ja, Herr Ferno, ich will Ihnen aber auch etwas sagen: wer mit mir Kirschen essen will, der muß sich anders betragen, als ein gewisser Jemand."

„Aber Lenchen —!"

Sie warf den Kopf hoch und machte kurz kehrt.

„Fräulein Sturm!" verbesserte er sich schnell. „Gnädiges Fräulein — gnädigstes Fräulein! Was habe ich denn nun schon wieder verbrochen?"

„Erstens: Sie haben mich schon wieder bei meinem Vornamen genannt," wandte sie sich zurück. „Zweitens: Sie sind furchtbar langweilig. Drittens: Sie haben wieder den Hut auf, den ich durchaus nicht leiden kann —"

„Soll ich ihn vielleicht ins Wasser werfen, Fräulein Sturm?"

Sie lachte und nickte: „Das wär' das Klügste, was Sie tun könnten, Herr Ferno. Er steht Ihnen gar nicht."

Bogumil hatte den runden Filz schon in der Hand. Einen Augenblick betrachtete er ihn noch wehmütig — dann schleuderte er ihn wirklich kurz entschlossen in den Fluß. „Ist's so recht, Fräulein Sturm?"

„Nein!“ meinte sie kurz. „Sie haben sich nur wieder einmal lächerlich gemacht. Aber das steht Ihnen freilich am natürlichsten, Herr — Ferno —, besser, als der schöne Hut es tat.“

Der Windbeutel, der auf dem Kontor stets mit der Zunge vorweg war, schnitt ein gottsjämmerliches Gesicht. Der Wind strich scharf von Osten her und trieb ihm die langen blonden Haare in die Stirn. „Ihnen kann man auch nie etwas recht machen, Fräulein Sturm — nie — nie!“ klagte er kummervoll. „Und ich möchte es doch so gern tun. Wenn Sie mir befehlen würden: spring ins Wasser! ich tät's sofort! Wahrhaftig! Auf Ehre!“

„Das wäre auch was Rechtes, Herr Ferno! Sie schwimmen ja wie ein Fisch. Und das ist wieder kein Wunder, denn wenn ich Sie so von der Seite betrachte, sehn Sie ja ganz aus wie eine Plötze.“

Im Punkte seiner körperlichen Schönheit war Bogumil höchst selbstbewußt. Er schluckte zum Gaudium des tollen Mädchens eine ganze Weile, um schließlich herauszuplatzen: „Das hat mir aber auch noch niemand gesagt, Fräulein Sturm!“

„Dann bin ich eben die erste, die diese frappante Ähnlichkeit richtig erkennt. Übrigens ist Ihr Sündenregister noch nicht zu Ende, Herr — Ferno! Ich habe Sie doch beauftragt, mir genau mitzuteilen, warum Herr Baumgart — Herr Max Baumgart — in der letzten Zeit so arg mißgestimmt ist? Was hat's denn wieder in der Fabrik gegeben?“

„Das sind aber Geschäftsgeheimnisse, Fräulein Sturm!“

„So —? Guten Morgen, Herr Ferno!“ Sie kehrte

dem blonden Jüngling den Rücken und schritt mit dem ihr eigenen wiegenden Gang dem Hause zu.

„Erlauben Sie, Fräulein Sturm," rief er sie zurück „Ich meinte ja nur so — ich weiß ja auch wirklich nichts Genaues —"

„Das letztere kann ich mir denken."

Er schüttelte in heller Verzweiflung die vom Winde zerzausten Locken. „Alles, was ich weiß, will ich Ihnen ja gern sagen, Fräulein Sturm. Natürlich — Sie gehören ja, sozusagen mit zum Geschäft."

„Nun also —!"

„Es ist wegen der großen Lieferung, die wir für die Marine erhalten haben. Der junge Herr war mit den Proben nicht recht zufrieden und verlangte, daß ein tüchtiger Chemiker zur Kontrolle für die Farben hinzugezogen würde. Da meinte aber der Herr Kommerzienrat — und auch Ihr Herr Vater — unser alter Färbermeister hätte sich bisher immer noch bewährt. Und so ist es schließlich unterblieben."

„Nun — und?"

„Nun — und seitdem brummt der junge Herr Chef. Kaum, daß er überhaupt noch auf das Kontor kommt —" Bogumil machte eine kleine Kunstpause, und dann lächelte er pfiffig. „Wenn ich übrigens eine so schöne Frau hätte, wie unser Junior, dann fände ich's auch zu Hause gewiß hübscher, als in unserer alten Bude. Und, ihr, Frau Baumgart nämlich, wird's auch sicher lieber sein, er bleibt daheim denk' ich mir!"

„Da denken Sie vielleicht wieder einmal recht verquer,

Herr Ferno! Aber das ist bei Ihnen ja nichts Auffallendes. Übrigens, Herr Ferno, neulich habe ich bei Magda — bei Frau Baumgart — auch den Vorzug gehabt, Ihren ausgezeichneten Onkel — oder Vetter — was? — kennen zu lernen."

„Meinen Onkel von der adligen Linie? Viktor Ferno? Respekt, Fräulein Sturm — der mißt das Geld mit Scheffeln."

„So sieht er aus. Er war übrigens sehr nett zu mir sehr aufmerksam und liebenswürdig. Und er hat auch von Ihnen gesprochen, Herr Ferno —"

Über das Gesicht des Jünglings ergoß sich eine jähe Blutwelle. Er mochte sich gewisser unvorsichtiger Äußerungen erinnern, die er einst in der Weinlaune dem Millionenonkel von der adligen Linie gegenüber getan hatte, und er baute nicht allzu sicher auf Viktors Diskretion. Und so stieß er erregt hervor: „Fräulein Sturm, mein Onkel ist ja so weit ein ganz guter Kerl, aber er schnurrt ein bißchen. Das heißt manchmal sogar ein bißchen stark. Das bringt der Sport wohl so mit sich. Sie müssen ihm nicht alles glauben, was er sagt."

Sie lächelte überlegen. Aber dann meinte sie plötzlich, ernster als bisher: „Ja — wenn ich ihm alles glauben wollte —," zog das Tuch knapp um die Wespentaille, nickte Bogumil noch einmal kurz zu und ging in das Haus.

Bogumil sah ihr erstaunt, fast erschrocken nach. Der Abschied war doch zu kurz und zu wenig warm gewesen „Adieu, Fräulein Sturm! Auf Wiedersehn!" rief er hinter ihr her, aber sie war schon in der Haustür verschwunden.

Ihn fröstelte mit einem Male. Hastig sprang er ans Land. Und da sah er seinen schönen neuen Hut, der wohl vom Winde zurückgetrieben worden war, dicht neben dem Kahn in dem kleinen Hafen schwimmen. Einen Moment schwankte er, ob er ihn nicht herausfischen solle — es war doch eigentlich schade um den „Bibi.“ Aber dann schürzte er trotzig die Lippen: „Ein Opfer sei er den Göttern —!“ und eilte in Hechtsätzen dem Kontor zu. — —

Zur selben Stunde, in der Bogumil Ferno den höchst einseitigen Genuß seines kleinen kalten Stelldicheins mit dem Verlust seines Hütchens bezahlte, hatte Magda Baumgart den ersten Besuch Ellen Gouvains empfangen. Und Ellen kam nicht allein. Zuerst hatte die Kommerzienrätin sie begleiten wollen; aber Male hatte die Hausherrin zu lange mit Beschlag belegt, denn es galt die Beratung des ersten großen Diners der Saison, und diese Beratung erforderte, darüber waren Herrin und Dienerin einig, Zeit und Ruhe. So hatte sich Ottokar erboten, das Cousinchen hinüberzugeleiten, und sein freundliches Anerbieten war huldreichst angenommen worden.

Ellen Gouvain sah reizend aus in dem einfachen, enganliegenden, pelzverbrämten Straßenkostüm. So reizend, daß Otto es sich nicht versagen konnte, zu fragen: „Wetterchen, Cousine, wo läßt du arbeiten? Paris, Wien — was?“

„Aber, Otto! Was traust du uns armen Agrariertöchtern denn eigentlich zu! Paris! Du mein Gottchen! Ich schneidere mir meine paar Sachen allein. Wozu hat man denn sein bißchen Geschmack?“

Er wiegte zweifelnd das Haupt. Dem im Wohlstand

aufgewachsenen Sohn des reichen Hauses wollte das gar nicht recht möglich dünken. „Ellen ist das wirklich dein Ernst? Oder beliebst du mit deinem untertänigsten Cousin ein wenig zu scherzen?“

„Aber keine Spur, trautester Otto! Das macht sich ja halb von selbst. Und es ist gar kein sonderliches Verdienst dabei — wahrhaftig nicht! Die Modenwelt bringt ja so vorzügliche Schnitte. Schneidern haben wir alle gelernt, und an Zeit fehlt es gerade auf dem Lande doch auch nie —“

„Du kannst ja aber rein alles, Ellen —“, meinte er in aufrichtiger Bewunderung.

„Manches, Otto. Aber immerhin viel zu wenig. Zum Beispiel hapert's mit der Musik — wenn ich eine Beethovensche Sonate spiele, fängt regelmäßig unser großer Neufundländer an zu heulen, sagt wenigstens Papa. Ich denke, mit einigem Fleiß will ich's aber auch noch auf diesem Gebiet zu etwas Leidlichen bringen — so zur Durchschnittsqualität, die wenigstens nicht lästig fällt.“

„Ich glaube, du kannst sogar kochen, Ellen!“

Nun lachte sie doch herzlich: „Höre, Otto, tu' mir die einzige Liebe und halte mich für keinen unpraktischen Blaustrumpf. Ich bin sogar sehr praktisch — furchtbar praktisch! So praktisch, daß sich meine Kochkunst allerdings nur auf die Hausmannskost beschränkt. Aber wenn ich zu Hause die Woche hatte, so beorderte Papa regelmäßig Königsberger Fleck, denn die machte ihm, ohne mich zu rühmen, niemand so nach seinem Gusto, wie ich.“

„Känigsbärger Fläck!“ wiederholte Otto gedehnt. Ihm

schwante etwas Schreckliches bei diesem Gedanken, aber er behauptete doch, Fleck sei auch sein Leibgericht. Im stillen setzte er dabei freilich hinzu: „Vorbedingung, daß er von diesen Liliputhändchen dort zubereitet ist!"

Magda empfing die Cousine mit der alten Herzlichkeit. Aber sie war auffallend still, fast wortkarg. Das Gespräch schleppte sie nur mühsam hin, bis Otto es nicht mehr aushalten konnte und fragte: „Du bist nicht recht wohl, beste aller Schwägerinnen? Mach' kein Hehl daraus, und sag', wenn wir gehen sollen. Wir sind verständige Leute und nehmen es dir nicht übel. Was, Ellen?"

Nun wollte es Magda zwar nicht wahr haben, aber ihr blasses Gesicht strafte sie Lügen. Sie sah wirklich abgespannt und ermüdet aus. Als Ellen jedoch aufbrechen wollte, hielt sie die kleine Cousine wieder fest. „Es ist nichts — wirklich!" versicherte sie eifrig und zwang sich, zu lächeln.

Ellen hatte ihre harmlose Freude an der hübschen Einrichtung und gab dem in ihrer lebhaften Art Ausdruck. Ja, sie ruhte nicht, bis Magda sie durch ihr ganzes Reich geführt und ihr Gelegenheit gegeben hatte, alles genügend zu bewundern. Aber auch jetzt reagierte die junge Frau nicht recht. Sie nickte nur stumm, und dann meinte sie fast gleichgültig: „Ja — die gute Mama hat alles so schön und lieb besorgt."

Da fuhr Otto herum: „Um aller Götter Griechenlands willen — das hätte ich ja fast vergessen. Mama hat mir aufgetragen, dir zu bestellen, daß für euch ein Rehrücken angekommen ist, den die ausgezeichnete Male mit ausgezeichnetem Speck spicken soll, ehe er zu euch hinüber wandert. Du

solltest dich also nicht um den Sonntagsbraten bemühen, hörst du, Magda, du glückliche Hausfrau, der zwar keine Tauben, aber sogar gespickte Rehrücken ins Haus fliegen!“

Magda hatte sich in der Gewalt. Otto wenigstens bemerkte keine Veränderung in ihren Zügen. Aber Ellen fiel es auf, wie gedehnt und schwerklingend ihr Dank herauskam: „Mama ist außerordentlich gütig —“ und daß Magda dann, wie mit einem plötzlichen Entschluß, hinzusetzte: „Übrigens — einen schönen Gruß an Mama, Otto, und ich hätte mich schon selbst vorgesehen — für Sonntag nämlich.“

„Nun, so werdet ihr das gespickte Rehrücklein eben an einem der nächsten Tage verspeisen. So etwas kann man sich auch in der Woche genehmigen.“

Indem kam Max aus der Fabrik zurück. Er war von forzierter Lustigkeit, wollte durchaus mit der kleinen Ellen durch's Zimmer walzen, ließ eine Flasche Champagner aus dem Keller holen, und gab vor, sich wie ein Kind zu freuen, als der Korken recht laut sprang.

„Magda, Herzensschatz! Mach mir kein so trübes Gesichtel. Komm, laß uns auf unsere Mignon hier anstoßen: Prosit, Ellen!“ Er trank hastig ein Glas und noch eines, und meinte dann, im Ton umschlagend: „Ach, Kinder, das Leben ist ein Jammertal! Ich glaube, man muß blutjung sein oder ganz alt, greisenhaft alt, um Genuß vom Leben zu haben —“

Magda sah still vor sich hin. Sie hatte nur an ihrem Glase genippt und es gleich zurückgestellt. Nun saß sie, die Hände im Schoß gefaltet, das Haupt leicht vornüber gebeugt.

„Das sagst du, Max?! Du sollst dich schämen, du

junger böser Ehemann!“ replizierte Ellen. Sie sagte es scherzend, und sie lachte dazu, aber Max sprang doch auf, eilte um den Tisch herum und küßte Magda, den Arm zärtlich um ihre Schulter legend, auf die Stirn: „Du weißt schon, wie ich es meine, mein Herzensschatz! Nicht wahr, Magda — und du bist mir auch nicht böse. —“

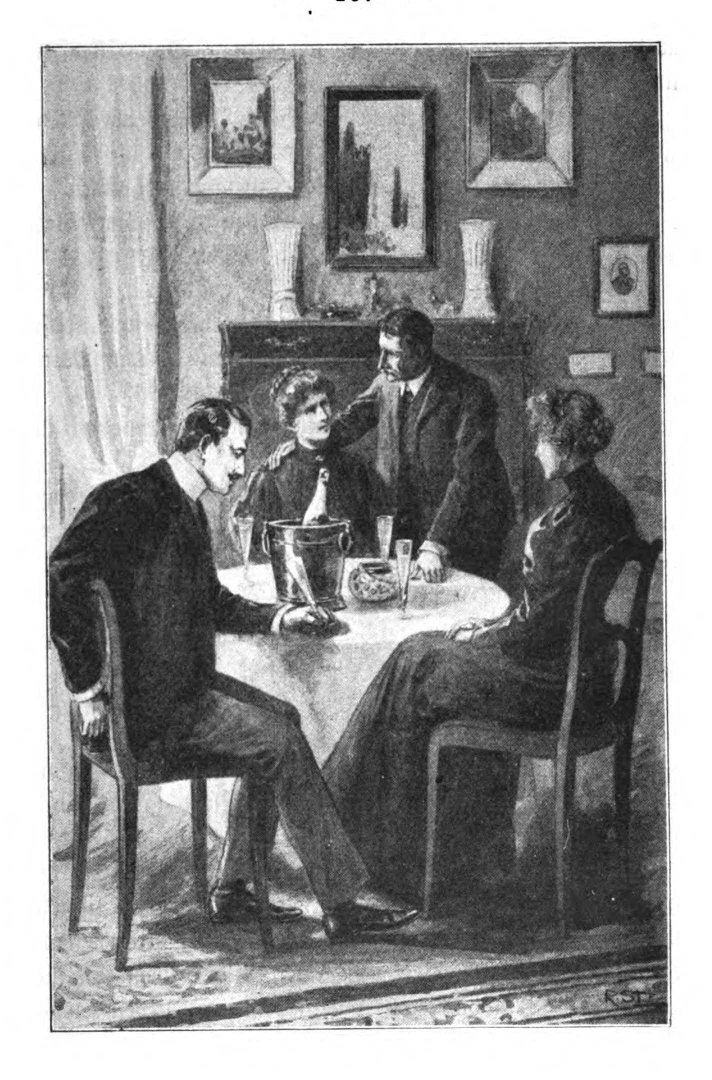
Die junge Frau schlug die Augen zu ihrem Manne auf und lächelte ihm zu. In ihren Wimpern aber blinkte es feucht.

Otto sah in sein Spitzglas und zählte die aufsteigenden Schaumperlen. Derartige Szenen waren nicht nach seinem Geschmack. Er räusperte sich: „Du wolltest ja noch zu Vandeurens, Ellen! Wenn du die Visitenstunde nicht versäumen willst. —“

Sie erhob sich sofort: „Gut daß du mich erinnerst, Otto.“

Das junge Paar erhob diesmal keinen Widerspruch gegen den Aufbruch. Magda sagte nur: „Laß dich recht oft bei mir sehen, liebe Ellen!“ und küßte die Cousine auf beide Wangen; Max schüttelte ihr die Hand: „Du sollst nicht wieder Grund haben, mit mir unzufrieden zu sein, Kleinchen!“ versuchte er zu scherzen. Und dann lachte er gezwungen: „Kinder, ihr laßt mir ja die halbe Flasche Pommery stehen. Nein — das geht nicht! Vorwärts, Otto!“ Er schenkte die Gläser noch einmal voll: „Der alte General soll leben — du weißt schon, Exzellenz Quenousaimont!“ Und wieder stürzte er sein Glas hastig hinunter.

Als dann Ellen und Otto die Treppe hinuntergingen — er in der Rechten ihren Regenschirm, in der Linken ein Buch, das sie sich von Magda geliehen hatte, und unter dem Arm eine Notenrolle, die sie in der Stadt umtauschen wollte —



raunte der Student ihr plötzlich ins Ohr: „Du, Ellen, die hatten sich gekabbelt!“

„Wahrscheinlich, wohlweiser Herr und Vetter!“ entgegnete sie.

„Du sagst das ja mit merkwürdiger Gelassenheit, Ellen. —“

„Warum denn nicht? Sie werden sich schon wieder vertragen.“

Kleine Pause.

„Du, Ellen, wenn du dich einmal verheiratest — posito gesetzt den Fall —, wirst du dich auch mit deinem Manne zanken?“

„Aber das versteht sich! Das heißt: ich werde mit ihm zanken wenn er es verdient.“

„Na, Ellen — sozusagen, es gibt doch auch Exempel von Bleistiften, in denen es die Frau mehr verdient, wie der Mann.“

Sie reckte ihre kleine geschmeidige Gestalt und lachte ihn an: „Erlaube mal, Otto! Ich sprach ja nur von mir und — posito gesetzt den Fall — von meinem Zukünftigen.“

„Und da meinst du, der Ärmste —“

„Kommt erbarmungslos unter den Pantoffel. Ich will ihn mir schon ziehen, man hat sich doch nicht umsonst mit der Pädagogik beschäftigt. — Aber willst du nicht endlich so gütig sein, mir die Tür aufzumachen?“

Er ordnete, um eine Hand frei zu bekommen, erst umständlich die verschiedenen Gegenstände, mit denen sie ihn belastet. Als er dann die Türklinke schon in der Rechten hatte, meinte er: „Es dürfte doch besser sein, Ellen, wenn du diese pädagogischen Grundsätze ausschließlich auf die lieben Kleinen

anwenden wolltest. Denn mit so einem großen Manne — das muß doch schwer sein!“

„Keine Spur! Aber nun mach endlich die Tür auf.“

„Ja, womit willst du ihn dir denn ziehen, Ellen?“

„Nein, bist du aber neugierig, trautester Otto! Nun, wenn du es ganz genau wissen willst — womit man die anderen wilden Bestien auch zähmt: mit Hunger, Zucker und Geduld.“

Er machte die Tür weit auf und verbeugte sich tief: „Ich gratuliere! Du hast nur eins vergessen, Ellen. —“

„Und das wäre?“

„Deinen weltberühmten Königsberger Fleck! —“



9. Kapitel.

Nein — „gezankt“ hatten sich Magda und Max nicht, nicht einmal, um mit Otto zu sprechen: „gekabbelt.“ Und trotzdem lag der Rauhreif auf ihrem jungen Glück. Sie sprachen es gegen einander nicht aus, was sie bedrückte, sie lasen es nur gegenseitig sich aus den Augen ab. Jeder verschwieg es vor dem anderen, um ihn nicht zu betrüben und betrübte ihn durch sein Schweigen erst recht.

Es war die Schuld von Max, daß dem so war. Die volle Aufrichtigkeit, das volle Vertrauen, das Magda so heiß begehrte, das Teilen des Leides, wie der Freude, er brachte es ihr nicht entgegen. Er wollte den Kummer, den er trug, von der eigenen Schwelle fernhalten und trug ihn so erst recht über dieselbe. Und da sie sah, daß er das größere Leid vor ihr verbarg, so scheute sie sich, von dem ihrem zu sprechen, das ihr selbst immer aufs neue so kleinlich erschien. Ein jeder der beiden wollte allein tragen und kämpfen, und beide waren dem Erliegen nahe.

Kleinlich nannte Magda ihr Leid. Nicht jenes, das sie um der Sorgen des Gatten willen empfand, ein anderes, das sich Tag um Tag in der Gestalt fürsorglicher Liebe einstellte.

Die Frau Kommerzienrätin war eine vortreffliche Frau, eine zärtliche aufopfernde Mutter — ein goldenes Herz. Und

sie liebte Magda gleich einer eigenen Tochter. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hätte sie, wenn sie irgend eine Zwistigkeit zwischen ihr und dem Sohne bemerkt haben würde, sich ohne zu fragen auf Seite der Schwiegertochter gestellt. Aber die unaufhörlichen Äußerungen ihrer fürsorglichen Liebe lasteten von Tag zu Tag schwerer auf der jungen Frau,

Kein Vormittag verging, an dem sie nicht auf „einige Minuten" vorsprach. „Kind ich falle doch nicht lästig?" verfehlte sie nie zu fragen, wenn sie kam, und „Kind, wann kommt ihr heute nachmittag hinüber zu uns einsamen Alten?" meinte sie regelmäßig, wenn sie ging.

„Dein Haus ist dein Reich, Magda! Da drinnen sollst du ganz allein schalten und walten!" wiederholte sie bei jeder Gelegenheit, um in der nächsten Minute mit Minna in der Küche zu konferieren und ihr über die Art, wie „der junge Herr" die Beefsteaks gebraten oder die Gänseleber geschmort liebte, einige kurze Anweisungen zu geben. „Du erlaubst doch, liebes Kind?" „Du bist mir doch nicht böse, beste Magda?" hieß es dabei stets, und dann wurde Male der Köchin als leuchtendes Beispiel vor Augen gestellt. Fräulein Minna, eine empfindliche Natur, hatte schon wiederholt erregt entgegnet: „Ich koche grade so lange wie Ihre Male, Frau Kommerzienrätin!" und einmal war sie, nachdem die alte Dame gegangen, sogar recht ungezogen zu der Hausfrau geworden: „Wenn ick Ihnen wär, gnädige Frau, die Sache kriegte ich bald dicke!"

„Behalten Sie Ihre Bemerkungen für sich, Minna!"

„Na — ick meinte ja man. Man will doch auch Herr in seine Küche sein —" brummte das lange Register, wie

Otto sie getauft, und warf die Töpfe durcheinander, daß es krachte.



Die gute Mama ahnte selbst gar nicht, welche unausgesetzte Bevormundung sie übte. Sie schickte ihre Wäscherin ins Haus der „jungen Leute," als ob sich das von selbst verstünde; sie hielt es für erforderlich, daß die Teppiche geklopft werden müßten, und schrieb sofort eine Karte noch der

Reinigungsanstalt; heute hielt der Kohlenwagen vor der Tür und lud in ihrem Auftrag Feuerung ab, morgen kam eine Kiste mit Braunschweiger Wurst und übermorgen ein westfälischer Schinken. Und jedesmal klopfte sie Magda freundlich auf die Schulter: „Das habe ich gut gemacht — was, Kind?"

Es waren tausend kleine Nadelstiche der Liebe, welche Magda die Freude an der eigenen Häuslichkeit verbitterten, und es war so unendlich schwer, gegen die unausgesetzte Fürsorge, die sich in ihnen aussprach, Einspruch zu erheben, ohne zu verletzen. Wohl versuchte es Magda in zarter Weise, aber die Mama verstand sie gar nicht. „Kind, es ist doch nur natürlich, daß ich für euch sorge. Was habe ich denn sonst weiter auf der Welt! Die kleine Freude mußt du mir schon gönnen," meinte sie, oder sie lachte gutmütig: „Du willst wohl, daß ich als böse Schwiegermutter verschrien werde, Magdachen?! Nein, auf mein gutes Renommee halte ich — die Leute sollen nicht von mir sagen, daß ich mich um eure junge Wirtschaft nicht liebevoll kümmerte!"

Vielleicht würde Magda der Situation gegenüber mehr Humor entwickelt haben und wäre damit weitergekommen, wenn sie nicht gesehen hätte, wie sich Max unter dem Druck des Verhältnisses zu dem Vater verzehrte, wie die geschäftlichen Sorgen, denen er nicht zu steuern vermochte, auf ihm lasteten.

Er ging nur noch am Vormittag auf das Kontor und richtete es so ein, daß er auch dann stets nach dem Vater eintraf. Nur noch einmal hatte er mit dem alten Herrn eine

erregte Auseinandersetzung gehabt — wegen der Berufung eines Chemikers von Fach — seit er auch mit diesem Anlauf gescheitert war, beschränkte er sich auf eine passive, ganz oberflächliche Teilnahme an den laufenden Geschäften.

Wenn er früh das Kontor betrat, hatte der Kommerzienrat meist schon die Post erledigt und saß hinter seiner Tante Voß. Er war im Grunde ein äußerst konservativer Mann, der alte Baumgart, aber er nannte sich fortschrittlich und schwur im allgemeinen auf die Weisheit der Gelehrten aus der Breiten Straße. „Papa ist ein Kathederdemokrat!" hatte Otto einmal definiert. „Es ist sein Erbteil aus der Konfliktszeit, und er würde es für überzeugungslos halten, der glorreichen Fahne der Opposition untreu zu werden." Das hinderte den Kommerzienrat freilich nicht, sich zu den begeistertsten Bismarckschwärmern zu zählen und — selbstverständlich — die Sozialdemokraten bis aufs Blut zu hassen.

„Guten Morgen, Papa!"

„Guten Morgen, mein Junge! Wie geht es Magda?"

„Danke, gut, Papa! Nichts Neues im Geschäft?"

„Nein, Max!"

Nach diesen, sich mit geringen Veränderungen immer wiederholenden Begrüßungsworten nahm Max Platz und entfaltete seine „Post."

Ein Weilchen lasen dann beide, mindestens anscheinend, mit größtem Eifer. Dann und wann warf wohl der alte Herr eine etwas spöttische Frage nach „Deinem König Stumm" oder nach der „Silberwährung" dazwischen, die Max meist ziemlich einsilbig beantwortete, da er wußte, daß er mit dem Vater auch auf diesem Gebiet nicht einig werden

konnte. Sie waren einmal über die Kolonialpolitik, in der jener das Unglück des Deutschen Reiches erblickte, hart aneinander geraten; seitdem vermied der Sohn jede ernste Diskussion. Wenn Sturm mit einer Anfrage oder mit neuen Eingängen in das Kontor kam, so beteiligte sich Max zwar formell an der Erledigung, aber grundsätzlich, ohne eine eigene Meinung zur Geltung zu bringen.

Es war nur eine Art von Scham, die ihn zwang, vor dem Prokuristen seine innere Teilnahmslosigkeit, die doch wieder auch nicht ganz echt war, zu verbergen oder wenigstens zu bemänteln.

Gegen elf Uhr pflegte der Vater seinen Gang durch die Fabrik zu machen. Er erhob sich dann stets mit ziemlicher Umständlichkeit, faltete seine Zeitung zusammen, ordnete auf dem Pult alles in peinlichster Weise und fragte schließlich: „Ich gehe hinüber. Begleitest du mich vielleicht, Max?"

Seit Wochen erfolgte keine bejahende Antwort. Der Junior stand vielmehr auch seinerseits auf, schob die ausgelesene Zeitung zur Seite und meinte: „Ich gehe nachhause, Papa." Bisweilen setzte er mit kaum verfehlter Bitterkeit hinzu: „Ich habe ja hier doch nichts mehr zu tun."

„Wie du willst, mein Junge. Grüße Magda schön von mir! Adieu!"

„Adieu, Papa!"

Anfangs hatte der Kommerzienrat innerlich über „seinen großen Jungen" gelächelt; „Max brummt — das gibt sich mit der Zeit!" hatte er gemeint.

Allmählich fing die anscheinende Gleichgültigkeit des Sohnes aber doch an, den alten Herrn zu verletzen. So

wenig er geneigt gewesen war, das endgültige Bestimmungsrecht aus den Händen zu geben, einen tätigen Mitarbeiter wollte er an seinem Ältesten, an dem Mitinhaber des Geschäftes, doch haben. Und selbst wenn er darauf verzichtet hätte, die Geflissentlichkeit, mit der sich Max der geschäftlichen Tätigkeit entzog, kränkte ihn. Er versuchte auch wohl, den Sohn zu einer regeren Beteiligung an der gemeinsamen Arbeit heranzuziehen, ihm neues Interesse einzuflößen, aber Max reagierte in keiner Weise. Er beschränkte sich auf ein kurzes „wenn du meinst, Papa!“ oder „bitte, Papa — du ordnest das ja doch selbst am besten!“ Und nun empörte sich das Herz des Vaters. Er war sich zu sehr bewußt, nach bestem Ermessen gehandelt zu haben; er war zu stolz auf seine langjährige Erfahrung, auf die großen Erfolge, die hinter ihm lagen, als daß er in der kühl ablehnenden Haltung des Jüngeren etwas anderes hätte sehen wollen, als trotzige Unart und Selbstüberhebung. Vater und Sohn wurden von Tag zu Tag innerlich fremder und beide litten schwer darunter. Um so schwerer, als sie, in der steten Sorge, daß es zum offenen Bruch kommen könne, eine ernste Aussprache vermieden.

Daheim klagte bisweilen der Kommerzienrat wohl über die Veränderung im Wesen des Ältesten. Er war jetzt häufig mürrisch und übel gelaunt, und Frau Fiekchen hatte es nicht leicht mit „ihrem alten Brummbär.“

„Man soll es den Kindern nicht zu leicht machen, Sophie“ — wenn er mißgestimmt war, vermied er das zärtliche Diminutiv. „Es tut nicht gut, solch einen jungen Mann in ein fertiges Haus hineinzusetzen,“ meinte er dann

wohl. „Das möchte einen dann ganz auf den Altenteil bringen, und wenn man es sich gutwillig nicht gefallen läßt, so benimmt sich das wie ‚das' wie ein ungezogener Schuljunge.

„Aber Alterchen, sprichst du wirklich von unserem Max?"

„Natürlich spreche ich von ihm! Von wem denn sonst?! Nächstens wird er mir wohl andeuten, daß es ja ganz in seiner Hand liegt, mir die Hypotheken, die Magda auf der Fabrik hat, zu kündigen, und daß ich dann sehen kann, wie ich ihn auszahle."

„Aber Alterchen!" Das gute runde Gesicht der Kommerzienrätin färbte sich purpurn. „Wie du nur so häßliches Zeug reden kannst! Unser Max! Als ob dem das Geschäft nicht ebenso ans Herz gewachsen wäre, wie dir selber?"

„Er benimmt sich danach! Wahrhaftig, das tut er!"

Frau Fieckchen unterdrückte eine aufsteigende Träne und ein passendes Dichterwort, faßte sich ein Herz und sagte: „Fritz, bist du auch ganz sicher, daß du unserem lieben guten Ältesten, der uns immer nur Freude gemacht hat, nicht selbst die frohe Mitarbeit verleidet hast? Sieh' mal: er ist doch auch nicht mehr der Jüngste, und daß er selbständig —"

Sie kam nicht dazu, ihre Rede zu beendigen. Der alte Herr riß sein Mützchen von den weißen Haaren und schleuderte es zornig auf den Fußboden: „Geh' mir mit deiner Selbständigkeit! Ich weiß alleine, was ich zu tun habe!" Damit rannte er aus der Stube.

Die Kommerzienrätin seufzte leise auf: „Ach diese Männer —! Und er meint es doch so gut! Und der Maxel erst recht!" Dann bückte sie sich, die Mütze aufzuheben, was bei ihrer Korpulenz keine ganz leichte Arbeit war, und dann

überlegte sie, was sie wohl dem jungen Pärchen drüben für eine neue Freude antun könne. Es war ja da „drüben“ auch nicht alles so, wie es hätte sein sollen, wie es hätte sein können, das hatte sie längst empfunden, obwohl Max und Magda alles aufboten, die trübe Stimmung, die bei ihnen eingekehrt war, zu verheimlichen. Da sollten sie beide aber wenigstens merken, daß die Mutter zu ihnen hielt —

So anteillos Max äußerlich jetzt dem Geschäft gegenüber stand, so sehr er sich selbst vorredete, daß er endgültig abgeschlossen hätte mit dem Interesse an seinem dereinstigen väterlichen Erbe, in Wirklichkeit hing er noch immer mit allen Fibern seines Herzens an seiner alten Tätigkeit, an der Fabrik.

Dann und wann litt es ihn früh nicht im Hause. Er stand im grauenden Morgen auf, nachdem er sich stundenlang schlaflos herumgewälzt hatte, sah scheu zu Magda hinüber, ob er sie wohl auch nicht störe, zog sich schnell an und eilte nach der Fabrik hinüber.

Es war stets zu einer Stunde, von der er bestimmt wußte, daß er dem Vater nicht begegnen würde.

Langsam schritt er dann durch die Arbeitssäle, und der gleichmäßige Schlag der Maschinen tat ihm wohl und weh zu gleicher Zeit. Er sprach nie mit den Beamten oder mit den Arbeitern über geschäftliches, grüßte nur jeden einzelnen freundlich und stand viertelstundenlang wortlos neben den großen Achtfarbendruckmaschinen. Sein Auge folgte fast sehnsüchtig dem langsam, in gleichmäßigem Zuge durch die Walzenpaare gleitenden Zeugstreifen, prüfte, ob derselbe auch glatt und tadellos auf der dunkeln Unterlage auflag, wie die





Farbe sich, dem auf die Walzen gravierten Muster gemäß, auf dem Stück verteilte, und wie dieses endlich im Hintergrunde in den geheizten „Mansarden“, in denen es trocknen sollte, verschwand.

Oder er stellte sich neben einen der Walzengraveure und schaute zu, wie die Nadel des Pantographen das vorgezeich-

nete Muster Strich um Strich, Punkt um Punkt auf die kupferglänzende Metallschicht übertrug. Oder er ging hinüber zu der Bleicherei, in der in ungeheuren hermetisch verschlossenen Eisengefäßen die rohen Stoffe unter hohem Druck kochten, oder er sog in den Färbereisälen mit seltsamer, fast krankhafter Begier den scharfen Dunst der Essigsäure ein.

Die Arbeiter wunderten sich wohl, wenn sie ihren jungen Chef so schweigend von einer Arbeitsstätte zur andern wandern sahen. Sie fühlten instinktiv, daß nichts seinem Auge entging. Aber er verriet auch durch nichts seine innerliche Anteilnahme. Dann und wann zuckte wohl seine Hand zu einem flüchtigen Hinweis auf irgend einen Fehler. Der erhobene Arm sank jedoch stets gleich wieder herab, und das tadelnde Wort blieb unausgesprochen. Blieb unausgesprochen, obwohl Max sich im nächsten Augenblick selbst über sein Schweigen, über sein Nichteingreifen schalt.

Nur eine Stelle der weitläufigen Fabrikanlagen vermied er bei seinen Rundgängen. Das Maschinenhaus, in dem die große Betriebsmaschine arbeitete. Er wußte, hier traf er Rastin, und er mochte dem fragenden Blick des einstigen Gespielen seiner Kinderzeit nicht ausgesetzt sein. Es war ja lächerlich, das sagte er sich selbst: was hatte er eigentlich für eine Veranlassung, seinem Angestellten aus dem Wege zu gehen? Was hatte dieser für ein Recht, ihm, dem Chef, wie vorwurfsvoll ins Auge zu schauen! Vorwurfsvoll, wie jemandem, der ein Versprechen nicht gehalten hat! Aber es war nun einmal nicht anders: wenn der Hüne mit dem rauchgeschwärzten Vollbart, die breite Brust mit der blauen

Arbeitsbluse bedeckt, vor ihm stand, dann fühlte er wieder und immer wieder in den blauen Augen den unausgesprochenen Vorwurf: „Das ist auch einer, der nicht gehalten hat, was er versprach. 's ist eben doch kein ganzer Kerl, der Max! Der Nerv fehlt! Ich hätt' gedacht, er würde anders werden!" Und dann wandte sich Rastin wohl kurz ab, kaum daß er sein Käppchen lüftete, fuhr den Heizer an, als ob er seinem Ingrimm doch nach irgend einer Seite hin Luft machen müßte, oder griff selbst zu einer Eisenstange, riß die Feuertür auf und stieß in die Glut, daß die Funken stoben.

Der Rastin liebte seine Maschine, liebte seinen Beruf und arbeitete in ihm, als ob er's für sich selbst täte! Und er, Max, der Sohn des Hauses, der Mitteilhaber und der Erbe des Geschäftes — er ging umher, wie ein Träumender, unlustig und untätig, gebunden und gehemmt, mit gekappten Flügeln.

Jener war nicht viel mehr, denn ein einfacher Arbeiter, und er, Max, war der Herr, hätte die Seele des ganzen sein sollen, fühlte sich befähigt dazu! Und nun war er das fünfte Rad am Wagen geworden, ein überflüssiger Geldverzehrer — —

Und der, der ihn zu dieser Rolle verurteilt hatte, ohne es selbst zu wollen — der, der ihm die Schwingen gekappt und die Tatkraft gelähmt hatte, ohne jede bewußte Absicht, das war der eigene Vater — —

Gegen fremden Einfluß sich aufzulehnen, Energie zu beweisen, auch unter ungünstigen Verhältnissen in der Aussicht auf eine bessere Zukunft frohgemut weiter zu arbeiten

— das mochte möglich sein, das konnte Recht und Pflicht zugleich sein!

Der Wille des Vaters aber blieb Gesetz!

Max stöhnte leise und schmerzlich, wenn er wieder und wieder mit diesen Gedanken rang und kämpfte. Ein Wort, das die Mutter einst gesprochen, wollte ihm nicht aus dem Sinn — —

Das Wort vom Kronprinzenfluch —!

10. Kapitel.

Es war wenige Wochen vor Weihnachten, als Ellen Gouvain plötzlich nach Hause reiste, obwohl ihr Besuch in Berlin ursprünglich auf längere Dauer geplant war.

Sie kam eines Morgens zur größten Überraschung der Kommerzienrätin, zur Tante, um ihr zu erklären, daß sie nach Hause müsse. Gestrenger Befehl von daheim laut soeben eingegangener Post, an dem es nichts zu deuteln oder zu zu rütteln gebe.

Die Tante war nicht nur erstaunt, sie war auch ein wenig entrüstet über ihre Schwägerin, Ellens Mutter. „Und das schreibt dir Therese so plötzlich, und mir keine Sterbenssilbe! Und da denkt sie, ich werde dich abreisen lassen, so mir nichts — dir nichts! Nein, Ellen, das geht nicht! Unter keinen Umständen! Ich werde gleich an Mama telegraphieren —“

Aber Ellen Gouvain hatte ihr Köpfchen für sich und war gewohnt, ihre Absichten auch durchzuführen. Sie machte in aller Eile die notwendigsten Abschiedsbesuche, am Abend reiste sie ab. Papa Baumgart brachte sie selbst zur Bahn. Otto ließ sich während des ganzen Tages nicht sehen. Er war in aller Frühe zur Stadt gefahren und hatte für die

Mutter ein Billet zurückgelassen, in dem er um Entschuldigung bat, wenn er nicht zu Tische käme; er habe eine Verabredung mit einigen früheren Korpsbrüdern.

„Das trifft sich aber mal unglücklich mit dem Otto!“ hatte die Kommerzienrätin gesagt. „Der Junge wird ja untröstlich sein, daß er dich nicht einmal mehr sieht, Ellen.“ Als aber keine Antwort erfolgte, war sie, ohne auf das Ausbleiben derselben besonderen Wert zu legen, dazu übergegangen, Ellen ein Dutzend Verhaltungsmaßregeln darüber zu geben, daß sie sich auch ja zur Reise warm anziehen solle. „Das kennt man ja auf der Bahn — zuerst ein brühsiedendheißes Koupee, und dann, wenn man umsteigen muß, eins, in dem man anfriert, und nun mal erst auf eurer Klingelbahn da oben. Male soll dir den großen Reisefußsack von Onkel herausholen, tu mir die Liebe und widersprich nicht, Kind! Wer trägt denn die Verantwortung, wenn du erkältet ankommst. Und nun gar jetzt zur Weihnachtszeit!“

Plötzlich sah sie Ellen ins Gesicht und schlug, nun wirklich erschrocken, die Hände zusammen; „Mädel wie siehst du denn aus? Was ist dir denn, Kind?! So blaß — und dabei die Ränder unter den Augen! Nein — ich laß dich nicht reisen! Therese wird sicher wieder sagen, wir hätten dich schlecht gepflegt —“

Aber Ellen versicherte, sie sei ganz wohl und munter — und reiste.

Als der Kommerzienrat vom Bahnhof zurückkam, brachte er den großen Fußsack wieder heim, und der Kutscher überlieferte das Riesentier pflichtschuldigst an Male. Nicht ohne einiges Stöhnen schleppte diese die schwere Last gleich wieder

auf den Boden. Dabei kam sie bei Johann vorüber, der an der Türe seines Zimmerchens ein Paar von Ottos Unaussprechlichen mit der Klopfpeitsche bearbeitete. Male blieb stehen, ließ den Fußsack auf einen Augenblick niedergleiten und machte sich zu einem kleinen Klöhn bereit. Ihr Herz war übervoll.



„Ist er“ — auf Ottos Beinkleider deutend — „zu Hause gekommen?“

„Vor 'ner halben Stunde — und wie —!“ Johann hob das linke Hosenbein hoch und zeigte auf den Schmutzstreifen unten. „'s ist komisch, manche machen sich immer dreckig, sie brauchen man bloß über die Straße zu gehen, und manche, was znm Beispiel der Herr Max war, können dicke durchpatschen und kommen reine wieder 'raus. Das muß wohl mit dem Innerlichen zusammenhängen.“ Der Philosoph in der Livree ließ das Hosenbein wieder fallen und griff aufs neue zu der Klopfpeitsche.

„Das kommt von der Wildheit,“ bemerkte Male. „Das ist gerade wie mit den Hemdenknöpfen: bei dem einen reißen sie immerzu, bei dem anderen halten sie ewig. Bei dem —“ wieder mit einer kurzen Handbewegung auf die Hose — „bei dem kann man in einem Flicken und Annähen bleiben. Aber böse ist er doch nicht —!“

„Na —“ machte Johann, und der Ton seiner Stimme zeugte gerade nicht von allzu großem Respekt vor dem jungen Herrn.

„Sie brauchen gar nichts zu ‚na'n‘, Johann, er hat sogar ein sehr gutes Herz.“

Johann machte mit der Klopfpeitsche eine Bewegung durch die Luft, die ungefähr einem riesigen Kreise glich. „Sehr ein großes Herz, wollten sie wohl sagen, Male.“

Und dann lachten sie beide leise.

„Ja aber, Male, die Sache hat doch ihre Richtigkeit. Mit Fräulein Ellen nämlich. Was ich mit meinem eigenen

Augen gesehen habe, darauf kann ich schwören — 'nen körperlichen Eid."

„Manchmal kieken sie auch vorbei, Johann —"

„Da sind sie aber schief gewickelt, Maleken. Drüben die Treppe kam sie 'rauf, und er stand oben. Ich hatte gerade in der Wäschekammer zu tun, und die Tür war nur so angelehnt. Und wie sie auf der letzten Stufe war, da — schwapp hatte sie ihren Kuß fort —"

„Pfui —"

„Na aber, Male, tun sie doch man nicht so! Was ist denn da dabei! So'n kleines Küßchen. Das heißt, so ganz klein war es nu gerade nicht, ein ganz ordentlicher Schmatz war's. Man sah ihm nicht nur, man hörte ihn auch." Johann lächelte pfiffig. „Aber sie — schwapp — na ich will nichts gesagt haben. Und dann wollte sie an ihm vorbei in ihr Zimmer, nnd da hielt er sie fest und, Male, er machte ihr eine richtige Liebeserklärung."

„Aber sie haben ja gehorcht, Johann —"

„Das merken sie jetzt erst? Ich möchte mal wissen, ob sie vielleicht die Türe oder die Ohren zugemacht hätten! Na also — er ist kaum zu Ende, oder genauerer: er hat kaum angefangen, da sagt sie so ganz kurz — Wetterchen noch einmal kann die kurz sein — ‚dummer Junge!' sagt sie! Und fort war sie. Und nun ist sie abgereist. Allens auf der Welt hat eben seine Ursache," schloß der Weltweise.

Male hockte ihren Fußsack wieder auf und schüttelte den alten Kopf: „Das war aber nicht schön von ihm. Und sie war so nett. Ich glaube, Johann, ihr ist's sehr nahe gegangen, denn als ich ihr gestern Abend noch warmes Wasser

brachte, da hat sie furchtbar geheult. ‚Was hat sie denn man bloß, gnädiges Fräulein?‘ habe ich gesagt, weil es mir nämlich gar zu leid tat. Aber Sie hat nicht geantwortet — nicht 'nen Sterbenston —“

Johann nickte nachdenklich. „Und er hat ihr heute ganz früh noch 'nen langen Brief geschrieben. Den sollte ich 'rüber bringen. Aber sie machte nicht auf —“

„Das war die Abbitte, Johann. Sie hat ihren Stolz, und da hat sie recht. Denn den Männern darf man nichts durchgehn lassen.“

„Aber, Male — so'n kleines Küßchen! Und sie sind doch Cousäng und Cousine!“

„Das hat so eben seine Unterschiede zwischen Küßchen und Küßchen, Johann.“

Johann grinste: „Woher wissen sie denn das, Maleken?“

Maleken hatte schon kehrt gemacht. Jetzt drehte sie sich noch einmal um und entgegnete sehr ernst und würdevoll: „Vom Hörensagen, Johann. Sie brauchen sich gar keine Dummheiten einzubilden.“ Damit verschwand sie im Dunkeln des Bodenraums. Johann aber lachte stillvergnügt vor sich hin und ging zur Reinigung des zweiten Hosenbeins über.

Währenddessen rollte der Harmonikazug durch die weißen Schneefelder gen Osten, und in der Ecke eines Frauenkoupees saß ein junges Menschenkind und weinte und weinte —

Und auf seinem Zimmer brütete der Sünder, der das alles verschuldet, über dem dritten angefangenen Brief, um ihn auch wieder zu zerreißen, wie seine Vorgänger. Er war herumgetollt den ganzen Tag über, Scham und Wut im Herzen — und doch auch ein Stück ehrlicher Liebe dazu.

Das ‚dummer Junge‘ wollte ihm nicht aus dem Sinn, der Ton aber, in dem es gesagt, erst recht nicht. Und in einem Atemzuge schalt er Ellen eine eingebildete, überspannte Lehrmamsell und nannte sie sein fernes Lieb.

Otto hatte in den letzten Monaten fleißig gearbeitet. Er wollte redlich halten, was er in erster Stunde dem älteren Bruder versprochen hatte. Nicht nur aus innerem Antriebe. Freilich: das Elternhaus hatte ihn gefesselt, seit Ellen als Gast in demselben weilte.

Nun sie geschieden war, erschien ihm das Zusammenleben mit den beiden alten Leuten von Tag zu Tag unerträglicher. Unerträglich auch, daß sie in den Gesprächen der Eltern so häufig erwähnt wurde. Ihm antwortete sie auf seinen langen Brief nicht, und wenn er es auch im Ernst kaum anders erwartet hatte, so verletzte es doch seine stark ausgeprägte Eitelkeit aufs tiefste. Aber an die Mama hatte sie geschrieben

— einen langen Dankesbrief. Die Mutter hatte ihm das Epistel zu lesen gegeben: kein Wort stand von ihm darin, sein Name war nicht einmal erwähnt. Das war sogar der harmlosen Mama aufgefallen. „Habt ihr euch etwa gezankt?“ fragte sie, freilich etwas beiläufig.

Er wurde rot, aber erwiderte doch fest und bestimmt: „Keine Spur, Mama! Ellen wird's vergessen haben, mich grüßen zu lassen.“

Damit war die Sache auch für die Kommerzienrätin erledigt. Otto aber trotzte immer mehr in sich hinein.

Der Zufall hatte gefügt, daß er mit Viktor Ferno näher bekannt geworden war. Sie hatten sich bei einem Diner, das Max gab, wieder getroffen, und Viktor Ferno, dem er als, wenn auch zur Zeit nicht aktiver Korpsstudent riesig imponierte, pflegte diese Bekanntschaft nach Möglichkeit. Anfangs hatte sich Otto über den ‚Protzen‘ lustig gemacht, jetzt verging kaum ein Tag, an dem er ihn nicht in seiner Wohnung aufsuchte, mit ihm ausfuhr oder in der Stadt dinierte. Ferno besaß eine Eigenschaft, die Otto in seiner augenblicklichen Stimmung ungemein behagte; er war der bequemste Gesellschafter, den man sich denken konnte. Er sagte nie nein zu irgend einem Vorschlag, machte alles mit, war mit jedem Arrangement zufrieden, ja fand, was Otto ersann, unweigerlich äußerst schneidig. Er mußte nur selbst nicht allzu viel dabei zu denken brauchen.

Seiner eigenen Meinung nach war er freilich unausgesetzt geistig tätig. Wenn Otto gegen Mittag bei Ferno vorsprach, berichtete dieser regelmäßig, welch' angestrengte Früharbeit er schon hinter sich hatte, und war meist noch bei

einer wichtigen Tätigkeit, bei dem „Komponieren“ seines Diners nämlich.

Viktor Ferno glaubte ein großer Gourmet zu sein — nicht etwa ein Gourmand, das wäre ihm zu gering gewesen — und hielt sich für moralisch verpflichtet, das auch öffentlich zur Schau zu tragen. Sobald er früh die Sportzeitungen gelesen und seinen Stall inspiziert hatte, ging er daran, sein Diner zu komponieren.

Wie herzlich hatte Otto gelacht, als er zum ersten Male dieser Haupt- und Staatsaktion beiwohnte.

Ferno betrieb die Sache „wissenschaftlich.“

Zur einen Seite seines Schreibtisches stand ein Bücherständer mit hippologischer Literatur, zur anderen ein zweiter mit kulinarischen Werken. Da prangten neben dem alten Brillant-Savarin, der freilich nur seines berühmten Namens halber aufgenommen war — „denn in Wirklichkeit, lieber Baumgart, ist eigentlich nur seine Ambraschokolade etwas wert! — Königs „Geist der Kochkunst“ in der Bearbeitung von Rumohr, Baron van Vaersts geistreiches Werk, Alexander Dumas' grand dictionnaire de cuisine, Stützenbachers „das Diner,“ ein Dutzend deutscher, englischer und französischer Kochbücher und, nicht zuletzt zu erwähnen, ja vielleicht das wichtigste: eine stattliche Mappe mit einer Sammlung von Menus. Das war das Quellenmaterial, aus welchen Ferno schöpfte; um ein Uhr mußte sein Entwurf abgeschlossen sein und wurde dann telephonisch an Uhl oder Dressel übermittelt, wo der große Gourmet zu speisen geruhen wollte. Und sein höchster Stolz war es, wenn man ihm im Restaurant einmal mit kummervollem Gesicht entgegenkam: „Heute haben Sie

unserem Chef aber wirklich eine zu schwierige Aufgabe gestellt.“ Er pflegte dann die Achseln halb mitleidig, halb verächtlich hoch zu ziehen und zu entgegnen: „Nun, wir wollen sehen, was der gute Mann zu stande gebracht hat. Ich werde mir doch noch eigene Küche zulegen müssen!“

„Was meinen Sie wohl, carissime, wollen wir uns Consommé aux croustandes grillées bestellen — übrigens die Lieblingssuppe Monsieur Gambettas, der, wie Sie wissen werden, trotz seiner sonstigen plebejischen Gesinnungen der König aller modernen Feinschmecker war. Oder wollen wir lieber eine Potage de pigeons à la Beaufort wählen? Erstere? — gut! Akzeptiert.“ Herr Viktor notierte.

„Nun ganz einfach Filets de Saumons à la Joinville — oder lieber au gratin? Gut, akzeptiert! Jetzt Filet de boeuf à la Mongelas, dann Austern in Aspik —“

„Bester Ferno, machen Sie es kurz!“

„Aber natürlich, lieber Baumgart. Die Kürze ist nicht nur die Würze eines guten Witzes, sondern auch die eines verständnisvoll komponierten Diners. Es muß aber doch alles seine richtige Ordnung haben: Suppe, Relevé und kaltes Entrée haben wir, ich schlage nun vor als warmes Entrée ein Vol-au-vent au salpicon de faisans zu nehmen —“

„Entschuldigen Sie meine sträfliche Unwissenheit: was ist denn das?“

„Aber Baumgart, liebster Freund,“ entgegnete der Kochkünstler vorwurfsvoll, um dann wohlwollend zu erläutern: „eine ganz einfache Pastete mit Fasan gefüllt. Nun als Rots Poulards du Mant roties au cresson nein, da wir die

Fasanenpasteten haben, wollen wir lieber kein Geflügel nehmen; also: selle de chevreuil rotie à la geleè de groseilles. Nun noch Artischokenböden mit sauce hollandaise und eine Macedoine von Früchten.“ Er überlas das Menu noch einmal, schmalzte befriedigt mit seiner dicken Zunge: „einfach und dabei doch den Feinschmecker verratend!“ und klingelte seinem Diener, damit dieser Herrn Uhl im Hotel Bristol seine „Dispositionen“ telephoniere.

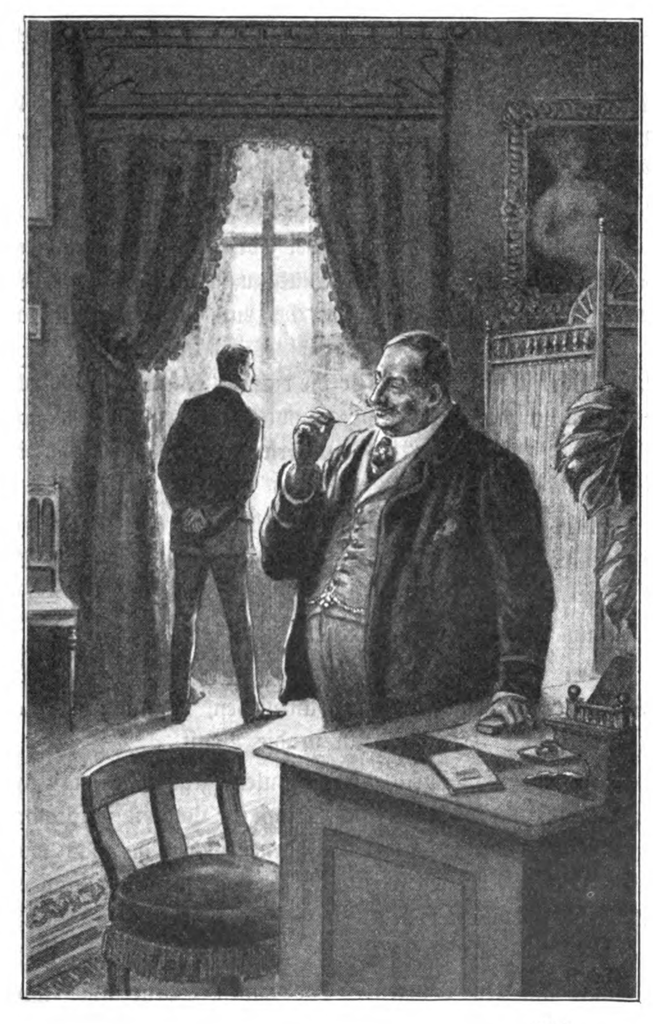
Otto war an das Fenster getreten. Er fand im Grunde genommen wenig Vergnügen an der Schlemmerei, aber er machte sie als guter Kamerad im Sinne Fernos mit. Jetzt erhob sich auch dieser aus seinem Arbeitsstuhl, zündete sich eine Zigarrette an und trat neben Baumgart. Eine ganze Weile sahen sie schweigend in den wirbelnden Schnee hinaus, bis Viktor endlich in den geistreichen Ausspruch ausbrach: „Heute ist es doch wieder einmal zu langweilig. Man möchte eine Dummheit ausführen, nur um die Zeit totzuschlagen.“

Zustimmend nickte Otto. „Gräßlich langweilig!“

Und wieder hüllten sie sich in neue blaue Rauchwolken.

Da sahen sie durch das leichte Schneetreiben draußen eine schlanke Mädchengestalt quer über den Straßendamm kommen. Sie trug das Kleid hoch aufgenommen, denn der Schnee blieb noch nicht liegen; ein enganliegendes graues Jackett ließ die feinen Formen des Oberkörpers hervortreten, unter dem kleinen Pelzbarett war ein scharfgeschnittenes jugendliches Gesicht sichtbar.

Otto lachte: „Guck mal einer an, wie famos die kleine Lene aussieht.“



Ferno stimmte nicht in das Lachen ein. Er schüttelte den stiernackigen Kopf und meinte in seiner ausgedehnten Sprechweise: „Wissen Sie, carissime, das ist ein Deubelsmädel — eine von den Weibern, die man, glaube ich, nie auskennen lernt. Und darin liegt eben ihr charme!“

„Wo kennen Sie denn Lene Sturm her, Ferno?“

„Eigentlich ist's indiskret, aber vor Ihnen, Baumgarten, brauch' ich ja kein Geheimnis draus zu machen: zuerst durch meinen Neffen, den Bogumil, der bei euch drüben Volontair ist. Der hat mir von dem Mädel erzählt — in den Tönen höchster Begeisterung. Es ist so die richtige Dummenjungsliebe, Sie wissen schon. Haben wir ja wohl alle einmal durchgemacht. Dann aber hab' ich das Frauenzimmerchen oben bei Ihrem Bruder gesehen —“

Ferno unterbrach sich plötzlich. Die Erinnerung mußte ihre zwei Seiten haben, jedenfalls schien sie nicht ganz ungetrübt zu sein.

„Nun?“ fragte Otto amüsiert.

„Nun —? Es hat eigentlich kein Nun! Die kleine Hexe hat nur so eine Art einen anzusehen, daß man das nicht wieder vergißt.“ Er warf sich in die Brust.

„Unsereiner ist durch alle Schulen gegangen, man hat nicht umsonst ein paarmal die Saison in London mitgemacht und ist nicht vergebens in Paris gewesen, da hat das wohl keine Gefahr! Aber wenn sie, die Lene Sturm, es auf ein unschuldiges Gemüt abgesehen hat — by Jove — ich glaube, der arme Kerl wäre verloren.“

„Mit anderen Worten: Sie haben Sorge um Ihren

Neffen Bogumil? Nun, und wenn der sie mal später heiraten will, was wäre dabei?"

Ferno zwirnte an seinen Schnurrbartspitzen, und dann sagte er verächtlich: „Der dumme Junge!"

Unwillkürlich stieg eine flüchtige Röte in des Studenten Gesicht auf, die Folge einer peinlichen und schmerzlichen Erinnerung, die von Fernos Ausruf wachgerufen wurde. Er biß sich auf die Lippen und wandte sich ab unter dem Vorwand, sich eine neue Zigarrette aus der silbernen Schale zu holen, in der Ferno seine Vorräte barg.

„Der dumme Junge!" wiederholte Viktor. „Sie hat ihn ja doch bloß zum Narren. Selbstverständlich! Solch ein Rassemädel — weiß übrigens der Geier, wo die Rasse da herkommt, aber da ist sie. Solch ein Rassemädel malt sich die Zukunft anders aus, als an der Seite eines grünen Bengels, wie es der gute Bogumil ist." Er machte eine kleine Pause, und dann lachte er: „Übrigens, carissime — wenn Ihr Bruder Max — wir kennen ihn ja beide — wenn er nicht eben der Max wäre, und notabene Ihre verehrte Schwägerin nicht die entzückendste Frau von der ganzen Welt, — verd— nicht noch mal —, ich glaube, ich würde an der letzteren Stelle etwas wie Angst um mein häusliches Glück haben!"

Jetzt fuhr Otto herum: „Wie meinen Sie das, Ferno?"

„Aber, Baumgart! — nur nicht so hitzig. Ich sagte ja: wenn und nochmals wenn! Das kann ich Ihnen jedoch verraten: Sie waren nicht oben, als ich das Vergnügen hatte, mit dem Blitzmädel zusammenzutreffen, und können daher nichts davon wissen, wie sie's wenigstens an jenem Abend

trieb. Ich aber — mein Gott, ich habe eben vielleicht einen besonders scharfen Blick, und ich bin ein wenig Menschenkenner — ich habe deutlich gesehen, wie sie den Max angeguckt hat. Es war nicht von schlechten Eltern, sag ich Ihnen. Und dammed — sie hat's dazu! Solche Augen sieht man nicht alle Tage, und nun gar in unserer guten langweiligen Stadt hier."

Einen flüchtigen Moment schoß es Otto durch den Sinn wie eine ungeheure Angst um das Glück der lieben Menschen dort oben. Das gute Herz des Bruder Leichtfuß war empört bei dem Gedanken, daß sich jemand erdreisten könne, auch nur den Versuch zu machen, sich zwischen Max und Magda zu schieben. Aber im nächsten Augenblick war er schon wieder beruhigt. Er hatte, wenn vor irgend etwas in der Welt, so vor seinem Bruder einen unbedingten Respekt. Da war nichts zu fürchten — ganz sicher nicht!

Und wie um diese Überzeugung sofort zum Ausdruck zu bringen, meinte er: „Sie haben ganz recht, Ferno — wenigstens mit ihren zwei ‚Wenns'. Magda weiß ihr Glück so gewiß zu wahren, wie Max gefeit ist vor dem etwaigen Spiel gewisser Augen. Übrigens, die Kleine ist nach oben gegangen. Da es nun doch mal so langweilig ist — wie wär's, wenn wir auch einen Stippsbesuch bei meinem Bruder abstatteten?"

Herr Ferno zierte sich ein wenig. Er sei zwar oben einen Quittungsbesuch schuldig — das heißt, streng genommen mache man ja bereits seit voriger Saison überhaupt keine Quittungsvisiten mehr — aber er möchte doch auch nicht aufdringlich erscheinen; um aller Götter Griechenlands willen nicht. Otto solle nur allein hinaufgehen. Dann aber ließ

er sich doch gut zureden, klingelte dem Diener und befahl seinen Visitenanzug.

„Sie entschuldigen mich einen Augenblick, carissime — ich will mich nur anziehen. Dort finden Sie die neue Sportwelt, ich bin gleich wieder zur Stelle.“

Es verging aber eine reichliche Viertelstunde, bis Ferno wieder erschien, angetan, als ob er soeben aus einem Londoner Schneideratelier käme. Nur die Krawatte fehlte noch; dafür schleppte aber der Diener eine Riesenkiste hinter ihm her.

„Carissime, ich bin in Verzweiflung! Heute früh sind die neuen Krawatten von Croß & Wimpelton angekommen! Die einzigen Menschen, die sonst anständige Krawatten zu machen verstehen. Und nun gefällt mir nicht eine. Tun Sie mir die einzige Liebe und helfen sie mir von dem Zeuge das Leidlichste aussuchen. —“

11. Kapitel.

„Also ist es wirklich fest beschlossen, Herr Baumgart: Sie reisen im Januar?“

Max saß vor seinem Schreibtisch, den Stuhl weit zurückgeschoben, die geschlossenen Hände zwischen den Knien. Ihm schräg gegenüber, halb versteckt hinter einer Epheuwand, die ein kleines Etablissement am Fenster abteilte, hatte sich Helene Sturm einen Sessel herangezogen, auf dessen äußerster Kante sie balancierte, die Schultern zurückgedrückt, den Kopf vorgestreckt, den einen Fuß ganz unter den Stuhl gezogen, während der andere weit vorgeschoben war. Magda stand vor dem Kamin und bereitete den Kaffee; man hatte soeben gefrühstückt, und Max liebte nach dem zweiten Frühstück eine kleine Schale schwarzen Kaffees.

„Ich denke — ja! Wir reisen!“

Nun warf das junge Mädchen plötzlich mit einer der ruckartigen, übergangslosen Bewegungen, die sie liebte, den Oberkörper nach vorn und schüttelte den dunklen Lockenkopf: „Ah — das ist hart! Sehr hart und traurig für mich!“ sagte sie mit ihrer vibrierenden Stimme. „Dann bin ich wieder ganz allein. Was habe ich denn auf der Welt, wenn Magda fort ist!“

„Du bist ein Kind, Helene!“ meinte die junge Frau, mit der Tasse zu ihrem Mann tretend. „Bitte, Max! Du machst dir dein Leben nur selbst schwer, Helene, weil du nie zufrieden bist.“

Helene Sturm sprang auf. „Zufrieden — wer ist denn überhaupt zufrieden? Ich kenne keinen wirklich zufriedenen Menschen.“ Dabei blickte sie scharf zu Max hinüber, um dann, als ob sie fühle, daß sie etwas Taktloses gesagt habe, Magda stürmisch zu umarmen: „Dich natürlich ausgenommen, du Gute, Einzige! Aber es ist auch nicht jedem die Himmelsgabe des ewigen Seelengleichmaßes beschert worden, gleich dir.“

Die kluge kleine Person wußte ganz genau, daß auch in der Freundin Seele dies schöne Gleichgewicht in der letzten Zeit bedenklich ins Schwanken gekommen war. Gerade darum betonte sie es: sie wollte die Wirkung ihrer Worte auf Magda beobachten.

Und wirklich, einen Augenblick legte es sich wie ein Schatten über die abgespannten Züge der jungen Frau. Aber dann schüttelte sie die Empfindung tapfer ab und entgegnete ganz ruhig: „Das ist nur Sache des ernsten, festen Willens, Helene, sich, was du seelisches Gleichmaß nennst, zu erkämpfen.“ Sie hatte nicht daran gedacht, daß dieser Satz ihren Mann scharf treffen mußte, erst als sie ihn ausgesprochen hatte, erschrak sie. Max hatte die Tasse, die er in der Hand hielt, hastig auf die Platte seines Schreibtisches niedergesetzt, und es klang wie eine widerspruchsvolle Ergänzung ihrer Worte, als er sagt: „Vielleicht — wenn nämlich die Verhältnisse nicht am Ende doch stärker sind, als wir!“

Nun regte sich in ihr, was selten der Fall war, ein

entschiedener Widerspruchsgeist. „Dann lieber kämpfend bis zum letzten, als sich beugen!“ schloß sie, zu ihrem Kaffeetisch zurückschreitend.

Er zuckte die Achseln. Helene Sturm aber hatte sich schon wieder auf ihren Platz niedergekauert, sah ihn mit einem bittenden Ausdruck an, als wolle sie sagen: „Ich weiß, ich verstehe was du meinst — aber schweig! Es hat keinen Zweck, sie sieht es doch nicht ein!“ und meinte dann laut: „Daß du alles gleich so feierlich nehmen mußt, Magda! Das gibt gleich jedem hingeworfenen Wort eine Bedeutung, die gar nicht darin lag. Ich wollte ja nur sagen, wie sehr es mich betrübt, nun ich weiß, daß eure neue Romfahrt beschlossene Sache ist. Du kannst ja selbst ermessen, wie unsagbar einsam es dann in mir und um mich wird.“

Sie sprach die Wahrheit, wenn sie betonte, was sie bei der Abreise Baumgarts verlor. Nur war der Verlust mehr vielleicht ein äußerlicher, als ein innerlicher: Helene Sturm liebte über alles in der Welt den Komfort, an dem sie bei ihren zahlreichen Besuchen bei dem jungen Paar Mitanteil hatte, um den sie Magda neidete, den sie in der eigenen engen Häuslichkeit am meisten vermißte.

Gerade in der letzten Zeit war sie, häufiger noch als sonst, bei Magda gewesen. Anfangs hatte sie zu bemerken geglaubt, daß Max ihr Kommen nicht gern sähe; das hatte sich geändert, seit er mehr, als sonst, im Hause, weniger im Geschäft war. Er, der zuerst jede karge Stunde des Alleinseins mit Magda ausnutzen wollte, der nur mühsam eine freundliche Miene aufrecht erhielt, wenn Besuch kam, sah jetzt gern einen Dritten im Hause, der ihm eine Ablenkung

für seine ewig arbeitenden Gedanken bot. Mehr als das: es war fast, als sei jeder Besuch ihm willkommen, weil dadurch die Gelegenheit zu einer ernsten Aussprache mit Magda seltener wurde. Und je häufiger Helene Sturm kam, desto mehr verschwand auch seine ursprüngliche Abneigung gegen sie; gerade ihr quecksilberiges

Wesen, das unausgesetzt nach neuem haschte, sagte ihm zu, denn es zerstreute ihn.

Das junge Mädchen bemerkte das sehr schnell und zog in ihrer Art sofort aus der zu ihren Gunsten veränderten Lage Vorteil. Ganz allmählich und vorsichtig, aber Schritt um Schritt, schob sie sich zwischen Mann und Frau. Nicht etwa, daß sie mit Max im gewöhnlichen Sinn des Wortes kokettierte, dazu war sie zu vorsichtig; aber sie suchte sich ihm unentbehrlich zu machen durch ihre unversiegbare Heiterkeit, die sich in schroffen Gegensatz zu der Stimmung stellte, die Magda jetzt beherrschte, durch ein stetes Eingehen auf seine wechselnden Launen. Dabei verstand sie es, sein Mitleid zu erregen: sie klagte selten unmittelbar, aber sie wußte mit halben Worten, mit leisen Andeutungen so viel von der Strenge ihres Vaters, von der Enge, in der sie lebe, der geistigen Verkümmerung, der sie ausgesetzt sei, zu berichten, daß es immer wieder warm in ihm aufquoll. Und dann war sie so dankbar für jedes freundliche Wort, das er für sie hatte, für jede kleine Aufmerksamkeit, die er ihr erwies. — —

Schließlich war auch der Augenblick nicht ausgeblieben, in dem sie, während Magda auf einen kurzen Moment das Zimmer verlassen hatte, leise ihre Hand auf die seine legte und mit bewegter Stimme flüsterte: „Sie armer Mann —!“

Da hatte er doch erstaunt aufgeschaut und fast schroff entgegnet: „Wie meinen Sie das, Fräulein Sturm?“

Aber sie lächelte nur trübe: „Können Sie es mir verwehren, daß ich Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören,

habe? Es tut mir so weh, daß ich Sie, gerade Sie, nicht so ganz und voll glücklich weiß.“

„Fräulein Sturm — Sie irren!“ warf er ein, aber es klang bei weitem nicht so schroff und ablehnend, als vorhin.

„Daß Sie mich nicht mißverstehen: ich bin doch die Tochter meines Vaters, und ich lebe seit meiner Kindheit mitten in der Fabrik. Ist's da ein Wunder, daß ich weiß, was Sie bedrückt! Und wie ich es bewundere, daß Sie es so allein tragen, so ganz allein, ohne Magda fühlen zu lassen, was Sie durchkämpfen müssen! — Still — da kommt sie, die Liebe.“

„Also nach Italien, in das gelobte Land der Kunst soll der Flug wieder gehen! Magda, wenn du's nicht wärst, wahrhaftig, ich könnte dich beneiden! Venedig und Florenz, Rom und Neapel, die herrliche Natur und die wunderbaren Kunstschätze vergangener Zeiten!“ Ein leiser kleiner Seufzer, und dann der halbunterdrückte Zusatz: „Vergebliche Sehnsucht — das werde ich ja alles nie zu sehen bekommen!“

„Liebe Helene, ich war zum erstenmal auch mit Max in Italien! Wer weiß, was dir das Schicksal noch schönes beschert!“ sagte Magda ein wenig abweisend.

„Du hast gut reden, Magda!“ gab Helene nicht ohne Bitterkeit zurück. „Du Schoßkind des Geschicks!“ Aber plötzlich lachte sie übermütig: „Nun, wenn's nicht anders ist, so laufe ich Papa eines guten Tages davon, verdinge mich als Harfenistin oder sonst was gutes und pilgere, und wenn es zu Fuß sein sollte, gen Italien.“

Max hatte sich erhoben und durchmaß mit kurzen Schritten das Zimmer. Dann trat er an das Fenster und

sah hinaus. Draußen trieb der Schnee noch immer sein Flockenspiel. Trübe und unfreundlich lag der Garten. Nur an einzelnen Stellen war der Schnee auf dem schmutzig-grünen Rasen liegen geblieben; die zwei Reihen Obstbäume, der Stolz des alten Ferno, an denen selbst Viktors Neuerungstrieb nicht zu tasten wagte, streckten trübselig ihre entlaubten Zweige gen Himmel; drüben unter den kahlen Sträuchern lag noch das nicht zusammengekehrte braune Laub. Es war ein unfreundliches Bild.

War's denn ein Wunder, wenn eine junge lebenslustige Menschenseele sich heraussehnte aus der Engnis der Verhältnisse, hinaus zu freierer Entfaltung, zum froheren Lebensgenuß! O, er konnte das alles dem armen Mädchen wohl nachempfinden — er wohl!

Max war so versunken in seine Gedanken, daß er gar nicht hörte, als das Hausmädchen hereinkam. Erst als Magda fragte: „Otto ist draußen, und Herr Ferno! Es ist dir doch recht, Max? Wir können uns nicht gut verleugnen lassen!" wandte er sich um. „Ja — das heißt: Nein! Natürlich müssen wir sie annehmen!" sagte er zerstreut.

Wunderlich — der große Lebemann Viktor Ferno war stets etwas befangen, wenn er sich in Magdas Gesellschaft befand. Er versuchte diese Befangenheit dann wohl bisweilen durch besonders laute Bemerkungen zu bemänteln, aber es gelang ihm doch nie recht, die Herrschaft über sich selbst zurück zu erobern. Die unheimliche Unsicherheit, ob er auch nicht irgendwie anstoße, regte ihn nervös auf. Das Anstoßen nicht etwa nur ästhetisch gemeint! Auch rein körperlich. Sein vierschrötiger Körper, der dank der seit Generationen in ihm

aufgespeicherten Lebenskraft allen den Strapazen rücksichtsloser Völlerei widerstand, wurde ihm dann lästig. Er sorgte sich, daß der zierliche Sessel unter ihm zusammenbrechen, daß er sich zwischen all den kleinen Etablissements einer modernen Einrichtung nicht bewegen könne, ohne anzuecken. Er kniff, wenn er ging oder stand, die massigen Arme ganz dicht an den Oberkörper an, um nicht etwa aus Versehen ein Nippes von irgend einem Borde zu streifen, und wenn er saß, lehnte er sich ganz vornüber und stützte den Ellbogen auf die Kniee, um den Stuhl nach Möglichkeit zu entlasten.

Helene Sturm, die einen scharfen Blick für die Schwächen aller Mitmenschen besaß, hatte die unfreiwillige Komik dieses Kampfes längst erkannt und zuerst heimlich in ihr Taschentuch geprustet. Aber sie besann sich dann schnell eines besseren. Für sie war ja jeder Mann nur eine Zahl in ihrem Lebensexempel; diese Zahl an die richtige Stelle zu bringen, hieß ihr einen Wert geben. Und auch eine Null konnte, richtig gestellt, wichtig sein. Als sie Viktor Ferno zum erstenmal sah, hatte sie nur an Bogumil gedacht; wenn man den reichen Onkel für sich gewann, wer weiß, ob dann der „dumme Junge“ nicht zu einer Partie werden konnte! Aber sie verwarf die Idee ebenso schnell, wie sie in ihr aufgetaucht war: Bogumil war doch eben zu sehr dummer Junge! Da mochte es doch besser sein, den Millionenonkel persönlich aufs Korn zu nehmen. Mit der denkbar geringsten Hoffnung auf Erfolg zuerst, aber mit einer instinktiven richtigen Waffenwahl ging sie ans Werk. Sie war scheu ihm gegenüber, sie ignorierte ihn fast ängstlich, um dann und wann unter den langen dunklen Wimpern hervor einen sengenden Blitz zu ihm hinüber zu senden.

Auch heute war Helene, als Ferno sie begrüßte, scheu zurückgewichen. Er wollte ihr nach englischer Manier die Hand reichen, aber sie tat, als ob sie es nicht bemerkte. Magda sah, daß er verlegen mit erhobenem Arm vor ihr stand und sagte: „Helene, Herr Ferno will dir guten Tag sagen!“ Da tat sie, als ob sie erschrecke, und dann legte sie nur die äußersten Fingerspitzen in seine Zyklopenfaust, um sie sofort wieder zurückzuziehen. Und dann benutzte sie die erste sich darbietende Gelegenheit, sich von den übrigen etwas entfernt ein Plätzchen zu suchen und hier zu posieren.

Das Gespräch kam bald wieder auf die bevorstehende Abreise des jungen Paares, und Ferno war sehr stolz, sich als erfahrener Italienkenner beweisen zu können. Er wußte sämtliche erstklassigen Hotels an den Fingern herzuzählen, sprach mit Entrüstung von der italienischen Küche und mit Begeisterung von der englischen, hatte in der Campagna mit einem Prinzipe gejagt und von Neapel aus auf der Yacht eines wirklichen Marchese einen Ausflug nach Malta gemacht. Mitten in einem seiner schönsten Sätze aber bemerkte er, daß das Auge Helenens auf ihn gerichtet war. Sie saß mit im Schoße gefalteten Händen da und schaute ihn träumerisch an, mit einem tiefen, fast wehmütigen Blick. Er wurde verlegen, er verhaspelte sich, und dann unterbrach er sich plötzlich, in dem dunklen Bedürfnis, sie irgendwie in die Unterhaltung zu ziehen, mit der Zwischenfrage: „Sie waren noch nie in Italien, gnädiges Fräulein?“

Die übrigen lächelten unwillkürlich, aber Helene erwiderte mit ernster trauriger Miene: „Noch nie, Herr Ferno. Und ich werde auch nie das Glück haben, hinzukommen!“

„Aber warum denn nicht, meine Gnädigste? Ist doch gar nicht eine irgend nennenswerte Reise heutzutage. Erlauben Sie einmal: am Abend fährt man von Berlin ab, hat überall durchgehende Wagen, Schlafwagen und Restauration im Zuge, äußerst komfortabel, am Morgen wacht man in München auf Dann über die Alpen, zur Nacht kann man schon in Verona speisen. Mäßig freilich — in der Colombo d'oro ist man relativ noch am besten aufgehoben — aber man ist doch in Italien. Gar nicht der Rede wert diese ganze Reise, wahrhaftig, gnädiges Fräulein!"

Nun lächelte sie leise, ein Entsagungslächeln: „Für Sie gewiß nicht, Herr Ferno. —"

Das war ihm peinlich und erfreulich zu gleicher Zeit. Richtig, diese Kleine mit den Hexenaugen, die in jedem Moment den Ausdruck wechselten, lebte ja wohl in sehr bescheidenen Verhältnissen, das mußte man berücksichtigen! Und der Zufall wollte, daß er, wenn auch mit anderen Worten, fast dasselbe sagte, wie vorhin Magda: „Nun, gnädiges Fräulein werden das gelobte Land schon noch zu sehen bekommen — wenn nicht früher, so auf der Hochzeitsreise!"

Nun ließ Helene die langen Wimpern ganz über die dunklen Augen fallen, um ihren Mund zuckte es leise, und sie sprach gedehnt: „Ich werde mich nicht verheiraten, Herr Ferno." Und im nächsten Moment schlug sie wieder die Augen voll zu ihm auf, mit einem eigentümlich lächelnden Ausdruck, der ihm das Blut siedend durch die Adern trieb.

„Aber Gnädigste," sagte er fast vorwurfsvoll. Und dann entstand eine kleine, etwas peinliche Pause, bis Magda das Gespräch auf ein anderes Thema lenkte. Sie war, in

der letzten Zeit eine nicht seltene Empfindung, unangenehm berührt durch das Benehmen der Freundin.

Otto erzählte auf Magdas Frage mit geräuschvoller Lustigkeit von einem großen Diner, das er vor wenigen Tagen mit den Eltern bei dem Kommerzienrat Vandeuren mitgemacht hatte. Von dem breiten Luxus des Hauses, der doch den spießbürgerlichen Anstrich nicht verleugnen könnte, dem unsagbar langatmigen Menu und dem mangelhaften Servieren bei Tisch. Er machte sich gern über das solide Protzentum von Berlin C, wie er sich ausdrückte, lustig.

Aber er fand nur geringe Aufmerksamkeit. Max war aufgestanden und kramte an seinem Schreibtisch, Viktor Ferno glotzte mit verlegenem Lächeln zu Helene hinüber, und diese saß, anscheinend ganz Ohr und von den Blicken Fernos gar keine Notiz nehmend, mit zu Boden geschlagenen Augen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, die Füße weit vorgesteckt, so daß ihr zierlicher Knöchel sichtbar war. Ihre Gedanken waren ohne Zweifel in weiter Ferne. So blieb eigentlich nur Magda als Zuhörerin, und in ihrem hausfraulichen Bestreben, die Unterhaltung in Fluß zu halten, aber auch aus innerster Überzeugung, unterbrach sie den Schwager dann und wann mit einem Satz der Verteidigung für den guten Vandeuren und sein Haus. Es kam zu einer kleinen Kontroverse zwischen beiden über Berlin W, die Geselligkeit des modernen Berlin, zu deren Anhängern sich Otto bekannte, und Berlin C, die Gesellschaft der großen Fabrikanten und alten Kaufmannsfamilien.

„Zu viel Brillanten hüben und drüben — da hast du recht! ereiferte sich Otto. „Nur daß sie in Berlin W denn

doch wenigstens meist mit Geschmack und Grazie getragen werden. Wenige geistige Interessen hüben und drüben, nur daß die Geistlosigkeit in Berlin W sich wenigstens ein hübsches Mäntelchen umzuhängen strebt."

„Das Mäntelchen frivolen Geistreichelns, Otto! Weiter nichts! Etwas kokettieren mit dem Tagesgeschmack in Literatur und Kunst, ein oberflächliches Mäcenatentum, das ist alles. Und ich bestreite auch, daß den alten Häusern des wohlhabenden Bürgertums in Berlin C das geistige Interesse in dem Umfang fehlt, den du annimmst. Es trägt sich nur nicht so offen zu Markte, man versucht nicht mit ihm zu prunken. Du kennst diese Häuser nur von den großen Diners und Bällen. Du weißt nichts von dem intimeren Verkehr, von den kleinen Kreisen, in denen die Frauen und Mädchen Sprachen treiben, sich mit Kunstgeschichte beschäftigen —"

„Der Himmel behüte mich in Gnaden!" lachte Otto.

Ferno langweilte sich furchtbar. Er kannte weder die Geselligkeit von Berlin C, noch die in Berlin W, und beide waren ihm auch ungemein gleichgültig. Aber das junge Mädchen dort drüben, sie interessierte ihn. Und so faßte er denn nach einiger Zeit einen heroischen Entschluß. Er stand leise auf, um mit Max einige Worte über seine Traber zu tauschen, und schob sich dann, die vierschrötige Gestalt ängstlich durch die Sessel und Tischchen hindurchwindend, bis zu Helene Sturm. Er wagte sogar, und es gelang ihm zu seinen eigenen Staunen, ohne besonderes Geräusch einen Stuhl heranzuschieben und sich neben der „Kleinen" niederzulassen. Sie tat, als ob sie dies alles gar nicht bemerkt hätte. Erst

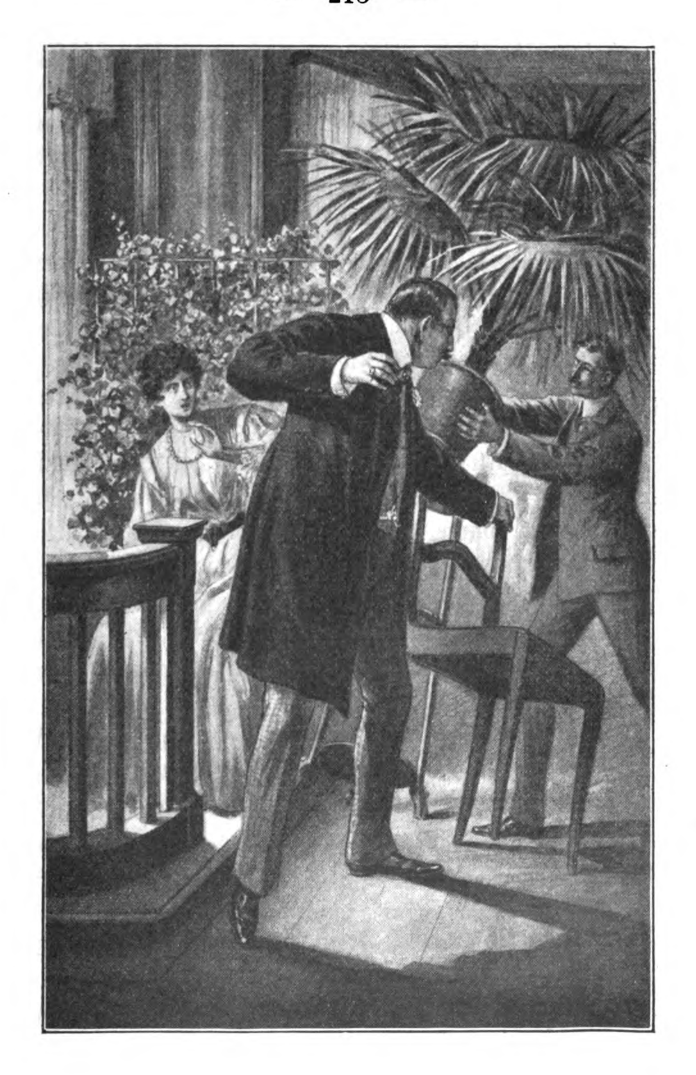
als er wieder nach einigem Zögern sie leise ansprach: Gnädigstes Fräulein meinten vorhin —“ schlug sie die großen Augen auf. Aber nur, um ihn mit einem höchst erstaunten und unwilligen Blick zu messen, so daß er sofort wieder verstummte.

Der Hausfrau war, trotz ihrer eifrigen Unterhaltung mit dem Schwager, das kleine Manöver Fernos nicht entgangen. Sie hatte sogar einen Augenblick flüchtig gelächelt, jetzt hielt sie es aber doch für geboten, Viktor und Helene nicht sich selbst zu überlassen. Sie brach das Gespräch mit Otto kurz ab und wandte sich an jenen: „Sie sind uns noch eine Auskunft über Pallanza schuldig, Herr Ferno. Wir wollen auf der Hinreise dort einige Tage Station machen.“

Er erschrak heftig, als er seinen Namen hörte. Und dann sprang er hastig auf, so hastig, daß er vergaß, daß unmittelbar neben ihm eine große Palme stand. Aller Vorsicht uneingedenk, stieß er mit flatterndem Ellbogen gegen den Stamm, das Gewächs kam ins Schwanken und würde umgeschlagen sein, wenn Otto nicht hinzugesprungen wäre. Nun war es völlig um Ferno geschehen. Eine dunkle Blutwelle überflutete sein Vollmondsgesicht, und er brachte nur mit Mühe stotternd hervor: „Pallanza — jawohl, gnädige Frau — nur das Grand Hotel — ganz großer Stil — vorzügliche Küche — Pardon — Pardon —!“

„Na, Ferno, die Palme hätte ich ja gerade noch glücklich errettet,“ half ihm Otto gutmütig aus der Verlegenheit. „Nun wird's aber Zeit, daß wir uns empfehlen.“

„Gewiß, natürlich, lieber Freund. Haben die Herrschaften



schon zu lange belästigt. Und nun noch meine Ungeschicklichkeit — Pardon, Pardon, gnädige Frau —“

Die beiden Herren empfahlen sich. Sie hatten aber noch nicht das Zimmer verlassen, als Helene Sturm auch erklärte: „Ich muß nach Hause, Magda —“

„Warum denn so plötzlich, Fräulein Sturm?“ warf Max ein.

„Ich habe zu Hause zu tun. Papa wird vielleicht schon auf mich warten und ist immer ungeduldig —“

Magda erhob keinen Einspruch.

Als Helene dann vor den beiden Herren die Treppe hinabtrippelte, konnte Ferno noch immer kein Ende finden, sich der Ungeschicklichkeit zu zeihen. Da blieb sie plötzlich stehen, wandte sich um und sah ihm voll ins Gesicht: „Aber Herr Ferno, das konnte doch jedem passieren! Es ist wirklich nicht der Rede wert. Sie machen sich unnötige Sorgen!“ Es klang fast herzlich.

„Meinen Sie wirklich, gnädigstes Fräulein? Ich bin ja sonst nicht so ungeschickt, aber man ist ja manchmal etwas in Gedanken —“

„Nun also!“ Sie nahm mit einem kleinen übermütigen Sprung die letzten Treppenstufen auf einmal, und dann streckte sie den Herren die Rechte hin, unbehandschuht, Ferno brauchte ja nicht zu sehen, wie oft ihre Handschuhe schon gewaschen waren.

„Adieu —“

Otto lachte: „Adieu, Fräulein Äola!“ und legte nur flüchtig seine Hand in die ihre. Aber Ferno schüttelte sie fast zu kräftig. Er hielt dies für eine englische, sehr

gentlemanlike Sitte, und außerdem kam es ihm wie eine kleine wohltuende Genugtuung für den schroffen Blick vor, mit dem ihn Helene vorhin beehrt hatte. Sie ließ ihm die Hand. Vielleicht fühlte sie, daß sie ihm diese Genugtuung schuldete.

„Famoses Mädel, famoses Mädel!" sagte er nachher zu Otto, als sie sich in ihren Schaukelstühlen einander gegenüber saßen. „By Jove möchte wissen, ob sie sich bei meinem Neffen Bogumil, dem Windhund, wirklich mit dem Herzen engagiert hat?!"

Otto blies einen wunderbar schönen Ring. „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, Ferno —"

Viktor hielt seinen Stuhl jäh an: „Wirklich —?"

„Ganz gewiß und wahrhaftig mein Verehrtester! Sie hat sich nicht engagiert. Es war auch gar nicht möglich, nämlich anatomisch unmöglich, da leider die Muskel Cor — was man so im gewöhnlichen Leben Herz nennt — bei Fräulein Helene Sturm vollkommen verkümmert ist. Atrophie des Herzens — unheilbar!"

Ferno bog sich weit vor. „Das arme Mädchen!" sagte er ganz ernst und weich. „Man sieht es ihr aber gar nicht an."

Mit Mühe behauptete Otto seine ernste Miene. „Die Folgeerscheinungen treten eben bei dieser Krankheit erst in späteren Jahren hervor, häufig als das sogenannte alte Jungfernleiden — melancholia virginis veteris. Bisweilen kann sich der Patient, wie das bei Herzleidenden ja überhaupt nicht selten, aber auch bis in hohes Alter hinein scheinbar des größten Wohlbefindens erfreuen, während seine

ganze Umgebung schwer leidet. Eine seltsame Krankheit!“ Er wippte fröhlich drauf los, und dann lachte er plötzlich so laut, daß selbst Fernos argloses Gemüt stutzig wurde.

„Aber Baumgart —!“ sagte er vorwurfsvoll, „Sie haben sich ja soeben einen kleinen Ulk gemacht.“

Und nun setzte er beruhigt auch seinen Schaukelstuhl wieder in Bewegung.

12. Kapitel.

Max Baumgart hatte Helene Sturm und die beiden Herren bis auf den Korridor geleitet. Als er in sein Zimmer zurücktrat, hatte seine Frau ein Buch zur Hand genommen und war anscheinend ganz in die Lektüre vertieft.

Er ging langsam im Zimmer auf und ab. Dann und wann blieb er an einer der Etageren stehen, nahm irgend eins der kleinen Nippes herab, berachtete es einige Augenblicke und setzte es dann wieder auf seinen alten Platz. Einmal warf er sich auch auf die Chaiselongue, stand aber nach wenigen Sekunden wieder auf, um seine Wanderung aufs neue aufzunehmen.

„Magda —!“ sagte er dann plötzlich.

„Du wünschst, lieber Max? Sie sah vom Buch auf, legte aber den Band nicht aus der Hand.

Er ging, ohne gleich zu antworten, bis zum Ende des Zimmers, kehrte dann um und meinte, etwas befangen: „Ach — ich wollte dich nur fragen, ist es dir nun wirklich recht, wenn wir Anfang nächster Woche reisen?“

Sie ließ das Buch langsam auf den Schoß sinken.

„Du hast es ja selbst so bestimmt, Max.“

Es klang keine übergroße Freude an der projektierten Reise aus den Worten. In der Tat war die junge Frau von dem Reiseplan überrascht worden, und er entsprach keineswegs ihren innersten Wünschen. Aber sie hatte doch ohne Widerspruch zugestimmt, weil sie sich sagte, daß Max einer Veränderung dringend bedürfe. Er war in den letzten Wochen immer unlustiger, mißgelaunter geworden. Seine schlechte Stimmung übertrug sich, so sehr er gerade dies zu vermeiden meinte, aus dem Geschäft auch auf das Haus. Mit tiefem Schmerz sah Magda, daß ihm sein, ihr Heim keine Stätte der Erholung mehr war, daß er sich auch zu Hause langweilte. Es kränkte sie, sie empfand es wie eine persönliche Beleidigung. Aber in ihren ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl suchte sie doch auch nach einer Erklärung. Ein Mann, der sein Lebenlang inmitten einer großen Tätigkeit gestanden hat, der nun plötzlich in einem engeren Wirkungskreise keine Gelegenheit zur Betätigung seiner Arbeitskraft findet — sagte sie sich — kann nicht sofort lernen, die überschüssigen Stunden auszufüllen. Sie dachte an die Mehrzahl der pensionierten Offiziere, denen es nicht anders ergeht. Und das häusliche Leben ihres Mannes bot jetzt wirklich mancherlei Ähnlichkeit mit dem dieser Herren. Auch er kümmerte sich um allerlei Dinge der Innenwirtschaft, die ihn nichts angingen. „Nein, aber —“ hatte sogar die Kommerzienrätin einmal gesagt, „der Max ist ja ein Töppchengucker geworden!“ Er suchte fast krampfhaft nach Beschäftigung im Hause, aber je hastiger er eine solche ergriff, desto schneller legte er sie auch beiseite. Heute kramte er seine Bücherei um, um den halbausgeräumten Bücherschrank stehen zu lassen; morgen fuhr er nach der Stadt,

kam mit einer gewaltigen Mappe voll Zeichenutensilien zurück und begann mit der Konstruktionsberechnung einer Maschine: am nächsten Tage warf er die Arbeit mißachtend in den Papierkorb.

Mit dem redlichsten Willen hatte Magda versucht, sein Interesse an irgend einer Beschäftigung zu einem dauernden zu machen — er wies sie, bald mit einem überlegenen Lächeln, bald mit bitterer Selbstironie ab. Wozu? Was frommt's?" sagte er wohl. „Die fünften Räder am Wagen pflegen nun einmal überflüssig zu sein." Und wenn sie einwarf: „Aber Max, deklassiere dich doch nicht selbst!" dann sah er sie starr an, ohne ein Wort der Entgegnung, oder verließ spöttisch lachend das Zimmer.

In einer schlaflosen Nacht war der Gedanke einer längeren Reise nach dem Süden wieder in ihm aufgetaucht. Er wollte hinaus, in die Freiheit, in die Unabhängigkeit, am liebsten wäre er bereits am nächsten Tage abgereist. Als Magda mit dem Hinweis auf das bevorstehende Fest nicht gleich auf seine Idee einging, war er zum erstenmal wirklich heftig geworden. „Wir sind keine Kinder mehr! deine Bescherung bekommst du anderswo auch, und schließlich wird auch im Pagano ein Christbaum angeputzt, wenn dein Herz nun einmal gar so sehr an Tannenduft und Wachsgeruch hängt!"

Der Vater hatte, als ihm Max kurz Mitteilung machte, die Achseln gezuckt. Die Mama aber erhob energisch Einspruch: „Vor Weihnachten auf keinen Fall! Das wäre ja noch schöner. Maxel, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich aus dir in der letzten Zeit machen soll! Du hast dich ganz merkwürdig verändert, du bist gar nicht mehr der Alte! Magda, Kind, so

hilf mir doch: du mußt doch Einfluß auf deinen Mann haben, wenn ich ihn auf meinen Jungen verloren haben sollte. Es geht doch nicht, daß ihr jetzt reist — so Knall und Fall!"

Und nun brauste Max erst recht auf: „Ich will doch einmal sehen, ob ich denn nicht wenigstens in meinem eigenen Hause Herr bin, zwischen meinen vier Pfählen! Wir reisen — und damit Basta! Ich habe die ewige Tyrannei satt, davon bitte ich allerseits gütigst Notiz zu nehmen!"

Mit Tränen im Auge hatte die Kommerzienrätin das Feld geräumt. Magda war ihr in den Korridor nachgeeilt: „Mama, liebe Mama, du mnßt die Worte von Max nicht auf die Goldwage legen. Bitte, bitte, tu es nicht! du glaubst ja gar nicht, wie nervös überreizt er ist!"

Die alte Dame war bereits im Begriff, sich ihren Capes um die Schultern zu legen. Ihr Mutterherz rang mit ihrer verletzten Würde. „Nein, Magda, das kann ich mir nicht bieten lassen, das tu ich nicht!" sagte sie mit unterdrücktem Schluchzen. „Wo ich den Max immer so lieb gehabt habe! Du armes, armes Kind!"

Sie streichelte zärtlich die blassen Wangen der jungen Frau. Aber dann setzte sie doch, nicht ohne leisen Vorwurf, der Magda tief ins Herz schnitt, kopfschüttelend hinzu: „Daß du auch so gar keinen Einfluß auf Max hast, Kind! Man muß doch die Männer zu nehmen wissen!" — —

Und nun stand Max vor seiner Frau und fragte mit sichtbarer Verlegenheit: „Ist es dir wirklich recht, wenn wir Anfang nächster Woche reisen?"

Und sie antwortete: „Aber du hast es ja selbst so bestimmt, Max!"

Er nickte: „Das wohl — ja freilich!“ und machte wieder einen Gang durch das Zimmer. Dann setzte er sich an seinen Arbeitstisch, nahm die Schutzhülle von einem großen Reißbrett, auf dem er eine technische Zeichnung begonnen hatte, und zog einige Linien, ganz mechanisch, wie er das jetzt meist tat.

Plötzlich richtete er den Kopf auf und strich das Haar aus der Stirn.

„Weißt du, Magda, eigentlich kann einem das arme Mädchen, die Lene, recht leid tun!“ sprach er langsam, ohne seine Frau anzusehen, und beugte sich dann sofort wieder über das Zeichenbrett.

Magda legte ihr Buch aus der Hand und blickte überrascht zu ihm hinüber. „Helene redet sich ihr Leid und ihre Einsamkeit zum guten Teil selbst vor, Max. Mir ist's früher auch so gegangen, wie dir: ich war voll Mitleid mit ihr. Aber ich habe doch erkennen gelernt, daß Helene gern ein wenig Komödie spielt — vor sich, und auch vor uns!“

„Du kennst den Nörgler Sturm nicht so, wie ich ihn kenne, Magda! Sonst würdest du nicht so hart über das arme Mädchen urteilen,“ meinte er, um dann wieder einige Schattenstriche an seiner Zeichnung zu machen.

„Aber Max, ich bin gar nicht hart, und Helene gegenüber am allerwenigsten. Ich weiß nur, daß ich nicht alles tragisch zu nehmen habe, was sie sagt.“

Er zuckte die Achseln, griff zum Zirkel und schlug einen phantastischen Kreis, der gar nicht in die Zeichnung hineinpaßte. Magda nahm ihre unterbrochene Lektüre wieder auf.

„Was liest du denn da eigentlich so eifrig, daß du für

mich auch nicht die geringste Zeit übrig hast?" fragte er nach einer kurzen Pause etwas gereizt.

„Burkhardt, die Geschichte der Renaissance in Italien, lieber Max. Ich habe es bei unserer Hochzeitsreise recht empfunden, was einem verloren geht, wenn man schlecht vorbereitet gerade in Italien reist."

„So! — Immer hübsch gründlich, natürlich!" Er lächelte etwas spöttisch und zog ein Dutzend Tangenten an den Kreis, um dann zu einer jeden den Radius auf dem Berühungspunkt zu konstruieren. Darüber vergingen wieder zehn Minuten.

„Du wirst nun Italien schon zum zweiten — ich werde es zum drittenmal sehen," begann er endlich aufs neue. „Zuerst wirkt es doch am überwältigendsten. Was wohl die kleine Sturm mit ihrer lebhaften Empfindungsart für Augen machen würde, wenn sie auf dem Forum stünde?!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er wie mit einem plötzlichen Entschluß, hinzu: „Weißt du, Magda, eigentlich sollten wir deine Freundin mitnehmen!"

Jetzt legte sie das Buch vor sich auf den Tisch und blickte ihn erstaunt an: „Das ist doch wohl nicht dein Ernst, Max?"

Nun ereiferte er sich: „Doch — doch! Es wäre wirklich ein gutes Werk. Die Kleine muß einmal heraus. Man sieht ihr's an, sie erstickt faßt in der Engnis ihrer Umgebung. Meinst du denn nicht auch, Magda?"

Die junge Frau schüttelte, noch ganz ruhig bleibend, den Kopf. „Nimm's mir nicht übel, lieber Max, es würde mich sehr verkehrt dünken. Helene neigt so wie so dazu, sich

über ihren Stand und ihre Verhältnisse erheben zu wollen, und ich habe darin stets die Erklärung für die minder guten Seiten ihres Wesens gesehen. Sie mit nach Italien zu nehmen, hieße, sie erst recht unglücklich machen. Wie ich sie kenne, würde sie sich Dinge in den Kopf setzen, die sich in ihrer Zukunft nie verwirklichen könnten."



„Du sprichst wie ein Buch, Magda! Sehr klug und weise — nur nicht gerade sonderlich vom Standpunkt der Freundin aus,

scheint mir," entgegnete er verstimmt. Und dann fügte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Ich für mein Teil würde es auch für uns recht angenehm finden, wenn uns Helene begleiten könnte — mit ihrem frischen Wesen würde sie uns über manche langweilige Stunde hinweghelfen."

Es war wahrlich keine Spur von Eifersucht in Magdas Seele. Sie war zu stolz zur Eifersucht, sie hegte auch noch immer nicht den geringsten Zweifel, daß das Herz ihres Mannes nur ihr, ganz ihr gehörte. Aber sie fühlte sich tief verletzt. Die Tränen traten ihr in die Augen, als sie, schmerzlich bewegt, erwiderte: „Max, du fürchtest dich vor langweiligen Stunden, wenn wir allein reisen?! Ist das möglich, Max?!"

„Gott, welch' seriöser Ton! Was habe ich denn nun wieder verbrochen?" Er sprang so hastig auf, daß das Zeichenbrett geräuschvoll auf den Fußboden fiel, und eilte im Sturmschritt ein paarmal durch das Zimmer. „Immer Widerspruch, wenn ich etwas anrege — immer eine verstimmte Miene und ein unglückliches Gesicht! Ich glaube gar, du weinst — solch ein Unsinn, Magda — ich hätte dich wahrhaftig für verständiger gehalten!" stieß er hervor.

Auch die junge Frau war aufgestanden. Mit vor innere Erregung bebender Stimme sprach sie: „Wenn du gerecht sein willst, Max, so wirst du zugeben müssen, daß du — du allein von uns beiden stets eine verstimmte Miene, ein unglückliches Gesicht zur Schau getragen hast — seit langen Wochen schon.

Und daß ich dir Widerspruch entgegengesetzt hätte, Max, das kannst du im Ernst nicht behaupten. Vielleicht wäre es

besser gewesen, ich hätte mehr Energie entwickelt, habe ich mir schon oft gesagt!“

„So —? Also ich bin wieder der Sündenbock — ich ich! O, wenn ich wirklich verstimmt war, an Grund hat es nicht dazu gefehlt! Aber was wißt ihr Frauen von unseren Sorgen — hast du je danach gefragt, was auf mir lastet?!“

Nun fand ihre Stimme doch den festeren Klang wieder: „Doch, Max, ich habe gefragt. Gott ist mein Zeuge, wie ich mich danach gesehnt habe, daß du mir das Versprechen des vollen, ganzen, wechselseitigen Vertrauens, daß du mir am Vorabend unserer Hochzeit gabst, auch halten würdest. Aber du hast auf meine Fragen nie eine andere, als eine ausweichende Antwort gehabt — du hast es nicht gewollt, daß ich mit dir trage. Das, Max, das habe ich am schmerzlichsten empfunden.“ Sie trat dicht an ihn heran und blickte ihn traurig an. „Es stünde besser um uns, wenn es anders gewesen wäre, glaube mir das, Max.“

Es griff ihm doch ins Herz. Er legte seinen Arm um ihren Hals und sagte weich: „Tu' mir nicht Unrecht, liebe Magda. Ich weiß, du kannst mir nicht helfen — wozu dich da beunruhigen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Zu zweien trägt sich's leichter, Max! Und die Sorge, die Verstimmung, die auf dir lastet, die habe ich nur schwerer mitempfunden, da du mich nicht an ihr teilhaben lassen wolltest. Sieh, Max, auch mich drückt ja so manches, und auch darum sehnte ich mich nach einer Stunde ernster Aussprache mit dir —“

Er nickte: „Vielleicht hast du recht, Magda! Aber ich

war so ganz mit mir allein beschäftigt. Ich konnte an nichts anderes denken, als an meine geschäftlichen Sorgen, an meine Unfähigkeit, dem langsamen Verfall drüben zu steuern. Da ist es heraus — zu gleicher Zeit: der Verfall des Geschäfts und meine Unfähigkeit — nun weißt du mit diesen häßlichen beiden Worten alles —!“

Er hatte die letzten Sätze nur stockend herausgebracht, als ob ihm die Kehle zugeschnürt und die Zunge gelähmt sei.

Und wieder schüttelte sie den Kopf. „Sprich nicht so bitter, Max! Was du da sagst, ich ahnte, ich wußte es ja längst. Aber ich weiß auch, du siehst zu schwarz. Sei nicht unwillig, Max — es ist doch so: Du siehst nur die Schatten der Gegenwart, du siehst nicht in die Zukunft.“

„Gerade weil ich in die Zukunft sehe, gerade darum ist mir so totraurig, so grenzenlos unlustig zumute, Magda. Es wird nicht besser, es kann nur schlimmer werden.“ Max schritt wieder einigemal hastig durch das Zimmer. Dann — er sah wohl, wie Magda sehnsüchtig auf ein weiteres Wort harrte — begann er aufs neue: „Da wir nun einmal davon sprechen, will ich dir auch mehr sagen. Die Liquidation des Geschäfts ist früher oder später unvermeidlich, wenn es so weiter geht. Und wir, wir können vielleicht froh sein, wenn wir dabei dein väterliches Erbe retten.“

„Wenn es so weiter geht! Aber ist es denn notwendig, Max, daß es so weiter geht?“ Sie sprach es mit einer Energie, die ihm ganz neu an ihr erschien. Zum ersten Male klang ihm ein scharfer Vorwurf von ihren Lippen entgegen.

Er sah sie groß an. Und dann lachte er bitter. „Das ist ja eben. Ich darf ohne Überhebung von mir sagen, daß

ich schon in anderen Wirkungskreisen etwas geleistet, daß ich einige Tatkraft und Energie entwickelt habe. Hier aber, Magda, sehe ich mit gebundenen Händen das Unheil kommen und kann es nicht über mich gewinnen, dem rollenden Rade in die Speichen zu fallen. Ich hab' es versucht — wahrhaftig, Magda! Mit redlichem Willen! Aber steh' du einmal dem Vater gegenüber, dem Vater, Magda! Du kennst doch die uralte Geschichte vom Kronprinzenfluch, Magda?! Da heißt es schließlich doch immer und immer wieder schweigen, die Hände in den Schoß legen, Ja und Amen sagen — wenn man überhaupt gefragt wird! Siehst du: das drückt am meisten! Diese inneren Vorwürfe über die eigene Untätigkeit, den Mangel an Energie — jawohl: ich habe nicht ohne guten Grund vorhin von Unfähigkeit gesprochen. Denn wenn heutzutage für jeden Geschäftsmann Untätigkeit gleichbedeudend mit Unfähigkeit ist, so ist sie es für den Chef eines großen Hauses erst recht. Den Chef eines großen Hauses —" Max stöhnte auf — „das fünfte Rad am Wagen!"

Er warf sich auf den nächsten Stuhl. Die junge Frau zog sich einen Sessel daneben und setzte sich zu ihm. In ihr waren die eigenen Sorgen ganz zurückgetreten, ja trotz des Schmerzes, den sie um ihren Mann empfand, zog sogar ein leises Frohgefühl in ihre Brust ein. Wie hatte sie nicht diese Stunde ersehnt! Mochte doch alles kommen, wie es wollte — wenn nur ihr Verhältnis zu einander sich wieder inniger, wahrer gestaltete! Wäre sie denn nicht gern mit ihm hinausgegangen in die Fremde, in den Kampf mit dem rauhen Leben, zum Ringen um eine neue Existenz! Aber indem sie sich das

sagte, empfand sie doch auch zugleich, daß es mit nichten mit der Erfüllung dieses Wunschgefühls getan sei. Sie sagte sich, daß er, Max, Pflichten zu erfüllen habe, die ihn hier festhielten, daß es auch ihre Pflicht sei, in ihm die gelähmte, schlummernde Tatkraft zur Erfüllung dieser Aufgaben neu zu erwecken. Und so faßte sie seine Rechte und, während sie sprach, umspannte sie die Hand mit immer festerem Druck.

„Ich kann dir nachempfinden, lieber Max — alles, alles!“ entgegnete sie leise. „Und wenn ich nur dem Drang meines eigenen Herzens folgen dürfte, dann sagte ich dir heute schon: laß uns in die Fremde gehen. Ich hänge nicht an diesem eitlen Tand hier rings um mich. Ja, es würde mich unsäglich glücklich machen, einmal ein Stück Brot zu essen, von dem ich wüßte, das hat dein Mann für dich verdient. Verdient im freien Schaffen, wie es ihn befriedigt. Aber das geht ja nicht, Max, ich weiß es wohl. Du mußt ausharren. Nicht nur jedoch ausharren, du mußt auch kämpfen!“

Er hatte sie aussprechen lassen. Jetzt hob er ein wenig den Kopf und sah sie an: „Kämpfen? Kämpfen kann man nur, wenn man ein Ziel vor Augen hat, wenn man auf einen guten Ausgang hofft, ihn wenigstens nicht für unmöglich hält. Ich sehe nichts als den Zusammenbruch in der Zukunft.“

„Nein, Max, das darfst, das sollst du nicht! Ich mag als Frau nicht von der materiellen Frage sprechen, ich verstehe von ihr auch nichts. Aber ein Unternehmen, wie das, was dein und mein Vater begründet haben, sollte, so meine ich, auch nie unter einem materiellen Gesichtspunkt allein betrachtet werden. Man sollte in solch einem Unternehmen und



für solch ein Unternehmen arbeitend, vor allem auch vor Augen haben, daß man es im Interesse von Hunderten Mitarbeitern erhalten und entwickeln muß. So fasse ich wenigstens die Aufgabe eines Mannes auf, den ein günstiges, wenn auch vielleicht keineswegs leichtes Geschick bestimmt hat, an die Spitze eines derartigen Geschäfts zu treten. Und dann meine ich noch, muß an sich jeder Mann, jeder an seinem Platze, gerade in unserer Zeit zu erhalten suchen, was gedeihen kann, was des Erhaltens wert ist: der Gutsbesitzer die heimatliche Scholle, der Kaufmann sein ererbtes Geschäft, der Fabrikbesitzer seine Unternehmungen. Erhalten wieder nicht nur um des materiellen Verdienstes willen, sondern weil sie, groß oder klein, jedes für sich, ein Stück unserer sozialen Ordnung repräsentieren."

Magda schöpfte tief Atem, und dann sprach sie weiter, lächelnden Mundes und doch sehr ernst: „Wundere dich nicht, Max, mich so reden zu hören. Schilt mich deshalb nicht unweiblich! Sage nicht, daß wir Frauen von diesen Dingen nichts verstehen. Es gehört wohl überhaupt weniger Verständnis dazu, als ein richtiges Gefühl — ich wenigstens kann mit Worten nicht beweisen, was ich sprach, aber ein Etwas in mir sagt mir trotzdem, daß ich recht habe."

Er hatte kein Wort der Widerrede. Aber er war innerlich doch erstaunt über das, was er soeben aus dem Munde seiner jungen Frau vernommen. Sie dünkte ihm plötzlich gewachsen, ebenbürtiger. Und die Bescheidenheit, mit der sie gesprochen, die schöne Weiblichkeit, die aus ihren Worten herausklang, vor allem die warmherzige Liebe taten ihm wohl.

„Max!" fuhr sie fort. „Noch eins! Aber du mußt

mir meine Offenheit auch nicht übel nehmen — das darfst du nicht, Max. Sieh einmal, ich denke, es ist eine Eigentümlichkeit unserer Tage, daß wir dazu neigen, uns künstliche Schlagworte zu konstruieren und diesen dann, ohne es zu wissen und zu wollen, eine viel allgemeinere Gültigkeit einräumen, als sie verdienen. Zuerst sind sie uns eine Entschuldigung vor uns selbst, allmählich werden sie uns zu einer Last, von der wir nicht mehr loskommen können. So glaube ich, hast du es mit dem Wort von dem Kronprinzenfluch getan. Ich, mein Max, ich schulde deinem, unserem Vater nur Liebe, Dankbarkeit, Verehrung. Und mein Herz treibt mich, diese Pflichten nie zu vergessen. So ist's auch mit dir, Max! Aber wenn auch unsere kindliche Liebe, Verehrung und Dankbarkeit keine Grenzen haben soll, neben ihnen besteht doch auch die Pflicht des erwachsenen Individuums, selbstständig zu denken und zu handeln. Denn der Erwachsene ist ja für sein Handeln allein verantwortlich, er hat kein Recht, sich unter dem Deckmantel der Unterordnung unter fremden Willen, auch nicht unter den seiner Eltern, zu bergen."
Magda schwieg einen Augenblick und sah ihrem Mann forschend in die Augen, als wolle sie die Wirkung ihrer Worte beobachten, dann fuhr sie lebhafter fort: „Ich weiß, du bist erst nach langem Bitten, dem Wunsch Papas gefolgt und in sein Geschäft eingetreten. Indem er diesen Wunsch aussprach, mußte er wissen, daß du nicht als eine untergeordnete Hilfskraft dich unter ihm betätigen konntest, daß er dir einen freien Schaffens- und Wirkungskreis einräumen mußte. Du aber hattest von diesem Augenblick an nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, deine Ansichten zu verfechten, auch gegen

ihn, er mußte darauf gefaßt sein, daß du sie durchdrücktest. Laß uns noch einen Augenblick bei deinem Schlagwort vom Kronprinzenfluch verweilen: ich möchte nämlich den großen, in die Augen springenden Unterschied hervorheben, der zwischen einem Kronprinzen und einem jüngeren Chef besteht. Ich meine, du hättest dich von Anbeginne an als Mitregent betrachten sollen — das ist die Sache — als Mitregent, nicht als der Sohn, der auf, verzeih das häßliche Wort, der auf den Tod oder die Abdankung des Vaters harrt!“

Noch immer hielt sie seine Rechte in der seinen. Und als er jetzt aufstand, schob sie ihre Hand unter seinen Arm und schritt mit ihm im Zimmer auf und ab.

„Du bist mir nicht böse, Lieber?“ sprach sie zärtlich, und aus dem scharf denkenden Weibe schien mit einem Male wieder die hingebende Frau mit all ihrem Zauber geworden.

Er antwortete nicht gleich. Aber dann blieb er plötzlich stehen, umschlang sie und sagte: „Magda, meine liebe teure Magda, wie sollte ich dir zürnen? Nein — im Gegenteil! Alles, was du sprachst, ist richtig, ist wahr! Ich danke dir! Nur — nur,“ seine Stimme nahm einen fast zaghaften Klang an, „nur ich bin nicht der Mann dazu, Mitregent zu sein, so lange der wahre Herrscher neben mir steht. Das ist mein Fluch — der Begriff bleibt der gleiche, den Namen allein müssen wir tauschen. Zugegeben: ich bin des Kampfes vorzeitig müde geworden. Nun aber ist es zu spät, ihn noch einmal wieder aufzunehmen. Und ich mag's auch nicht — gegen den Vater!“

„Max, sei nicht schwach! Sei ein Mann! Sei deiner selbst nicht unwert!“ Ihre Stimme hob sich, sie schlug die

großen Augen fast zürnend zu ihm auf. „Max, ich bitte dich ich flehe dich an, laß mich nicht klein von dir denken!“ Und nun war sie es, die ihn umfaßte und voll leidenschaftlicher Wärme bat: „Es ist nie zu spät zu etwas Gutem! Wo ein Ziel ist, da sind auch Wege! Nimm den Kampf auf — sofort, mit ganzer



Kraft! Ich würde ja nicht so sprechen, wenn ich nicht das feste Vertrauen zu dir hätte, daß du der rechte Mann zu der Aufgabe bist! Laß uns nicht nach Italien reisen, laß uns

hierbleiben! Gesegnet wird einst die Stunde sein, in der du dich zu einem ganzen Entschluß hindurch gerungen hast!"

Er löste sich sanft aus ihren Armen. Er streckte die Arme gen Himmel, seine Brust weitete sich. —

„Max!" flehte sie noch einmal.

Aber da sanken schon wieder die erhobenen Arme wieder schlaff herab und er lächelte traurig: „Du überschätzt mich, gute Magda. Laß uns reisen, es das beste so."

Sie hatten beide überhört, daß draußen die Türklingel angeschlagen. Als das Hausmädchen jetzt in das Zimmer trat, schrak Baumgart zusammen und wehrte unwillig mit der Hand ab.

Aber das Mädchen ging nicht: „Es ist jemand aus der Fabrik da, und er sagt, er müsse den Herrn sprechen, es sei sehr wichtig," meinte sie.

Max öffnete die Tür.

Draußen stand Bogumil Ferno. Er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, den Überzieher anzuziehen; in seinem dünnen Kontorrock war er über die Straße geeilt. Hier und dort hing noch eine Schneeflocke an dem Röckchen, der Filzhut, den er zwischen den Händen drehte, war feucht, als sei er soeben aus dem Wasser gezogen.

„Was giebt's, Ferno?" fragte Baumgart. Der Unwille über die Störung klang aus seinen Worten.

„Ach verzeihen Sie, Herr Baumgart! Aber wir können den Herrn Kommerzienrat nicht finden. Der Herr Kommerzienrat ist nach der Stadt gefahren und Herr Sturm hat schon überall umsonst per Telephon angeklingelt."

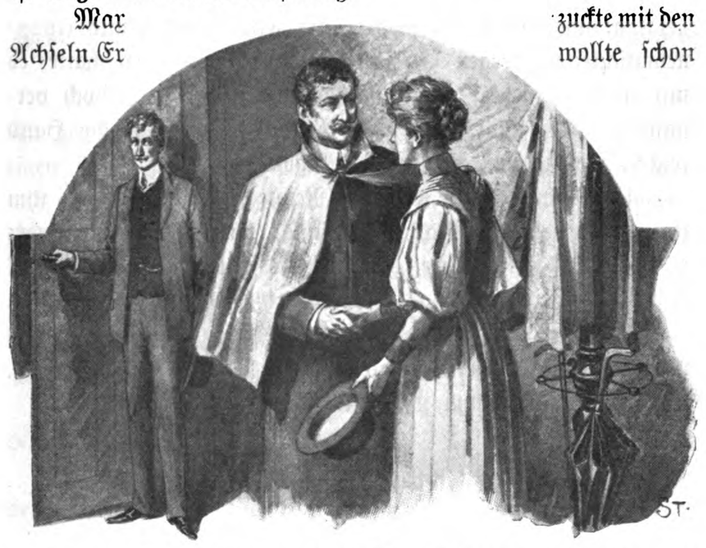
„Ein Betriebsunfall, Ferno?"

Der Volontär schüttelte den blonden Kopf. „Nein, Herr Baumgart. Aber der Herr Prokurist läßt doch recht sehr bitten, Herr Baumgart möchten gleich mal herüberkommen. Es ist, glaube ich, mit der Nachmittagspost ein sehr wichtiger Brief eingelaufen."

„Sie wissen nicht, um was es sich handelt?"

„Nein, Herr Baumgart! Das heißt — ich glaube es ist wegen der Marinelieferung."

Max zuckte mit den Achseln. Er wollte schon



erwidern: „Herr Sturm mag selbst entscheiden!" Aber da trat Magda, welche durch die geöffnete Tür das kurze Gespräch mit angehört hatte, auf den Korridor hinaus, nickte dem jungen Ferno einen freundlichen Gruß zu und bat leise: „Denke an unser Gespräch, Max — geh hinüber!"

Er konnte der Mahnung nicht widerstehen. Wenigstens seinen guten Willen sollte sie sehen, sollte nicht sagen können, daß er starrköpfig gewesen sei. In wenigen Tagen lag ja doch all die geschäftliche Misere weit hinter ihm und ihr!

„Ich komme mit Ihnen, Ferno!“ entschied er sich kurz und schritt auf den Kleiderrechen zu, an dem sein Überzieher hing. Bogumil beeilte sich, ihm behilflich zu sein, und während er dem Chef in den Mantel half, meinte er wichtig: „Ich glaube, Herr Baumgart, die Firma hat ernste Unannehmlichkeiten wegen der Marinelieferung!“ Er hatte es nur halblaut gesagt, aber Magda hatte die Worte doch verstanden. Als Max jetzt zu ihr zurücktrat und ihr die Hand reichte, sah sie ihm tief in die Augen.

Und dann drückte sie seine Rechte fest und flüsterte ihm zu: „Max, lieber Max, ich fühle, wir stehen vor einem Wendepunkt! Ich flehe dich an: sei ruhig und energisch! Nicht Kronprinz, Max — Mitregent!“

Er erwiderte nichts. Aber er hielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen und schaute ihr ernst in das Antlitz. Dann nickte er stumm und wandte sich zum Gehen.

---

13. Kapitel.

Als Max Baumgart durch den zugigen Hausflur der Fabrik schritt, von Ferno gefolgt, wurde er von Rastin aufgehalten.

Es schien fast, als ob der Maschinenmeister hier auf ihn gewartet habe. Die herkulische Gestalt lehnte, den mächtigen Oberkörper trotz des frostigen Wetters wie stets nur mit einer dünnen blauen Arbeitsbluse bekleidet, im Treppeneingang. Als er des jungen Chefs ansichtig wurde, trat er rasch hervor: „Ich muß Sie sprechen, Herr Baumgart! Ich wollte schon zu Ihnen hinüberkommen, aber da hörte ich, daß Sie geholt worden seien. Es ist eilig,“ sagte er hastiger, als es sonst in seiner Art lag.

„Droben haben sie auch Eile, Paul! Komm mit nach dem Kontor.“

„Das möchte ich nicht! Es ist nicht nötig, daß sie in der ganzen Fabrik wissen, daß ich mich an Sie gewandt habe!“

„Wenn du's kurz abmachen kannst, Paul —“

Der Riese schüttelte den Kopf. „Das geht nicht, es ist ein langes Garn. Und ein unerfreuliches dazu. Können Sie vielleicht nachher zu mir in das Maschinenhaus kommen, Herr Baumgart? Aber möglichst bald, Herr Baumgart —“ schloß er eindringlich.

Max stand noch einen Augenblick unschlüssig. Er sah es den funkelnden Augen des treuen Mannes an, daß dieser ihm etwas wichtiges anzuvertrauen hatte, nnd er schwankte, ob er nicht zuerst mit Rastin sprechen solle.

„Um was handelt es sich, Paul?“ fragte er noch einmal.

„Nachher, Herr! Bei mir — hier vorn haben die Wände Ohren,“ gab jener zurück, nickte kurz mit dem Kopf und verschwand im halbdunklen Hinterflur.

Max eilte die Treppe hinauf.

Im Hauptkontor leuchteten schon die elektrischen Glühlampen über den Arbeitspulten. Der Platz von Sturm war leer. Aber Baumgart sah durch die Glastür den Alten im Privatkontor an dem Konferenztisch stehen, neben ihm den Werkführer und den Färbermeister. Die beiden letzten beugten sich tief über ein Stück Zeug, das Sturm in der Hand hielt.

Die jungen Leute im Vorderzimmer sahen kaum empor, als der Chef mit flüchtigem Gruß an ihnen vorüberschritt; nur der alte Kassierer erhob sich von seinem Drehsessel neben dem Tresor, klappte sein großes Buch zu und meinte: „Guten Abend, Herr Baumgart! Eine schlechte Nachricht — das! Schlechte Zeiten — schlechte Zeiten überhaupt —“

Es herrschte eine drückende Schwüle in dem großen Raum. Schäfer konnte nie genug einkacheln.

Nun stand Max an der Tür des Privatkontors und sagte laut: „Guten Abend, meine Herren! Was gibt's denn so besonderes?“

Sturm richtete den Kopf hoch. Der Mann schien Max

seit heute morgen um Jahre gealtert, so sehr, daß er selbst zum erstenmal erschrak.

„Eine schlechte Nachricht, Herr Baumgart," entgegnete der Prokurist und reichte dem Chef einen großen Bogen in Kanzleiformat. Das Blatt Papier zitterte in seinen Händen.

Drüben an der anderen Seite des Tisches stand der Färbermeister. Er beugte das Gesicht tief über die Zeugprobe, die der Prokurist niedergelegt hatte, und tastete auf ihr herum. Als Sturm dem jungen Chef den Brief reichte, schlug er auf einen kurzen Moment die Augen empor und meinte mit einem scheuen verlegenen Ausdruck: „Wie das gekommen sein mag, wie das nur möglich gewesen ist —!" Dann verstummte er.

Ein einziger Blick auf das Schreiben der Werftverwaltung, und Max wußte, um was es sich handelte.

Auch er schrak zusammen. Es war in der Tat eine Nachricht von der einschneidendsten Bedeutung, eine niederschmetternde Nachricht.

Die Marineverwaltung erklärte, daß der zur Ablieferung gelangte Teil der Lieferung den Lieferungsbedingungen nicht entspreche.

„Die hierseits angestellten Proben haben bis zur Evidenz ergeben, daß das Zeug nicht luftecht ist, vielmehr zum Ausbleichen neigt: wir müssen daher der Firma sämtliche bisher uns übermittelten Stücke zur Disposition stellen, unseren Bedarf anderweitig decken und behalten uns Regreßansprüche, im speziellen unsere Ansprüche auf die verwirkte Konventionalstrafe, sowie den Anspruch auf Ersatz wegen der uns eventuell erwachsenden Mehrkosten für den freihändigen Ankauf vor.

Das abschriftliche Urteil unserer Sachverständigen fügen wir bei nebst einigen Proben, aus der sie ersehen werden, wie die Tropensonne auf das von Ihnen gelieferte Zeug wirkt, und ersuchen um umgehende Rückäußerung."

Es flimmerte dem Fabrikbesitzer vor den Augen. Die wenigen Zeilen bedeuteten einen Verlust von über fünfzigtausend Mark! Nein, vielleicht einen doppelt so hohen Verlust, das ließ sich noch gar nicht übersehen! Wenn die fiskalische Verwaltung recht hatte — und das war kaum zu bezweifeln — so verfiel nicht nur die Konventionalstrafe, war nicht allein der schon abgelieferte Teil der Ware wertlos geworden, fast wertlos wenigstens, sondern auch die seit der letzten Ablieferung fertig gestellten Stücke und mindestens der größere Teil der noch in Arbeit befindlichen.

Aber schlimmer, weit schlimmer war der Schaden, den das Renommee der Firma erleiden mußte! Der Fiskus machte ohne Zweifel seine Rechte rücksichtslos geltend, die Konkurrenz aber beutete die Tatsache, daß der alten Firma Baumgart & Kompagnie eine so bedeutende Lieferung zur Disposition gestellt worden war, erbarmungslos aus! O die Elsässer würden schon dafür sorgen, daß die mangelhafte Leistungsfähigkeit von Baumgart & Kompagnie in den allerweitesten Kreisen, bei Heinz und Kunz, bis zu den Kleinkrämern der Provinz hinunter, bekannt würde! Nicht ein Reisender der Branche, der nicht sofort von seinem Hause Ordre erhielt, bei jedem Kunden, den er besuchte, mitleidig von der bedauerlichen Niederlage einer gewissen Firma, die schon seit längerer Zeit nur von ihrem alten Ruhme gezehrt hatte, zu sprechen. Und wenn es die Herren Chefs selbst

schon seit Jahren nicht mehr für erforderlich gehalten hatten, die Leipziger Messe zu besuchen, diesmal würden sie nicht ausbleiben, sei's auch nur, um an der Table d'hote des Hotel Hauffe die Geschichte einer gewissen Lieferung für die deutsche Marine zu erläutern und sie achselzuckend von einem Meß-kunden zum anderen zu tragen!

Es konnte der Anfang vom Ende werden! Nicht um des unmittelbaren materiellen Verlustes willen, aber durch all die Folgewirkungen, die sich an ihn anknüpfen mußten!

Wie war es nur möglich gewesen? Wie war es nur möglich gewesen?

Max ließ den Bogen Papier langsam herabgleiten. Er achtete nicht der auf ihn gerichteten Blicke der drei Männer. Er griff zu den Proben, hob sie zum nächsten Glühlicht empor und unterzog sie einer sorgsamen vorläufigen Prüfung.

Noch lebte ein leiser Schimmer von Hoffnung ihn ihm. Die Marineverwaltung war vielleicht doch zu streng gewesen, sie hatte vielleicht auch nur mit einem vereinzelten Stück, das unglücklich ausgefallen war, Proben angestellt!

Aber nein! Hier lagen ja Abschnitte von sechs, von zehn verschiedenen Stücken! Und bei allen, bei jedem einzelnen, der gleiche, ausgebleichte graue Farbenton in den blauen Längsstreifen, an den Ankern? Dieselben Zeichen der Zer-setzung, mehr als das, auch der Faden schien stark ange-griffen!

„Burger, Meister Burger was haben Sie gemacht?" rief der Chef endlich.

Der alte Färbermeister beugte unter der vorwurfsvollen Frage tief das graue Haupt. Er stöhnte leise und schmerz-

lich auf, er empfand die Verantwortung die auf ihm lastete, schwer.

„Ich hab's so gut — ich hab's so gut gemacht, als ich konnte!“ rang es sich endlich von seinen Lippen. „Es muß wohl die verdammte Tropensonne —“ Nun stockte er schon wieder.

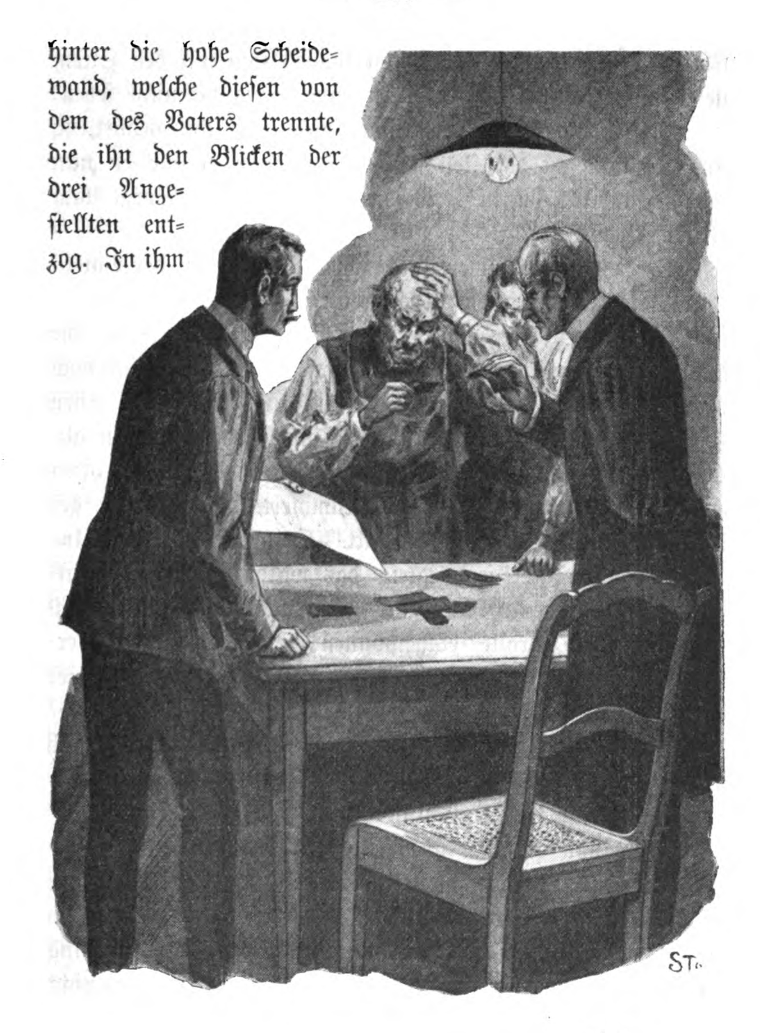
Max fragte nicht weiter. Es hatte ja keinen Zweck. Er wußte, wen die Schuld eigentlich traf, daß der Mann dort drüben mit den feuchten Augen und der schweratmenden Brust nur der mittelbar Schuldige war. Wie hatte er den Vater gebeten, einen tüchtigen erfahrenen Chemiker zu engagieren, eingehende Farbenproben veranstalten zu lassen! Und hatte der Vater nicht immer und immer wieder überlegen lächelnd die Achseln gezuckt: „Wir alten Praktiker, was brauchen wir solch einen gelehrten Helfershelfer aus dem Laboratorium?! Unsinn, mein Junge, mein alter Burger hat unter mir selbst gelernt! Der versteht sein Fach aus dem ‚ff‘!“

O die chemischen Fabriken lieferten ja alle Farben gar prächtig auf Bestellung, wozu da noch nachprüfen, ob sie auch hielten, was die Prospekte versprachen? Das ging schon ohne den gelehrten Herrn, der sein Näschen in alles und noch einiges gesteckt hätte, der klug schwatzte und Geld kostete!

Wozu, es war ja bisher immer auch ohne den Chemiker gegangen?!

Max hatte die Proben auf den Tisch zurückgelegt ohne ein weiteres Wort. Er war dann an seinen Pult getreten,

hinter die hohe Scheidewand, welche diesen von dem des Vaters trennte, die ihn den Blicken der drei Angestellten entzog. In ihm



arbeitete jede Fiber, wie ein Reif lag es ihm um der Stirn, die Männer brauchten, sie sollten seine Erregung nicht sehen!

O, warum hatte der Vater nicht auf ihn gehört, so lange es noch an der Zeit war? Wie teuer mußte er nun das Versäumnis büßen! Wieviel Kummer und Sorge kam jetzt ins Haus!

Der Vater! Immer und immer wieder nur der Vater!

War das richtig, war das recht?

Ein stechender Schmerz bohrte sich Baumgart in die Brust. Mit einem Male kam ihm die Erkenntnis, daß doch nicht der Vater allein gefehlt, daß er auch sich selbst einen Teil der Schuld zumessen mußte. Jawohl, da half kein abschütteln! Hätte er in den letzten Monaten die Augen offen gehalten, sich um den Betrieb gekümmert, er hätte die gemachten Fehler rechtzeitig entdeckt. Sein Trotz, seine Untätigkeit, seine Interessenlosigkeit, das waren die bösen Mitschuldigen! Magda hatte nur zu recht: er hatte sich in seine Kronprinzenrolle eingesponnen, er, der gereifte erfahrene Mann hatte gehandelt, wie ein törichter, eigensinniger Knabe!

Mit vor der Brust gekreuzten Armen starrte er vor sich hin — minutenlang.

Dann war sein Entschluß gefaßt.

Er wandte sich um und sagte ganz ruhig zu dem Prokuristen: „Herr Sturm, wollen Sie, bitte, sofort eine Depesche an die Kieler Werftverwaltung aufsetzen: Die Firma erkennt vorbehaltlich näherer Prüfung an, daß die Lieferung durch ein bedauerliches Versehen bei der Fabrikation nicht den berechtigten Anforderungen entspricht, und erklärt sich

bereit, für jeden Schaden aufzukommen. Ich würde morgen vormittag persönlich zu weiterer Verhandlung in Kiel eintreffen."

Sturm hatte sich an den Tisch niedergelassen und die langsam gesprochenen Worte nachgeschrieben. Als er sich jetzt erhob, das Papier in der Hand, sagte er zögernd: „Herr Baumgart, soll ich das wirklich expedieren?"

„Jawohl! Warum fragen Sie?"

Der Alte zögerte noch immer. Endlich meinte er mit verlegener Miene: „Ja, aber — wenn nun der Herr Kommerzienrat anderer Meinung ist?"

„Expedieren Sie! Sofort bitte!"

„Ja aber, Herr Baumgart, ich möchte doch erst die Ansicht des Herrn Papas —"

Jetzt riß dem Junior endlich der Geduldsfaden. Wider willen heftig, brauste er auf: „Ich bitte zu tun, was ich bestimme, Herr Sturm!"

Der Prokurist sah sich um, als erwarte er noch von irgend einer Seite einen Einwurf, der ihm bei seiner Weigerung zu Hilfe kommen könne, oder als wolle er sich wenigstens vergewissern, daß er Zeugen für diese Weigerung habe. Schließlich verbeugte er sich steif: „Sofort, Herr Baumgart," und verließ das Zimmer.

Max Baumgart sah ihm nach, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen. Dann sagte er ruhig, ganz geschäftsmäßig zu den beiden anderen Männern: „Wir wollen jetzt gleich mit dem Lageristen die Bestände an schon fertigem, aber noch nicht geliefertem Zeug aufnehmen, sowie die halbfertigen Fabrikate. Ich muß morgen in Kiel genau orientiert sein."

Und als sie zusammen durch das Hauptkontor schritten, rief er Ferno zu sich heran: „Bitte, sagen Sie telephonisch zu meiner Frau hinüber, daß ich heute mit dem Elfuhrzuge nach Kiel verreisen muß, und daß ich meine Frau bitten lasse, mit meinem Koffer um neun Uhr bei den Eltern zu sein!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Speisezimmer der Villa saßen die Mama und Magda an einem kleinen Tisch neben dem Ofen. Die Kommerzienrätin hatte die Abendzeitung — sie las seit vielen Jahren zum leisen Spott ihres Gatten die Kreuzzeitung: „Mutter ist eigentlich eine verkappte Gräfin, Kinder!“ hatte er früher wohl dann und wann gesagt — vor sich auf den Schoß sinken lassen und die Hände darüber gefaltet. In ziemlich regelmäßigen Intervallen griff sie nach dem Tuch, das immer aufs neue von ihren Schultern herabzugleiten drohte, und zog es wieder hinauf. Die Schwiegertochter arbeitete an einem Behältnisse für Kragen und Manschetten; sie schien die letzte Hand anzulegen, vielleicht sollte die Arbeit noch in dem Reisekoffer Platz finden, der neben der Gartentür, die jetzt durch einen mächtigen persischen Kelem geschützt war, stand. Der große Speisetisch in der Mitte des Zimmers war gedeckt, Johann war schon zum dritten Male hereingekommen, nach dem Wasser zu sehen, das leise über der Flamme im Teekessel summte.

Aus dem Arbeitszimmer des Kommerzienrats drangen halblaute Stimmen herüber, bisweilen auch der hastige schwere Schritt eines Mannes und dann und wann ein schärfer betontes Wort. Jedesmal zuckte die Mama dann zusammen, als empfinde sie einen körperlichen Schmerz. Und jedesmal

sah sie fragend zu der Tochter auf, die scheinbar gleichmütig Stich an Stich reihte.

Endlich konnte die alte Dame ihre innere Aufregung nicht mehr verbergen. Sie griff erst noch einmal zur Kreuzzeitung, überflog, ohne doch mehr als die toten Buchstaben zu lesen, die Spalte mit den Familienanzeigen, faltete dann das Blatt zusammen und legte es mit einer Bewegung auf den Tisch, die zu besagen schien: „Nun halte ich es aber nicht mehr aus!“

„Kind!“ flüsterte sie, sich vorbeugend, „Kind, daß ich das auf meine alten Tage erleben muß! Papa und Max — ach, wie mich das ängstigt —!“

Die junge Frau schien mit der Arbeit fertig. Sie biß den Faden durch und rollte das Behältnis ein. „Gute Mama, sorge dich nicht! Papa und Max mußten sich einmal aussprechen. Das mag beiden eine sehr bittere Stunde sein, aber es konnte so nicht weiter gehen. Nicht nur um des Geschäfts halber — sie litten auch unter dem Druck der Maske, die sie sich gegenseitig zeigten.“ Sie sprach es ganz gelassen, aber ihre Stimme vibrierte doch merklich, nud als jetzt aus dem Nebengemach wieder ein lauteres Wort durch die geschlossene Tür drang, zuckte auch sie nervös zusammen. Aber das war nur ein einziger flüchtiger Augenblick. Dann stand sie auf, schob der Mama das Tuch über die Schultern, das von neuem herabgeglitten war, und schritt zu dem Koffer. Hier kniete sie nieder, öffnete ihn und legte die Manschettenrolle hinein.

Die Kommerzienrätin seufzte leise. „Kind, komm doch her! Ich muß mit dir reden, das Schweigen preßt mir die Brust ab.“

Nun war Magda schon wieder an ihrer Seite. Sie sah nach der Uhr. „Wenn Max noch etwas essen soll, wird es hohe Zeit. Ich möchte ihn eigentlich rufen.“

„Um Himmelswillen, Magda, tu das nicht! Vater kennt sich nicht aus, wenn er gestört wird. Ich habe ihn nie so heftig gesehen, wie heute abend. Und Max hätte auch mehr Rücksicht nehmen müssen —“

Magda schüttelte den Kopf: „Liebste Mama, es ist nicht rücksichtslos, wenn der erwachsene Sohn seinem Vater gegenüber den eigenen Standpunkt zur Geltung bringt und vertritt, was er für gut und richtig hält. Was er dem Vater schuldig ist, wird Max dabei gewiß nicht vergessen!“

Die alte Frau strich sich das Haar aus der Stirn — die silbernen Strähnen in den dichten Wellen hatten sich in den letzten Monaten recht gemehrt — und sagte: „Jadoch, ja, Kind! Max war immer gut und rücksichtsvoll; das ist ja wahr. Bis auf die letzte Zeit — da hatte er sich verändert. Ich weiß nicht, wie das gekommen sein mag.“

Es lag ein, vielleicht der Mutter selbst unbewußter Vorwurf gegen Magda in den Worten. „In der letzten Zeit — seit seiner Verheiratung“ klang heraus.

Aber Magda lächelte nur, sie mochte nichts entgegnen — heute nicht! Der kleine Nadelstich konnte auch noch verschmerzt werden.

„Kind, überhaupt diese Männer! Da bilden sie sich nun ein, wer weiß was für kluge Geschäftsleute zu sein, und dann kommen solche Dinge vor! Wenn unsereins in der Wirtschaft nur das allergeringste versieht, dann heißt es gleich: ‚Na ja — das ist nun mal so Frauenart!‘ Wenn

nicht Schlimmeres! Aber da sind zwei Männer in der Fabrik, bilden sich alles mögliche ein, ein ganzes Heer Beamten dazu, und doch machen sie die Augen nicht auf. Wozu hat denn der Papa den Max eigentlich bloß in die Fabrik genommen, wenn er nicht aufpaßt und zum rechten sieht? Das Herumlungern in der letzten Zeit hat mir schon lange nicht gefallen, und nun wolltet ihr gar nach Italien reisen. Na, dazu wird Max wohl jetzt die Lust vergangen sein —"

Mochte die Mutter sie angreifen! Das ertrug sie gern schweigend, wie sie all die überschwänglichen Zärtlichkeitsbeweise ertragen hatte. Aber Max mußte sie verteidigen. Heute — jetzt am energischsten!

„Mama, du ahnst nicht, was Max in der, von dir so scharf betonten letzten Zeit gelitten hat. Ich aber, ich weiß es! Jawohl — er war untätig! Wenn er's aber war, so trug die schiefe Stellung, in die ihn Papa hineingedrängt hatte, die Schuld — nicht er!" entgegnete sie lebhaft. „Freiwillig ist er nicht zu der Rolle des stummen Zuschauers herabgesunken, sie ist ihm zugeschoben worden. Und daß du's nur weißt, Mama: in mir jubelt's, daß endlich — endlich ein äußeres Ereignis gekommen ist, das ihn herausreißt! Es wäre so nicht weiter gegangen, er verzehrte sich innerlich, Mama!"

Die Kommerzienrätin zog die Achseln hoch: „Daß du die Partei deines Mannes nehmen würdest, hätte ich mir denken können, Magda!" meinte sie ein wenig spitz und empfindlich, „du bist ja auch noch zu jung und unerfahren, um meine Sorgen richtig zu würdigen. Kind, du — mir graut manchmal vor der Zukunft. Vater ist keiner von den

gesündesten, und wenn nun ernste geschäftliche Sorgen kommen, große Verluste, — ach, Kind — ich trau mich gar nicht, es auszudenken, aber es sind schon ganz andere Häuser wie Baumgart & Kompagnie falliert!"

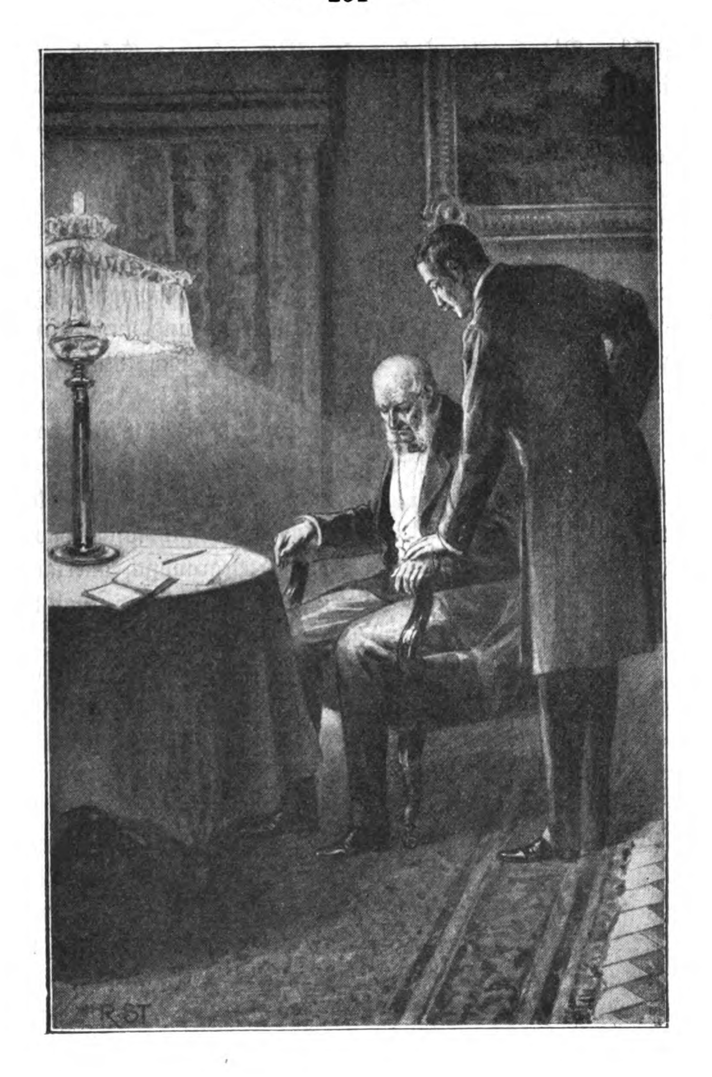
Nun konnte die alte Dame ihren Tränen nicht mehr wehren, und zugleich überkam Magda ein inniges Mitleid. Sie schmiegte sich innig an die Mutter und bat: „Du mußt nicht gleich das schlimmste befürchten. So steht die Sache doch noch nicht. Max hat mich vorhin, als er aus dem Kontor kam, ausdrücklich versichert, daß er hofft, die Krisis bald zu überwinden, wenn ihm Papa nur freie Hand läßt. Sei ruhig, liebe Mama — wir brauchen nicht gar zu schwarz in die Zukunft zu sehen. Es wird schon noch alles gut werden, schneller vielleicht, als wir heute zu hoffen wagen!" — —

Wenn Magda dem Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn beigewohnt hätte, sie würde kaum in gleich zuversichtlichem Ton zu sprechen die Kraft gehabt haben.

Der Kommerzienrat war erst gegen neun Uhr aus der Stadt gekommen, kurz nachdem Max die Villa betreten hatte. Er ahnte noch nichts von der schlechten Nachricht, hatte mit Vandeuren in der Loge eine Partie Skat gespielt und war besserer Stimmung, als sonst meist in der letzten Zeit.

Doppelt hart traf ihn der Schlag.

Als der Sohn ihm die Mitteilung machte, sank er in seinen Lehnstuhl und stöhnte laut auf. „Es kann nicht sein — es kann nicht sein!" wiederholte er wieder und wieder. Und dann saß er eine geraume Weile ganz still und starrte vor sich hin, bis Max schließlich besorgt wurde und herzlich



bat, der Vater möge sich doch fassen und das Erforderliche mit ihm besprechen.

Nun raffte sich der alte Herr zwar gewaltsam zusammen, aber nur, um seinem Unwillen über die Marineverwaltung Luft zu machen. Er sprach in sich überstürzenden Worten von Chikanen, von einem Manöver der Konkurrenz, er verschwor sich hoch und heilig, daß er den Vorwurf schlechter Lieferung nimmermehr auf Baumgart & Kompagnie sitzen lassen werde. Gottlob, es gebe noch gerechte und unparteiische Sachverständige auf der Welt, es gebe noch Richter in Preußen!

Max ließ ihn ruhig aussprechen. Aber als sich dann die erste Erregung einigermaßen gelegt hatte, entgegnete er: „Lieber Papa, leider ist an der Berechtigung dieser Reklamation gar nicht zu zweifeln. Ich habe mich sofort davon überzeugt. Ich habe dies auch schon telegraphisch anerkannt und reise heute abend nach Kiel, um der Werftverwaltung mündlich unsere Bereitwilligkeit —“

Weiter kam er nicht. Der Kommerzienrat sprang auf und rief, hochrot im Antlitz: „Das hast du getan, ohne mich zu hören, ohne mich zu fragen! Du — du —! Willst du uns ruinieren! —“

So ruhig und sachlich als nur möglich, setzte ihm der Sohn seine Gründe auseinander. Sorgsam schonte er die Empfindlichkeit des Vaters, er betonte nur, wie es vor allem, Ermessen nach, darauf ankomme, das geschäftliche Renomee zu wahren, selbst mit den größten Opfern. Baumgart & Kompanie müßten die Marineverwaltung zu bestimmen suchen, einen Aufschub für die Lieferung zu bewilligen; sie müßten

dann mit aller Anspannung jetzt doppelt vorzügliches Fabrikat zur Ablieferung bringen, koste es was es wolle!“

Der Kommerzienrat raste durch das Zimmer, während der Sohn sprach. Dann und wann warf er ein heftiges Wort ein: „Das ist Unsinn!“ — „Unser Renommee wird alberne Verläumdungen auch ohnedem überstehen!“ — „Du willst also unseren Ruin!“ Schließlich kam es über ihn wie eine tiefe Apathie. Er setzte sich wieder und stöhnte leise. Aber nach wenigen Minuten raffte er sich aufs neue auf. „Laß uns vernünftig sprechen, Max!“ sagte er. „Das alles kann dein Ernst nicht sein. Wir müssen sehen, den Schlag auf andere Weise zu parieren. Was verloren ist, ist verloren. Ich habe keine Lust, dieser unseligen Lieferung noch neue Unsummen nachzuwerfen. Im Gegenteil, wir müssen den Betrieb einschränken, Ersparungen eintreten lassen — leider werden wir in nächster Zeit sowieso gezwungen sein, Bankierskredit in Anspruch zu nehmen.“

„Das alles hieße den Ruf der Firma noch mehr schädigen, Papa. Ich bin ganz entgegengesetzter Meinung. Aber wir wollen darüber später sprechen, nach meiner Rückkehr aus Kiel. So kann es freilich nicht weitergehen. —“

„Ah,“ machte der Vater aufblickend. „Ah, nun kommt der Vorwurf gegen mich! Das fehlte gerade noch. Natürlich: wenn du freie Hand gehabt hättest, wenn ich dir mehr Spielraum gelassen haben würde, dann wäre der Schlag nicht gekommen! Was? Aber warum haben der Herr Sohn denn die Nase nicht fleißiger in die Fabrik gesteckt? He? Daran hat ihn doch der alte Mitchef nicht gehindert?“

„Laß uns darüber heute nicht sprechen, Papa!“ wieder-

holte Max noch einmal. „Ich bitte dich darum, und ich versichere dich, ich mache mir selbst die ernstesten Vorwürfe. Heute muß ich vor allem deine Zustimmung zu meiner Unterhandlung mit der Marineverwaltung haben —"

Der tüchtige Kern in dem alten Herrn brach doch durch. So sehr er sich auch sträubte, die Notwendigkeit offen anzuerkennen, er wußte selbst, daß alles daran liegen mußte, das geschäftliche Renommee der Firma hochzuhalten. „Wenn du glaubst, daß es ohne unerträgliche Opfer gehen wird, Max —" sagte er einlenkend. „Ich zweifle stark —"

„Wir dürfen keine Opfer scheuen, Papa —"

Statt jeder Antwort ging der Kommerzienrat an seinen Schreibtisch, öffnete ein Geheimfach und nahm ein kleines Buch heraus. Alles mit schweren, müden Bewegungen, wie um Jahre gealtert in der letzten Stunde. „Komm, Max, wir wollen unsere disponiblen Mittel überschlagen!" sagte er, und seine Stimme zitterte leicht.

Dann saßen sie neben einander, das Geheimbuch vor sich, und auch die Stirn von Max furchte sich mehr und mehr.

Aber schließlich richtete er sich doch auf und erklärte: „Es hilft nichts, Papa, wir müssen! Und mit Gottes Hilfe werden wir über den Berg kommen. Ich habe also deine Zustimmung?"

Es mußte in seiner Stimme wohl ein so fest entschlossener Ton liegen, daß der alte Herr nicht mehr zu widersprechen wagte. Er neigte zustimmend das weiße Haupt.

Max holte aus tiefster Brust Atem. Das war also der

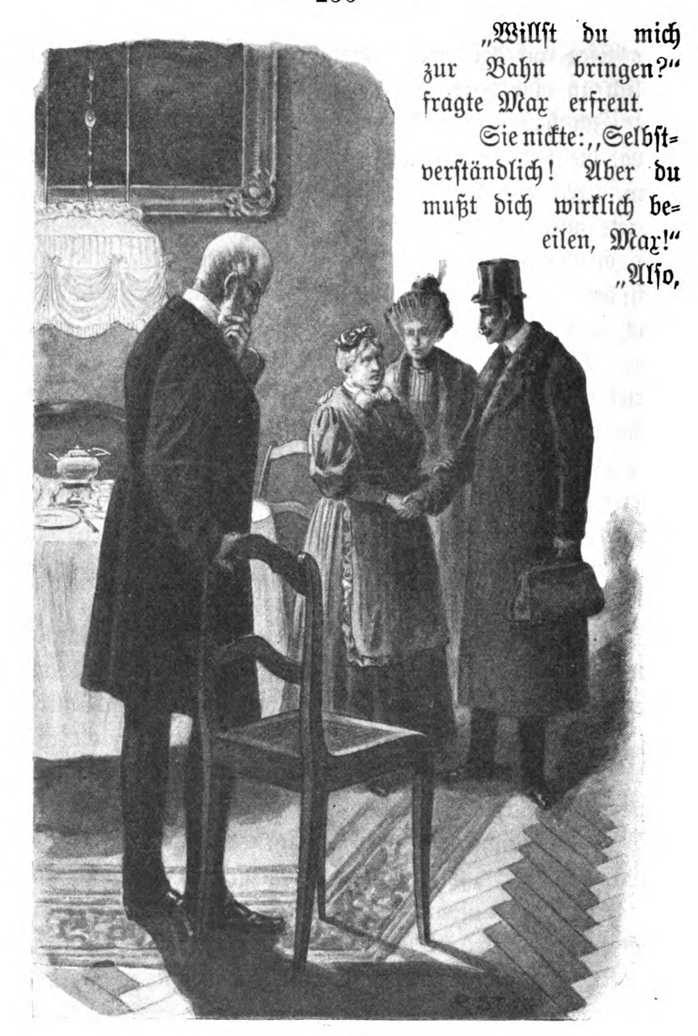
erste Sieg auf der neuen Bahn, ein moralischer Sieg, der freilich an eine harte Niederlage anknüpfte.

„Ich habe dir noch eine andere Mitteilung zu machen, Papa, die leider auch nicht erfreulicher Natur ist," begann er dann. „Als ich heute nachmittag nach der Fabrik kam, erwartete mich Rastin. Er tat etwas geheimnisvoll und wollte mich durchaus unter vier Augen sprechen. Ich ging daher nach der Aufnahme des Lagers zu ihm in das Maschinenhaus, und da erzählte er mir, daß es unter unseren Arbeitern gäre. Wir haben ja bisher eigentlich keine Ursache zur Unzufriedenheit gehabt, aber einige Elemente sind doch immer vorhanden, die gern Unruhe stiften. Es handelt sich — das ist aber nur Vorwand, glaube ich — um die Bestimmung unserer Fabrikordnung, die Sammlungen zu sozialdemokratischen Zwecken verbietet. Ich würde der Sache keine allzu große Bedeutung beilegen, wenn ich nicht fürchtete, daß vielleicht die Nachricht, wie wir gezwungen sein werden, in der nächsten Zeit sehr lebhaft zu arbeiten, um den Anforderungen der Marine nachzukommen, unter den Arbeitern durchsickert. Das wäre dann allerdings eine mächtige Handhabe für sie."

So weit war Max gekommen, als seine Frau in der Tür erschien und sagte: „Verzeih, lieber Papa! Wenn Max wirklich heute reisen will, ist es die höchste Zeit."

Er sah erschreckt nach der Uhr. Es war in der Tat kaum noch Zeit, zum Bahnhof zu gelangen.

„Ich habe anspannen lassen!" fuhr Magda fort. „Du leihst Max gewiß den Wagen." Sie sahen jetzt erst, daß die junge Frau auch schon den Mantel umgelegt und den Hut aufgesetzt hatte.



„Willst du mich zur Bahn bringen?“ fragte Max erfreut.

Sie nickte: „Selbstverständlich! Aber du mußt dich wirklich beeilen, Max!“

„Also,

Papa, bitte, laß dir Rastin morgen kommen und sprich mit ihm. Du weißt, wir können uns auf die treue Seele verlassen —"

Der Kommerzienrat sagte zu. In aller Hast schlürfte Max noch eine Tasse Tee und nahm Abschied von den Eltern. Die Mutter weinte ein Tränchen.

Als sie dann im Wagen saßen, Max und Magda, und das Cupee in der größten Eile durch den Tiergarten dem Lehrter Bahnhof zurollte, faßte Magda plötzlich die Hand ihres Mannes und drückte sie herzlich.

„Ich bin so froh, Max," sagte sie mit bebender Stimme.

Er verstand sie im ersten Augenblick gar nicht und fragte verwundert zurück: „Magda, wenn du den ganzen Umfang meiner und Papas Sorgen kennen würdest —"

„Was tut das, Max?! entgegnete sie lebhaft. „Mißverstehe mich nicht, du Lieber!" fügte sie dann sofort eifrig hinzu. „Ich kann mir denken, daß es schlecht steht mit dem Geschäft, und ich will bitten und beten, daß sich alles zum Besten wende. Aber Max ahnst du denn nicht, warum ich trotz allem und allem so froh bin, daß ich es in alle Welt hinausjubeln könnte?! Weil ich endlich — endlich in dir wieder den Mann sehe, den Mann, dem ich mein Herz gab! Nicht mehr den unsteten, unzufriedenen, untätigen Träumer, einen ganzen Mann, der mit voller Kraft an eine ernste Aufgabe herantritt. Max, mein lieber Max, wie es nun auch kommen mag, ich habe keine Sorge um die Zukunft!"

Er legte seinen Arm um sie und zog sie an sich.

„Du Gute, du Kluge!" sagte er innig.

---

14. Kapitel.



Mama Baumgart und Otto saßen sich am nächsten Morgen am Kaffeetisch gegenüber und rührten beide etwas mißgestimmt in ihren Tassen. Beiden war es anzusehen, daß sie im Schlaf zu kurz gekommen waren — die alte Dame sehr unfreiwillig, der Herr Sohn freilich durch eigene Schuld. Vielleicht auch

durch Viktor Fernos Schuld, wer vermochte das zu ergründen? Am Ende wußten sie beide nicht, wer dem andern am intensivsten zugeredet hatte, noch ein Schöppchen und dann immer noch eins nach alter guter deutscher Sitte zu trinken. Nur daß er ein eigentümliches Weh im Kopfe, ein Unbehagen in den Kniekehlen und eine bedenkliche Leere im Magen verspürte, das wußte Otto ganz gewiß.

Aber es war doch nicht die Leere im Magen ganz allein, die ihn drückte. Leergebrannt war auch eine andere Stätte, und durch die öden Lederfalten schaute das Grauen.

Der Ferno war ein guter Kerl. Billig war der intimere Umgang mit ihm jedoch nicht gerade zu nennen.

Und nun machte die Mama solch Gesicht, wie sieben Tage Regenwetter. Gerade heute —

„Also Max ist verreist, Mama?“ hub er endlich an, nachdem er mühsam eine Tasse Schwarzen ohne Zucker heruntergewürgt hatte.

„Jawohl, lieber Sohn!“

„Und Papa ist schon im Geschäft?“

„Jawohl, lieber Sohn!“

Tiefe und eindrucksvolle Pause, nur unterbrochen von dem Klirren zweier Zuckerstückchen, die Otto auf seinem Kaffeelöffel einen höchst kunstvollen Tanz aufführen ließ.

„Aber, Kind, das kann ja den gesundesten Menschen nervös machen.“

„Ach so! Verzeihe, liebe Mama!“ Die Zuckerstückchen erhielten Ferien. Dafür begann aber Otto mit den Fingerspitzen einen anmutigen Marsch auf dem Tische zu trommeln.

Den weltberühmten Dessauer: „So leben wir, so leben wir — so leben wir alle Tage —“

„Du lebst sehr unregelmäßig jetzt, Otto!“ knüpfte die Mama an. „Gestern bist du auch erst wieder um drei Uhr nachhause gekommen.“

„Aber, Mamachen, das war doch heute! Schon heute! Hast du mich denn kommen hören?“

„Leider ja, Otto! Wir schliefen beide noch nicht — Papa und ich!“ Sie seufzte leise bei der Erinnerung an die durchwachten endlosen Stunden.

Wieder eine Pause, in der Mutter und Sohn ihren verschiedenartigen Gedanken Audienz gaben. Ein Gemeinsames hatten beider Gedanken freilich doch: sie waren beiderseits recht unangenehm.

Endlich gab sich Otto einen „moralischen“ Ruck.

„Liebe Mama, du könntest mir eigentlich einen rechten Gefallen tun —“

Für die gute Kommerzienrätin entbehrte diese Einleitung, abgesehen von anderen bedenklichen Seiten, schon einigermaßen des Reizes der Neuheit. Sie erwiderte daher auch zunächst nur ein kurzes: „Ach so —“

Bisher hatte Otto regelmäßig einen leichten Sieg davongetragen. Er war der Mama gegenüber ein Taktiker allerersten Ranges. In derartigen Stunden verstand er die alte Dame zu umschmeicheln wie kein zweiter, er war unermüdlich in der Erfindung immer neuer Kriegslisten, focht mit gleicher Virtuosität mit den Waffen des Humors wie der Rührung und wußte zudem seine kleinen Forderungen und

Bitten stets in den Grenzen zu halten, die der Börse der guten Alten entsprachen.

Das „Ach so!“ beunruhigte ihn daher auch nicht weiter. Er rückte vielmehr seinen Stuhl ganz dicht an den der Mama, legte sanft und lind seine Rechte auf deren Arm und streichelte sie, gleich einem erfahrenen Hypnotiseur. „Nur eine Kleinigkeit, Mutterchen — ein paar hundert Mark. Ich bin rein ausgeplündert, die ärmste Kirchenmaus ist ein Geldprotz, eine Kapitalistin mir gegenüber. Und nun steht das Weihnachtsfest vor der Tür. Man hat da doch auch seine Ausgaben —“

„Weihnachten!“ Diesmal stöhnte die Mama so tiefgründig, daß der Bruder Leichtfuß stutzig wurde. „Wir werden ein schlechtes Fest haben, mein armer Junge,“ sagte sie dann. „Und grad' heraus: ich kann dir nicht helfen. Überhaupt, Otto —“ Sie begann eine längere und so ernste Strafpredigt, wie sie der Filius noch nie aus mütterlichem Munde gehört hatte.

Das würde er als etwas mehr oder minder Unvermeidliches hingenommen haben. Aber als die Mutter dann von den geschäftlichen Schwierigkeiten zu sprechen anfing, von der nicht abgenommenen Lieferung, von den ungeheuren Verlusten, die daraus erwachsen mußten, schrak er doch zusammen. Die Kommerzienrätin übertrieb ein wenig, nicht absichtlich, sondern weil in ihrer eigenen Vorstellung die geschäftlichen Sorgen sich bereits lawinenartig vergrößert hatten. Je schwärzer sie aber die Farben auftrug, desto mehr traf ihre Erzählung dem Sohne ins Herz. Der Vater, die Mutter in ernsten Sorgen — das hatte er noch nie kennen gelernt. Vielleicht gar eine

Liquidation nötig — er wußte, was das den beiden alten Leuten bedeuten müsse! Und er hatte in den Tag hineingelebt, wie ein Sausewind, wie ein Verschwender, der aus nimmer zu leerenden Brunnen schöpft.

Sein hübsches frisches Gesicht nahm einen so ernsten, traurigen Ausdruck an, daß nun wieder das gute Mutterherz sich mit Mitleid füllte. „Du siehst, Otto, ich kann dir nicht helfen. Ich kann auch dem Vater jetzt nicht mit deinem Anliegen kommen — wieviel brauchst du denn eigentlich?“

Zu jeder anderen Stunde würde Otto diese Schlußwendung als den Angelpunkt zu einem erneuten Vorgehen angesehen haben. Heute hatte er zuerst gar keine Antwort, dann aber flog ein Lächeln über sein Gesicht, und er sagte, schon wieder in heiterem Ton: „Nichts, gar nichts, Mama! Ich liege eben 'mal ein bißchen krumm und versage mir die Freude, die Weihnachtstische mit unnützem Krimskrams zu bepacken.“

Vielleicht hätte die Mama nun doch, trotz des Protestes, wieder einmal ihren Wäscheschrank einer Okularinspektion unterzogen — in diesem Heiligtum der deutschen Hausfrau verbarg sie nämlich ihre Ersparnisse — wenn nicht gerade jetzt Johann mit einigen Briefen in das Zimmer getreten wäre. Und schon der erste, der ihr in die Hand fiel, erregte ihr besonderes Interesse: „Von Ellen Gouvain, da muß ich doch gleich einmal nachsehen, was das Kind schreibt.“

Otto saß still und stumm, wie ein Mäuschen. Er wußte ja doch, Ellen erwähnte seiner nicht in dem Briefe. Sie zürnte noch immer — wie sollte sie auch anders!

„Die armen Agrarier — Ellen schreibt ein ganzes Klage-

lieb Jeremiä —“ gab die Mutter aus dem Inhalt des Briefes zum besten. „Der Onkel hat bereits feierlich erklärt, daß er in spätestens zwei Jahren die Bude zumachen kann, wenn die Regierung nichts für die Landwirtschaft tut. Na, man braucht nur die Kreuzzeitung zu lesen, um zu wissen, daß er recht hat; Papas Tante Voß weiß es ja freilich besser. Die Ärmsten — gut nur, daß die Ellen etwas gelernt hat. Ein Prachtmädel, das!“

„Es hat jeder sein Päckchen zu tragen!“ warf Otto melancholisch ein, und die Mama nickte zustimmend.

„Du — Otto! Da ist übrigens etwas an deine Adresse. Hier schreibt Ellen: ‚Wann steigt den Otto eigentlich ins Examen? Er ist zwar der beste Bruder auch nicht, aber da er nun einmal durch die heiligen Gesetze der Verwandtschaft zu meinem leiblichen Vetter gestempelt wurde, darf ich mir die anteilsvolle Frage vielleicht gestatten.‘ Kinder, ihr müßt euch doch fürchterlich gezankt haben?!“

„Keine Spur, Mama,“ versicherte Otto und wurde puterrot dabei.

„‚Du kannst Otto übrigens sagen, liebste Tante, daß ich ihm gnädigst Absolution für alle seine Missetaten gewähren will, wenn er sein Examen summa cum laude bestehen sollte; ich kann das um so freieren Mutes, als ich ja genau weiß, daß er sich einen Durchplumpser leisten wird,‘“ las die Kommerzienrätin mit leicht gerunzelter Stirn weiter vor. „Ellen hat doch eine recht freie Ausdrucksweise,“ meinte sie dann, das „Prachtmädel“ ein wenig einschränkend.

Der Herr Sohn antwortete nicht. Er hatte ein Stück Semmel in Angriff genommen und erwies sich an der Krume als

plastischer Künstler. Wunderlicherweise wurden es ausschließlich Herzen, die er formte. Herzen aller Art, schiefe und gerade, mit zwei, drei und noch mehr Kammern, ohne jede Rücksicht auf die Anatomie. Schließlich als die Mama den Brief zu Ende gelesen hatte, klappste sie Otto sanft auf die Finger: „Pfui — die liebe Gottesgabe! Wir wollen's den Vögeln hinaustun, die armen Viechers haben es jetzt so wie so recht schlecht.“

Da sah der Otto zum ersten Male auf: „Was schreibt denn die Ellen eigentlich sonst noch?“ sagte er voll heuchlerischer Gleichgültigkeit. „Stehen Geheimnisse in der Epistel, Mama?“

„Gott bewahre, Otto! Hier — wenn du lesen willst!“ Sie reichte ihm den Brief über den Tisch, trank ihr Schälchen aus und stand auf: „Ich will doch 'mal mit der Male sprechen, Papa muß heute irgend eins seiner Leibgerichte bekommen: er hat's nötig. Ich glaube, es gibt schon frische Artischocken . . .“ Damit rauschte sie hinaus.

Der Herr Sohn Sausewind aber saß noch eine geraume Weile über der Epistel der kleinen Base und trieb graphologische Studien . . . . . .

Und dann fuhr er, seit längerer Zeit zum ersten Male, zur Universität und überließ Herrn Ferno von der adligen Linie für heute seinem Schicksal.

Wunderbarerweise war dies Viktor Ferno gerade heute angenehm, ja hoch erwünscht.

Während Otto an einem moralischen und einem physischen Kater allerartigster Sorte litt, was leicht einmal bei ihm vorkam, kannte Viktor Ferno, der Lebenskünstler, der-

artige bedauerliche Erschwerungen eines menschenwürdigen Daseins überhaupt nicht. Einen physischen Brummschädel hatte er nie, weil er eine unverwüstliche Gesundheit besaß, und einen moralischen genehmigte er sich nicht, weil er, der Vielbeschäftigte, sich nie die Zeit nahm, ernster über sich nachzudenken.

Als er heute morgen seinen täglichen Gang nach dem Stall machte, war er dem Vater begegnet. Der alte Gärtner und Talermillionär hatte in der Stadt einige Orchideen für das kleine Treibhaus eingekauft, das er als einzigen Luxus sich neben seinem Häuschen erbaut hatte, und trug sie nun persönlich, in einem Henkelkorbe wohl verpackt, nach Hause. Sein hageres Bauerngesicht strahlte unter den dichten grauen Bartstoppeln, als er den Sohn erblickte, und als dieser ihm gar wohlwollend auf den Rücken klopfte: „Nun, Alterchen — wie steht's, wie geht's? Immer gut zuwege?" verzog er über diese Auszeichnung die dünnen Lippen zu einem fröhlichen Greinen.

„Ich denke jut, Fiktor —" Herr Ferno senior sprach den ersten Buchstaben des Vornamens seines Sohnes stets wie ein F — „Jestern hab ich zwar en bißchen Reißmatismus in die Knochen jehabt, aber da hat mich der Doktor Opendelok jejeben! Und nu jeht es wieder so dusemang fort!"

Da zum Glück niemand in der Nähe war, der Vater und Sohn belauschte, so nahm letzterer an dem nicht durchaus dialektfreien Deutsch des ersteren keinen Anstoß. Viktor lächelte vielmehr auch seinerseits und meinte: „Na, old man, das freut mich. Was hast du denn da Schönes im Korb?"

„Ein Paar Orchideen, Fiktor. Weißt du, in die Zeitung hat jestanden, daß der Kaiser die immer auf die Tafel hat. Und da hab ich jedacht, wenn du mal wieder ein Teschöneh jiebst, dann mußt du auch sohn paar Dinger aufstellen — denn warum nicht? Wir haben's dazu!"

„Zeig doch mal, Papachen!"

Der alte Ferno lüftete den Korbdeckel und zog dann auch die schützende Hülle der einen Blume ein



wenig zur Seite. Als Viktor sich niederbeugte, stieg ihm ein ganz feiner süßlicher Duft, wie nach Vanille, entgegen, und er sah auf eine dunkle, fast schwarze Blüte von bizarrer Form.

Wunderlich! Diese exotische Blüte erinnerte ihn wieder an zwei Augen, die er seit gestern nicht mehr recht aus dem Gedächtnis verlieren konnte. Das hier war auch die samtartige dunkle Färbung, der matte Glanz jener Augen . . .

„Sag mal, alter Herr, kennst du eigentlich den Sturm von Baumgart & Kompagnie?“ fragte er plötzlich und unvermittelt.

Der Vater deckte sein Körbchen wieder zu, ein wenig verdrießlich, daß sein vergötterter Junge ihm nicht ein anerkennendes Wort über die Orchidee gesagt hatte. Aber er erwiderte doch sofort: „Den Sturm? Na natirlich kenn ich den. Seit zwanzig Jahren kenn ich ihm. Seine Frau hat noch Jemüse bei mir jekauft — und Muttern selig ist manchmal zu ihr rumgegangen, als die Kleine angekommen war. Na nachher — da schickte sich das nicht mehr recht, denn es sind immer kleine Leute jeblieben. Du verstehst mir schon, Fiktor!“

„Was ist denn der Sturm für ein Mann, old man?“

„Nu ein ganz umgänglicher Mann so weit. Nur eijensinnig und altmodsch, wie so die Leite sind. Du verstehst mir schon, Fiktorchen? Hast du was mit dem alten Sturm, Fiktor?“ setzte er nach einer kleinen nachdenklichen Pause hinzu.

„Bewahre, Alterchen! Wie war denn die Mutter — ich meine die Frau Sturm?“

Jetzt sah der Vater den Sohn etwas mißtrauisch von

der Seite an. „Na hör mal, Fiktorchen, du hast am Ende doch was mit den Leuten!“ meinte er dann, fuhr aber doch fort: „Die Sturmen? Das war 'ne Polnsche — heute so und morgen so, und übermorgen wieder anders. Aber sauber war sie, das muß wahr sind! Hast du denn die Dochter nie jesehn? Die ist ihr ja wie aus'm Jesicht geschnitten.“

Während er dies sagte, streifte wieder ein etwas mißtrauischer Blick des Alten den Sohn. Und plötzlich meinte er: „Hör mal, Jüngelchen, du hast doch nich am Ende was mit dem Mächen? Du willst sie doch nich heiraten? Was? Nee, Fiktor, da laß die Finger von. Das ist nischts vor dir. Davor habe ich mir nich jequält, daß du dir mal mit so kleinen Leuten verplämpern sollst. Das wäre ja die reine Mehsalianze, Fiktor!“

Er hatte lauter als gewöhnlich gesprochen und da sie während der Unterhaltung näher dem Pferdestall gekommen waren, in dessen Tür der Stallbursche stand, so hielt es der Sohn für geraten, das Gespräch mit einem energischen Lachen kurz abzuschließen. „Was du dir denkst, alter Herr! Nein, aber so was!“ Und er klopfte dem Vater noch einmal wohlwollend auf die Schulter, um ihn dann mit einem freundlichen, aber doch ein klein wenig verlegenen „Morning, dear old man!“ zu entlassen.

Viktor hatte wirklich noch keine Minute an eine Heirat mit Helene Sturm gedacht, ja mehr als das: er hatte überhaupt die Möglichkeit, daß er je heiraten könne, noch nie in Erwägung gezogen. Er — Viktor Ferno — sein behagliches Junggesellenleben, seine goldene Freiheit aufgeben! Das war ja Unsinn, das wäre ja eine unglaubliche Torheit gewesen!

Aber muß man denn immer gleich an eine Heirat denken, wenn man ein Mädchen hübsch findet? Der Old man hatte doch bisweilen recht schnurrige Ideen! Und Viktor lachte noch einmal, während er über die Stallschwelle schritt, er lachte wieder, als er die Hufe von Fancy Girl anschaute, und er lachte sogar nachher, als er mitten im Komponieren seines heutigen Dinermenus begriffen war.

Es war ja auch zu drollig, Viktor Ferno als Ehemann sich zu denken. Ja — am Ende, wenn es noch eine standesgemäße Partie, irgend eine Baronesse oder vielleicht gar eine Komtesse — oder auch nur eine tonangebende Schönheit von der Bühne gewesen wäre! Aber dies kleine Mädchen, das weder vornehm, noch berühmt, noch berüchtigt war, von der niemand sprach — pah — einfach albern! Eigentlich war sie nicht einmal hübsch, höchstens pikant! Unsinn, Viktor Ferno, Unsinn!

Eine Stunde später fuhr Ferno nach der Stadt. Eigentlich war ihm das Selbstkutschieren ein Greuel. Die nun einmal nicht zu umgehend stete Aufmerksamkeit beim Fahren war ihm unbequem, und zudem froren ihm immer die Finger trotz der prächtigsten englischen Fahrhandschuhe. Aber noblesse oblige — das Selbstkutschieren wurde nun einmal als zum guten Ton gehörig für jedermann betrachtet, der sich als Junggeselle eigenes Fuhrwerk hielt und nicht gerade Doctor medicinae war.

Der Wahrheit übrigens die Ehre! Viktor fuhr nicht ganz schlecht, und er sah vor allem höchst stattlich aus auf dem Bock. Otto Baumgart hatte früher einmal, vor dem Beginn seiner Intimität mit dem jungen Millionär, gesagt:

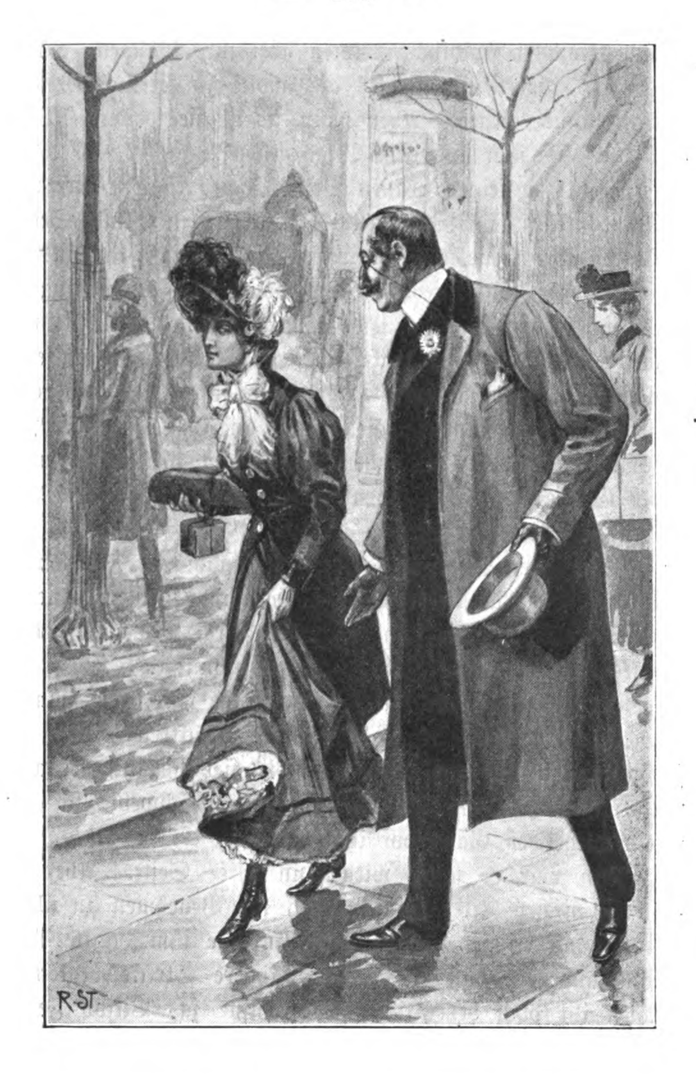
„Herr Ferno von der adligen Linie würde einen ganz passablen Herrschaftskutscher abgegeben haben — die Figur hat er!“

„Er sieht eigentlich gar nicht schlecht aus!“ das dachte auch ein junges Mädchen, die im Pferdebahnwagen die Charlottenburger Chaussee entlang fuhr, als das flotte Trabergespann an der Tramway vorübersauste. „Gar nicht schlecht — und seine Pferde sind einfach famos!“

Viktor Ferno fuhr zu Jules Bister, um sich wieder einmal zu überzeugen, daß man in Berlin keine anständigen Oberhemden bekommen könne, und dann nach der Breiten Straße, um sich im Königlichen Marstall ein Paar Trakehner Wagenpferde anzusehen, die nächstens zum Verkauf kommen sollten. Als er durch die Leipziger Straße zurücktrabte, überholte er Helene Sturm, die dort einige Besorgungen gemacht hatte. Er grüßte mit der Peitsche, und es schien ihm, als ob sie erröte. Zwar hatte er ja nur einen Augenblick Zeit zu dieser Beobachtung, aber seine Augen waren vortrefflich . . . .

Mit einer bei ihm seltenen Schnelle des Entschlusses hielt er an der Ecke der Friedrichstraße an, warf seinem Groom die Zügel hin, befahl ihm nach Hause zu fahren, und ging zu Löser & Wolff hinein, um sich die Zigarrentasche neu zu füllen. Er hatte zwar die ganze Tasche voll Imports, aber er brauchte vor sich selbst einen plausiblen Vorwand.

Gerade, als er seinen Einkauf beendet, kam Helene des Wegs getrippelt. Sie sah ihn im Eingang des Ladens stehen, und diesmal täuschte er sich nicht; es huschte wirklich


R-ST

so etwas wie ein flüchtiges Erröten über ihre Wangen. Einen Augenblick zögerte sie sogar, als wolle sie quer über die Straße hinüberbiegen. Aber dann schritt sie weiter. Weshalb sollte sie ihm aus dem Wege gehen?!

Ferno zog seinen grauen Prinz Wales-Hut so tief wie möglich. Und dann schlängelte er sich an ihre linke Seite: „Wie ich mich freue, Sie zu treffen, gnädigstes Fräulein!“

Sie, die sonst nie Verlegene, wußte im ersten Augenblick nicht, wie sie sich zu benehmen hatte. Sollte sie ihn ignorieren? Das ging doch nicht an. Sollte sie sich seine Begleitung gefallen lassen? Das erschien ihr auch nicht recht passend. Und es kam ihr viel darauf an, ihm gegenüber sich durchaus ladylike zu zeigen. So kam die Erwiderung seines Grußes etwas befangen heraus, und gerade diese Befangenheit gefiel ihm wieder.

„Sie haben Besorgungen gemacht, gnädigstes Fräulein?“ meinte er, auf das kleine Päckchen in ihrer Rechten deutend.

Sie nickte stumm. In Gedanken ärgerte sie sich, daß er ihre alten schlechten Handschuhe sehen mußte.

Der Übergang an der Friedrichstraße war, wie immer, schwierig. Er mußte einen Augenblick zurücktreten, und als sie so vor ihm über den Damm huschte, fiel ihm ihre Wespentaille auf. Wie ein schmuckes Puppchen schwebte sie mit ihrem wiegenden Gang vor ihm her.

Nun war er schon wieder an ihrer Seite. Aber sie hatte inzwischen Zeit gefunden, sich ihr Benehmen zu überlegen. Daß er sie begrüßt hatte und sie ihm dankte, das mochte angehen, daß er sie eine längere Strecke begleitete, erschien ihr doch bedenklich. Sie wußte ja, Viktor Ferno

war eine stadtbekannte Persönlichkeit, und sein Ruf wohl kaum der beste. Sie machte ein sehr ernstes Gesicht. Und als er aufs neue auf sie einsprach, verabschiedete sie ihn sehr kurz und knapp, indem sie eine Besorgung in einem der nächsten Geschäfte vorschützte.

Das gefiel ihm auch wieder. Er verstand die Beweggründe, die sie bestimmt hatten. Aber losreißen konnte er sich doch nicht. So blieb er an dem Schaufenster stehen und schaute über den ausgelegten Kram hinweg in das Innere. Helene machte wirklich einen kleinen Einkauf. Als sie ihr winziges Portemonnaie zog, mußte er lächeln: „Das arme Wurm!“ Er dachte sich nichts böses dabei: er hätte ihr wirklich in diesem Moment ohne jeden Nebengedanken gern einen Tausendmarkschein schenken mögen, nur um ihr eine Freude zu machen.

Jetzt wandte sie sich zum Gehen. An der Ausgangstür hing ein Wandspiegel. Sie blieb hier noch einen Augenblick stehen, um sich den Schleier, der sich ein wenig verschoben hatte, zurechtzurücken. Er konnte von seinem Standpunkt aus jeden Zug ihres Gesichts sehen: die feingerundeten Wangen mit ihrem dunklen Inkarnat, das zierliche Kinn und das spitze Näschen. Nein — eine Schönheit war sie trotz alledem nicht! Nur die Augen — diese wunderbaren Augen waren schön! Die mußten überall Furore machen. Und pikant war das ganze Gesicht — riesig pikant!

Als sie auf die Straße hinaustrat und ihn noch am Schaufenster stehen sah, erschrak sie heftig. Einen Augenblick schien es, als wenn sie wieder in den Laden zurückkehren wollte. Dann rümpfte sich ihr Näschen, sie schritt, als be-

merke sie Ferno gar nicht, eilig die Straße hinunter, dem Potsdamer Tor zu.

Er schwankte. Sie hatte ihm Respekt eingeflößt. Aber der „Schwerenöter“ in ihm kam schnell zum Durchbruch. Er hastete hinter ihr drein und war nach wenigen Minuten wieder an ihrer Seite: „Gnädigstes Fräulein —“

Jetzt war es kein flüchtiges Erröten mehr, das ihre Wangen färbte, sondern eine starke Blutwelle.

„Warum behandeln Sie mich so schlecht, gnädiges Fräulein —“ bat er. „Ich — wahrhaftig — ich —“

Sie blieb stehen. Sie sah ihm voll mit ihren großen Augen in das Gesicht, und er meinte in ihnen einen eigenen traurigen und zugleich beleidigten Ausdruck zu bemerkeu.

„Herr Ferno!“ sprach sie dann, und ihre Stimme bebte. „Sie werden sich wohl selbst sagen, daß ihr Benehmen einem armen und schutzlosen Mädchen gegenüber nicht passend und nicht gentlemanlike ist!“ Sprach's und schritt eilig über die Straße, bestieg eine Droschke und fuhr davon.

Herr Viktor Ferno aber stand und sah ihr nach, bis der Wagen im Gewühl der Straße verschwunden war. Er ärgerte sich zu gleicher Zeit über das „dumme eingebildete Mädel“ und über sich selbst. „Nicht gentlemanlike“ . . . das Wort kränkte ihn am meisten. Helene Sturm hätte gar keinen verletzenderen Ausdruck gebrauchen können. Hatte er sich denn wirklich unpassend benommen — und nun gar nicht gentlemanlike?! Keine Spur! Daß er sie angesprochen hatte, nun dazu gab ihm der gemeinsame Verkehr bei Baumgarts doch wohl das Recht! Freilich — daß er an dem Schaufenster stehen geblieben war, als sie ihm sichtlich aus-

weichen wollte — das war die Sache! Scheußlich, wenn sie sich etwa gar bei Frau Baumgart über ihn beschwerte!

Und dann tat es ihm mit einem Male bitter leid, sie am Ende wirklich gekränkt zu haben. Das hatte er doch wahrhaftig nicht gewollt. Alles andere eher, als das!

Eine blitzdumme Geschichte — zu ärgerlich! Wie sie ihn angesehen hatte! Zu verdrießlich, und lächerlich obenein! Aber lachen konnte er doch nicht.

Der Chef im Hotel Bristol hatte heute miserabel gekocht. Das ganze Diner, von der Suppe an, einfach ungenießbar — der Hammelrücken schmeckte nach Talg, der Steinbutt war roh, die Gänseleber à la Rossini fade . . .

Als sich der arme Viktor mit Ach und Krach so weit hindurch gearbeitet hatte, erhob er sich mit der Miene eines tiefgekränkten Mannes und ließ den Geschäftsführer rufen.

„Meine Empfehlung an Herrn Uhl, und ich lasse ihm sagen, daß ein anständiger Mensch nicht mehr bei Ihnen speisen könnte. Auf meine Kundschaft brauchen Sie in Zukunft nicht zu rechnen! Adieu!“

Damit ließ er den bestürzten Mann stehen und schritt hocherhobenen Hauptes der Garderobe zu.

Warum sollte er, Viktor Ferno, sich denn heute allein ärgern! Es war nur recht und billig, daß er einen Teil des Zornes, der in ihm fraß, auch auf andere Schultern ablud!

---

15. Kapitel.

Früher, als Magda angenommen hatte, kehrte Max aus Kiel zurück.

Er hatte den Nachtzug benutzt und traf in früher Morgenstunde ein, ohne sein Kommen angemeldet zu haben.

Da er die Korridorschlüssel mitgehabt, brauchte er nicht zu klingeln, als er ankam; die ganze Wohnung lag noch im Schlafe, nur in der Küche heizte die Köchin mit brummigem Gesicht die Maschine an. Leise betrat er das Schlafzimmer und schlich sich auf den Fußspitzen bis zu dem Bett seiner Frau. Sie schlummerte ruhig und friedlich. Ein unendlich wohliges Behagen überkam ihn, als er im Dämmerlicht des Morgens ihr liebes Antlitz so auf den spitzenbesäumten weißen Kissen liegen sah, leicht gerötet vom Schlaf. Unwillkürlich beugte er sich über sie und küßte leicht ihre Stirn; sie schlug die Augen auf, und als sie ihn vor sich sah, schlang sie mit einem unterdrückten Jubelton die Arme um seinen Hals und zog ihn zu sich herunter bis seine Wange an der ihren lag.

Es war ihnen beiden, als seien sie durch Wochen getrennt gewesen.

Magda bestand darauf, aufzustehen und mit ihm gemeinsam das Frühstück einzunehmen. Als sie aber nach einer

halben Stunde in sein Arbeitszimmer trat, fand sie ihn, der in aller Hast den Reisestaub abgeschüttelt hatte, schon an seinem Schreibtisch sitzen. Er hatte ein Blatt Papier vor sich und rechnete,

Wie oft hatte er in den letzten Tagen nicht dieselbe Aufstellung wiederholt, die gleichen Zahlen aneinander gereiht! Im Wachen und im Träumen konnte er den Gedanken an sie nicht los werden; im rasselnden Bahnzug hatte er sein Merkbuch vorgenommen, die Kalkulation nachzuprüfen — und während er mit den Herren von der Marine verhandelte, war dasselbe Exempel immer wieder vor seinen geistigen Augen emporgetaucht.

Und immer das gleiche — das hoffnungslose Resultat!

Die junge Frau beugte sich über ihn und bat: „Komm Max, der Tee wartet!"

Mit einem leisen Seufzer erhob er sich. Sie schaute ihn fragend an, aber sie gab der Frage keinen Ausdruck. Und auch er schob schweigend seine Papiere zusammen.

Erst als sie sich gegenüber saßen am Kamin, im Speisezimmer, in dem sie in Eile ein Feuer hatte anzünden lassen, fragte er: „Gibt es hier etwas Neues? Hast du die Eltern gesehen? Sind sie ruhig?"

Sie schüttelte den Kopf. „Mama ist sehr erregt. Aber Papa trägt's noch schwerer, will es mir scheinen. Er spricht wenig, aber er starrt oft wie teilnahmslos vor sich hin. Hoffentlich bringst du gute Nachricht zurück, du Lieber —?"

Nun war kein Verschweigen mehr zwischen ihnen, wie noch vor wenigen Tagen. Sie nahmen es beide als ganz selbstverständlich an, daß alles — alles gemeinsam besprochen wurde.

„Ja und nein, Magda!“ entgegnete er. „Ja, denn es ist mir gelungen, den eigentlichen Zweck meiner Reise zu erreichen. Die Verwaltung war sogar sehr entgegenkommend: wir behalten die Lieferung.“

„Gott sei Dank!“

„Aber ich habe schwere Opfer bringen müssen,“ fuhr er er fort. „Der Verlust, den wir erleiden, ist noch größer als ich ursprünglich annahm, und die Ersatzlieferung wird wenig oder gar keinen Gewinn abwerfen. Vor einem Jahre noch hätte das alles für uns nichts besagt — heute ist es sehr, sehr hart. Unsere disponiblen Mittel sind eingeengt, wir werden einen größeren Bankierkredit in Anspruch nehmen müssen, und der ist teuer. Aber da rede ich über Dinge, die selbst mein gescheites Frauchen kaum verstehen dürfte — —“ Er versuchte zu lächeln.

„Nicht doch, Max! Und wenn ich dich nicht verstehe, so kann ich dich ja fragen. Ich bin doch auch die Tochter eines Geschäftsmannes!“

„Ja also — das sind herbe Zukunftssorgen, die mir nicht aus dem Kopf wollen. Es handelt sich für mich, für uns schließlich auch nicht nur um diese eine Lieferung. Wir müssen das ganze Geschäft auf einen anderen Fuß stellen, wenn wir vorwärts kommen, die Krisis, in der wir uns befinden, überwinden wollen. Das alles wird viel Geld — sehr viel Geld kosten! Aber mein Entschluß ist jetzt gefaßt, und ich bleibe fest: so kann es nicht weiter gehen!“

Sie nickte lebhaft. Ihre Wangen hatten sich gerötet, in ihren Augen leuchtete es froh auf: „Ich wußte, daß du dich selbst durchgerungen hast. Und darüber bin ich ja gerade so

froh und glücklich. Und nun laß mich sprechen. Ich habe eine große Bitte an dich —“

Gespannt sah er zu ihr hinüber. Es war das erste Mal in ihrer Ehe, daß sie eine Bitte sich auszusprechen anschickte.

„Ihr sollt keinen Bankierkredit in Ansprch nehmen, der Vater und du! Wozu auch? Ich habe mich zwar nie groß über mein Vermögen gekümmert, aber ich weiß doch so viel, daß mein guter Vater ein wohlhabender Mann war.“

„Nein, Magda,“ unterbrach er sie ernst. Ich danke dir im voraus, auch in Papas Namen. Aber er würde ein Opfer deinerseits —“

„Max —!“

„Nicht annehmen, und ich muß ihm Recht geben. Ein Teil deines Vermögens arbeitet ja schon im Geschäft, wie du weist. Der andere Teil aber ist auf ausdrücklichen Wunsch deines verstorbenen Vaters herausgezogen worden —“

„Gerade um diesen handelt es sich Max!“ erklärte sie eifrig. „Ich weiß am besten, daß ich ganz im Willen meines guten Papas handle, wenn ich ihn euch zur Verfügung stelle. Das Geld ist im Geschäft erworben, es ist nur recht und billig, daß es in der Lage, in der ihr euch befindet, auch wieder für die Zwecke der Firma Verwendung findet. Widersprich mir nicht, Max — du würdest mich schwer kränken.“

„Magda, liebe Magda —“

„Jawohl — du würdest mich kränken, Max! Und vor allem: was mein ist, das ist auch dein! Ich habe es nie anders auffassen mögen, und ich würde, was du dein nennen kannst, ebenso unbedenklich auch als Mithabe von mir be-

trachten. Schüttle nicht wieder den Kopf, Max. Ich will keinen Widerspruch dulden, nur dies eine Mal nicht. Wenn du mich lieb hast, mußt du nachgeben." Und während sie bisher ernst und sachlich gesprochen hatte, sprang sie jetzt auf, eilte rund um den Tisch, kauerte sich neben Max nieder und bat wie ein Kind, mit lachender Munde und tränenfeuchten Augen: Max, Liebster — ich soll meinen Willen haben — sag nicht nein — sag ja! Bitte — bitte — so sag doch ja —!"

Einen Moment zögerte er noch, aber wie er nun in ihre bittenden Augen schaute, die so lieb, so hingebend und herzlich zu ihm aufsahen, da zog er sie an sich: „Ja — ja doch, du liebe Gute! Ich will mit dem Vater sprechen —"

Eine Stunde später ging Max Baumgart nach der Fabrik hinüber. Vor der Tür begegnete er Bogumil Ferno, der ihm auf Befragen mitteilte, daß der Kommerzienrat noch nicht im Kontor sei, und daß sich „der Herr Prokurist" schon gestern krank gemeldet habe. „Influenza . . ."

Der junge Chef ging daher zunächst zu Rastin nach dem Maschinenhaus. Als er quer über den Hof schritt, stob eine Gruppe Arbeiter, die in einer Ecke eng zusammengeballt gestanden auseinander; die Leute, die an ihm vorüber gingen, grüßten zwar, aber sie zeigten mürrische Gesichter. Wenigstens kam es Max so vor.

Rastin war nicht im Feuerungsraum. Der Heizer der, soeben Kohlen aufschüttete, wies nach der kleinen Kammer, die sich Rastin neben der Kesselanlage eingerichtet hatte.

„Guten morgen Paul. Wie steht's?"

Der Maschinenmeister fuhr von seinem Stuhl empor,

als er die bekannte Stimme hörte. „Gottlob, daß sie da sind, Herr!“ rief er. Und dann schritt er an Max vorüber, zur Tür, um sie hinter diesem ins Schloß zu drücken. „Es ist nicht nötig, daß die Bursche draußen hören, was wir sprechen, Herr,“ sagte er. „Es steht nicht gut!“

Er schob dem Chef einen Stuhl hin und stellte sich selbst neben den kleinen Tisch, über dem eine Gasflamme ohne Glocke brannte. Der Verschlag hatte kein Fenster; die Arbeiter nannten die Flamme „Rastins ewige Lampe.“ Auf dem Tisch lag ein Notizbuch. Der Maschinenmeister deutete auf das aufgeschlagene Blatt und meinte, ehe er berichtete, wie beiläufig: „8900 Mark — rund 9000 Mark, Herr, hätten wir im letzten Jahre an Kohlen sparen können. Ich führe Buch darüber — nutzt's nichts, so schadet's nichts, denk ich!“

„Wie steht's?“ fragte Max noch einmal, den Einwurf ignorierend.

„Schlecht steht's, Herr!“ wiederholte Rastin mürrisch. „Wunderbar wär's, wenn wir nicht morgen, vielleicht schon heute aufhören müßten zu feuern.“

„Unsinn, Mann!“ stieß Baumgart hervor. „Rastin, du weißt, ich halte große Stücke von dir, aber ich weiß, auch, du bist ein Schwarzseher.“

Ich wollte, ich hätte mich geirrt. Aber ich hab's leider nicht. Gewiß nicht, Herr. Morgen bricht der Streike aus wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen.“

„Aber warum denn, Mensch? Warum denn in aller Welt? Unsere Leute haben doch noch nie geklagt, und wenn eine Möglichkeit vorliegt — —“

„Je nun, wenn kein Grund zum Klagen ist, so wird

eben einer gesucht. Ich hab Ihnen ja schon gesagt, Herr Baumgart, die Leute wollen den Paragraphen unserer Fabrikordnung, der verbietet, daß für sozialdemokratische Zwecke gesammelt wird, fort haben. Gestern war schon eine Deputation beim Herrn Kommerzienrat. Sie haben den alten Herrn noch nicht gesprochen?"

„Nein, Paul, ich bin erst vor zwei Stunden angekommen."

Nun, der Herr Kommerzienrat hat die Leute zu heute vormittag wieder beschieden. Mit Verlaub gesagt: ich hätt's anders gemacht ich hätte ihnen gesagt —" er unterbrach sich und schlug mit flachen Hand auf den Tisch.

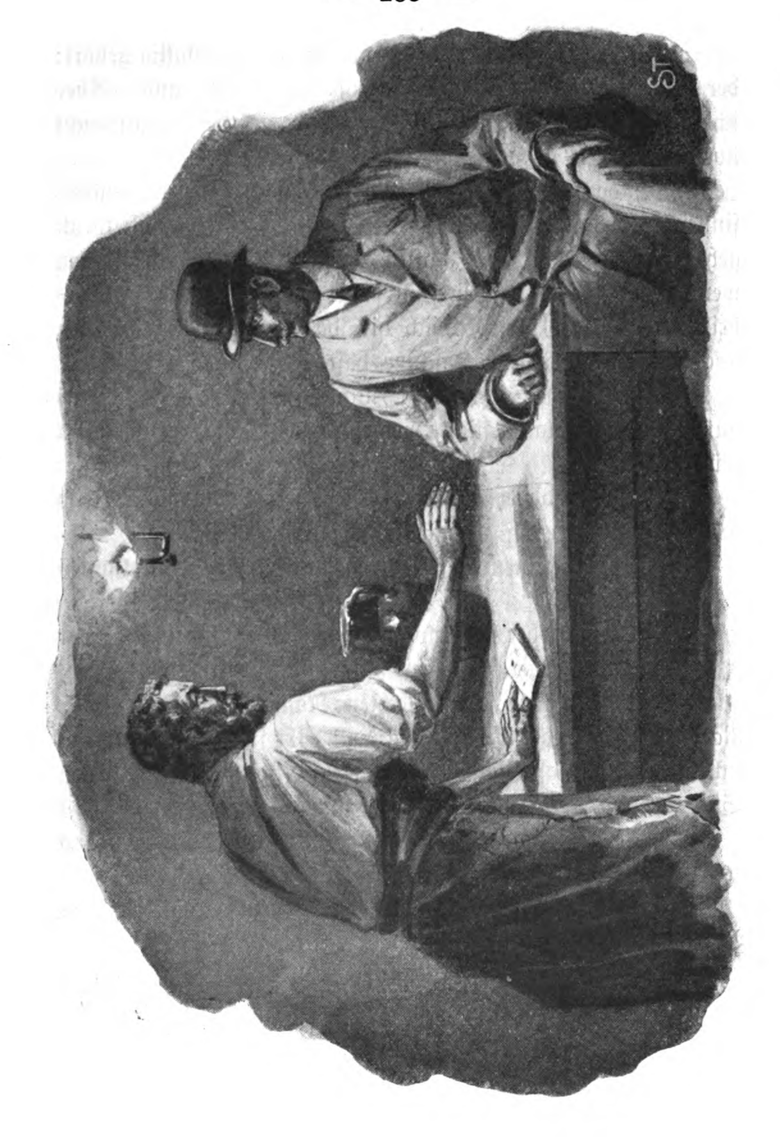
„Weiter, — was hättest du gesagt?"

„Wem's nicht paßt, der kann gehen! hätt ich gesagt. Gestern hätte das vielleicht gewirkt, heute nicht. Aber die ganze Geschichte mit der Sammelei ist ja nur Vorwand. Die Leute glauben nun 'mal, daß die Arbeit augenblicklich sehr drängt, sie wollen eine Lohnerhöhung, eine möglichst große, denk ich."

Max nickte. „Das habe ich mir auch gedacht! Rastin — Paul — zahlen wir in der Branche am Ort die höchsten Löhne oder nicht?"

„Ich denke, ja! Aber das ist doch kein Grund, nicht mehr haben zu wollen, mein ich auch. Denn mehr ist immer besser, wie weniger!"

„Jawohl, nur daß niemand danach fragt, ob wir bei den jetzigen Löhnen verdienen oder zusetzen." Baumgart lachte bitter. „Weißt du, wer die eigentlichen Rädelsführer sind."


ST

„Ein paar von den Elsassern, hab ich so zufällig gehört: der Schmitterle und der Ferlin und der alte Buland. Aber ich weiß nichts Bestimmtes, mir traut die Gesellschaft nicht über den Weg.“

„Ich danke dir, Paul.“ Max sah noch einen Augenblick sinnend vor sich hin. „Nun,“ meinte er dann, „hoffentlich geht auch das vorüber, Rastin. An mir soll's nicht liegen, wenn's nicht so ist. Wenn wir aber an dem Ausstand vorbeikommen, dann versprech ich dir, daß du in zwei Monaten auch eine neue Betriebsmaschine hast.“

„Versprechen Sie's lieber nicht, Herr. Nichts für ungut, aber ich glaub nicht mehr daran!“ entgegnete Rastin mürrisch.

„Du wirst d'ran glauben lernen alter Brummbär. Und nun vorläufig genug — ich muß nach dem Kontor.“ Er reichte dem Maschinenmeister die Hand. „Auf dich können wir bauen, was?“

„Ja!“ sagte der Murrkopf einfach. „Und wenn ich selbst wieder Heizer spielen soll, hier soll's nicht fehlen!“

Max war trotz der schlechten Nachrichten, die er von Rastin erhalten, guter Hoffnung voll. Er staunte selbst innerlich über die Elastizität, die er in sich fühlte seit den letzten Stunden. Ihm war's, als müsse ihm alles gelingen.

Auf der Treppe zum Kontor stand ein halbes Dutzend Arbeiter.

„Warum seid ihr nicht bei der Arbeit?“ fragte Max im Vorüberschreiten einen der älteren Leute.

„Wir sind herbestellt!“ antworteten statt des einen drei zu gleicher Zeit.

Im Hauptkontor drängten sich die jungen Leute an einem der Fenster zusammen. Nur zwei oder drei saßen an ihren Pulten; die übrigen waren augenscheinlich durch ein besonderes Ereignis der Arbeit abspenstig geworden. Vielleicht fehlte auch die strenge Disziplin des alten Sturm. Aber bei dem Anblick des Chefs fuhren die Kontoristen doch herum und machten sich möglichst schnell wieder an ihren Pulten zu tun.

Max ließ sich die Morgenpost vorlegen. Er hatte aber die Briefe noch nicht eröffnet, als sein Vater erschien.

Der alte Herr sah schlecht aus. Seine Gesichtsfarbe hatte eine gelbliche Färbung, das Weiße im Auge schimmerte rötlich, der Blick war trübe, die Stimme klang gedrückt, als er dem Sohne einen guten Morgen bot.

In Eile berichtete Max über den Erfolg seiner Reise. Der Vater hörte aufmerksam zu, aber dann schüttelte er den Kopf: „Ich weiß wohl, Max, du hast das alles verhältnismäßig glücklich applaniert, aber was nützt es, wenn wir hier den Streik vor der Tür haben?“ Er stöhnte schmerzlich. „Daß mir auf meine alten Tage auch alles verquer geht! Zeit meines Lebens habe ich mit den Arbeitern in Frieden gelebt — und nun, gerade jetzt — bricht der Krawall los! Die Zeit ist zu schwer — wahrhaftig, am liebsten machte ich die ganze Bude zu!“ Er sagte das letzte mit einem Anklang von Scherz, aber der Sohn fühlte doch, daß ein ernster Kern hinter den Worten steckte.

„Wir wollen vor allem die Leute hören, Papa! Ich denke immer noch, daß sie verständig sein werden,“ meinte er. Der Vater tat ihm in tiefster Seele leid. Wie mußten die

letzten Tage auf den willensstarken Mann eingewirkt haben, geistig und körperlich, wenn er so sprechen konnte; wie er sprach!

„Laß sie rufen, Max,“ sagte der alte Herr matt.

„Nur eins vorher, Papa: wir sind doch der gleichen Meinung, daß wir uns eine Veränderung unserer Fabrikordnung nicht abzwingen lassen dürfen?“

„Nein, nein! Aber du wirst sehen, der Streik ist dann unvermeidlich.“

„So müssen wir uns mit dem Unvermeidlichen abfinden, so gut es geht, Papa!“

Der Kommerzienrat hatte sich an sein Pult gesetzt und stützte die Stirn in die Rechte. Einen Augenblick sah er stumm vor sich hin, dann schaute er wieder auf und sprach matt:

„Du bist ja merkwürdig zuversichtlich heute — siegesgewiß, Max!“

Max eilte auf den Vater zu, faßte beide Hände des Greises und drückte sie herzlich: „Nicht siegesgewiß, guter Papa! Aber kampfesmutig!“ entgegnete er kurz. Dann winkte er Bogumil Ferno, der der halbgeöffneten Tür zunächst saß, den Arbeiterausschuß hereinzurufen.

„Erlaubst du, daß ich mit den Leuten spreche, Papa?“

Der Kommerzienrat nickte schweigend.

Mit abgezogenen Mützen traten die sechs Arbeiter ein und stellten sich neben der Türe auf. Max musterte ihre Züge. Er kannte sie alle persönlich — einige waren schon seit Jahren in der Fabrik beschäftigt, keiner von den Leuten hatte je besonderen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben.

Wenn die Arbeiterschaft selbst gerade diese als Deputation

gewählt hatte, so war doch wohl Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich.

„Lassen Sie die Tür zum Kontor offen, Buland!“ begann der junge Chef, als der letzte sich hineingeschoben hatte. „Was ich Ihnen zu sagen habe, können die Herren auch hören.“

Er schöpfte tief Atem und sprach dann ruhig: „Sie haben gestern um Aufhebung des Paragraphen acht unserer Fabrikordung gebeten, richtiger, Sie haben ihn gefordert. Ich möchte zunächst wissen, ob Sie außer diesen Punkt noch weitere Anliegen vorzubringen haben? Wer von Euch ist Sprecher? Sie, Schmitterle — gut, so reden Sie.

Der Elsässer drehte ein Weilchen an seiner Mütze. „Wir haben nur den einen ausgesprochenen Wunsch, Herr!“ meinte er dann in leichter Befangenheit.

„Das ist eine ausweichende Antwort, Schmitterle. Ich möchte eine klare und bestimmte haben.“

„Nun, Herr Baumgart, man hat ja so seine Wünsche — natürlich hat man die —“ der Mann sah sich nach seinen Genossen um, und als der eine und der andere nickte, fuhr er fort: „Jawohl, allerdings, wir sollten auch eine Lohnerhöhung, zehn Prozent mehr für die Überstunden verlangen.“

Max nickte. „Gut, Schmitterle. Was zunächst die Abänderung der Fabrikordnung anbetrifft, so kann von dieser keine Rede sein. Die Fabrikordnung ist, Punkt für Punkt, mit dem früheren Arbeiterausschuß selbst vereinbart worden. Mehr war nicht möglich. So gut jeder von euch Herr in seinen vier Pfählen ist und sein will, so gut wollen wir dies auch bei uns sein. Wir drängen unseren Arbeitern

nicht unsere politische Überzeugung auf, wir können aber auch nicht dulden, daß politische Agitationen in der Fabrik getrieben werden. Ordnung muß sein. Wollten wir in diesem Punkte nachgeben, so würde der Unfrieden in die ganze Arbeiterschaft getragen. Dagegen können wir — —"

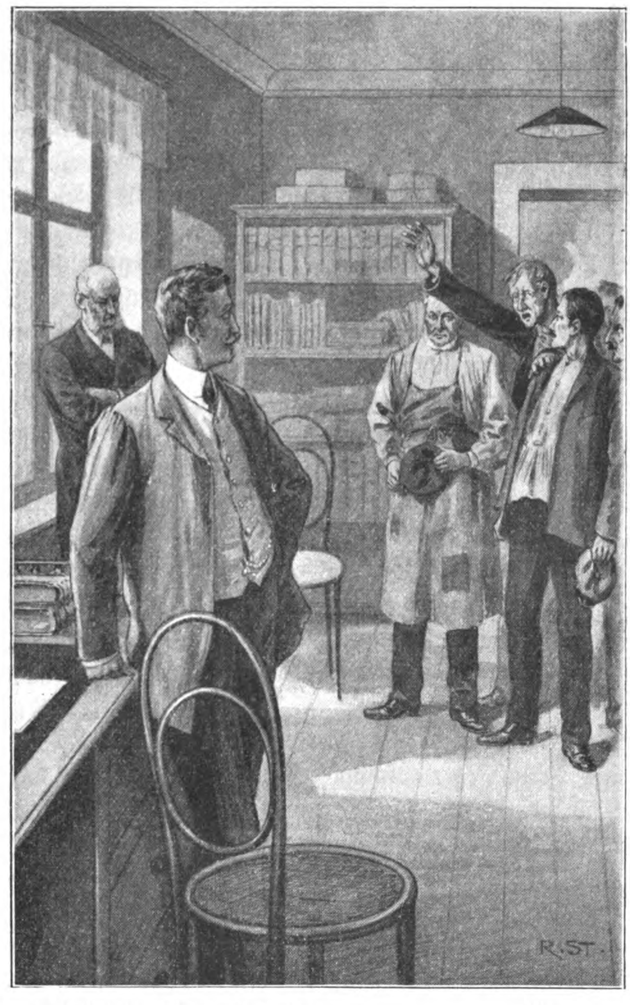
Er kam nicht weiter. Der alte Buland drängte sich nach vorn; sein hageres Gesicht hatte sich gerötet, eine Strähne weißen Haares fiel ihm weit über die Stirn, so heftig hatte er den Kopf zurückgeworfen: „Wozu weiter reden, Herr Baumgart!" rief er überlaut. „Wir wissen ja nun, woran wir sind — —"

„Sie schweigen, Buland! Oder Sie sind von dieser Stunde an entlassen!" unterbrach ihn Baumgart, um dann ruhiger fortzufahren: „Ihre Kameraden sind vernünftiger als Sie —! Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß wir bereit sind, über eine Lohnerhöhung mit ihnen zu unterhandeln, sobald die Lage des Geschäfts eine solche gestattet, was, wie ich denke, in kurzer Zeit der Fall sein soll."

„Versprechungen kosten nichts!" schrie jetzt ein dritter höhnisch dazwischen.

„Wie lange sind Sie in der Fabrik, Ferlin? Wenn ich nicht irre, gegen 10 Jahre. Haben sie in dieser Zeit schon einmal gesehen, daß mein Vater ein Versprechen gab, das er nicht auch hielt?" Max zwang sich gewaltsam zur Ruhe.

„Eine Lohnerhöhung von zehn Prozent für die Überstunde macht eine ganz andere Kalkulation nötig, das müßt ihr euch selbst sagen. Wenn ihr meint, sie ertrotzen zu können — gut, dann heißt das Kampf. Macht euch aber klar, was dieser Kampf für euch bedeutet, für euch und eure


R.ST.

Angehörigen. Ihr habt bisher euer reichliches Auskommen gehabt, jeder nach Maßgabe seiner Leistung — unterbrechen Sie mich nicht, Buland: Sie wissen so gut, wie ich, daß in wenigen anderen Branchen die Löhne so hoch sind, als bei uns! — Ihr habt den Tisch gedeckt gefunden, wenn ihr nach Hause kamt. Wollt ihr euch in Sorgen stürzen? Wollt ihr die eurigen am Hungertuch nagen sehen! Der Winter ist hart, Weihnachten ist vor der Tür — überlegt euch zweimal, ob ihr, die ihr zum größten Teil Familienväter seid, ob ihr es auf den Kampf ankommen lassen wollt! Eure kleinen Ersparnisse sind bald aufgezehrt, ob die Unterstützungen die man euch gewiß versprochen hat, von außen her reichlich fließen werden, ist mir höchst zweifelhaft. Nein! es ist mir unzweifelhaft, daß es nicht der Fall sein wird, denn — das wißt ihr auch — die Streikkassen können nach dem verunglückten Ausstand im Elsaß nicht gerade gefüllt sein. Sprecht mit euren Frauen, anstatt auf ein paar junge Burschen zu hören, die nichts zu verlieren haben . . .“

Wieder drängte sich der alte Buland vor: „Wir wissen aber auch, Herr Baumgart, daß Sie uns gerade jetzt brauchen. Die Lieferung . . .“

„Was wissen Sie von der Lieferung? Wissen Sie, ob sie uns Verlust oder Gewinn bringt?! Und wenn ich euch sagte, sie bringt uns nur Verlust, ihr würdet es ja nicht einmal glauben!“

„Nee!“ klang es aus der kleinen Gruppe. Und dann rief Ferlin: „Also — das war ihr letztes Wort, Herr Baumgart?

„Mein letztes Wort ist die ernste Warnung, es nicht

zum äußersten zu treiben! Mein Vater und ich sind sich bewußt, das gute Einvernehmen mit unseren Arbeitern stets gefördert zu haben, so viel nur in unserer Kraft stand. Ich will nicht daran erinnern, was mein Vater für seine Arbeiterschaft getan hat — nicht daran, daß wohl noch nie ein Bittender von seiner Schwelle gegangen ist, ohne daß ihm Rat und Hilfe geworden wäre! Seit dem Bestehen der Fabrik ist der Frieden zwischen euch und uns nie gefährdet gewesen — auf euch fällt die Verantwortung, wenn ihr jetzt Zwietracht säen wollt! So — nun geht! Ich denke die Vernunft wird euch sagen, was ihr zu tun habt!"

Langsam, wie sie gekommen waren, schoben sich die Leute wieder aus dem Zimmer. Der eine mit einer linkischen Verbeugung, der andere grußlos, mit trotzig erhobenem Kopf.

Als der letzte hinaus war, sah sich Max nach dem Vater um.

Der alte Herr hatte sich bei dem Eintritt der Arbeiter erhoben und war an das Fenster getreten. Dort hatte er schweigend der Unterhaltung beigewohnt.

Jetzt aber, gerade als der Sohn sich zu ihm wandte, sank er auf den nächsten Stuhl.

„Papa — was ist dir? Fühlst du dich krank?" rief Max. Er sah, wie die Brust des Greises arbeitete wie sein Haupt sich senkte . . .

„Lieber guter Vater, so antworte mir doch!" Max suchte den Oberkörper des Vaters, der ganz in sich zusammengesunken war, aufzurichten.

Der Kommerzienrat stöhnte tief auf: „Mir ist — ich weiß selbst nicht — ich — ich will doch lieber zur Mutter . . ."

flüsterte er kaum hörbar und machte einen Versuch aufzustehen. Aber er sank, obwohl ihn Max stützte, sofort wieder in den Stuhl zurück. Und dann hauchte er noch einmal: „Zur Mutter, Max — lieber Max —"

Im Nebenzimmer, dessen Tür die Arbeiter offen gelassen hatten, war der Vorgang nicht unbemerkt geblieben. Ein paar der Kontoristen drängten sich bis an den Eingang. Der alte Kassierer trat endlich über die Schwelle und sprang Max bei. —

Erst nach der Mittagspause konnte der junge Chef nach der Fabrik zurückkehren; der Hausarzt hatte den Zustand des Vaters für nicht unbedenklich erklärt und größte Ruhe angeordnet; da die Mutter in ihrer erklärlichen Aufregung selbst mehr der Pflege bedürftig erschien, als daß sie solche dem Kranken angedeihen lassen konnte, hatte Max seine Frau herbeigerufen — er wußte jetzt wenigstens den Vater in guter Hand.

Der große Fabrikhof zeigte heute ein ganz verändertes Aussehen. Um diese Zeit fanden sonst stets die Transporte zur Bahn statt, heute aber lungerte nur in einer Ecke eine Anzahl Arbeiter herum. Die Gespanne standen vor den Wagen bereit, aber keine Hand rührte sich, sie zu beladen. Einige junge Burschen hatten sich an die Kutscher herangemacht, und die Branntweinflasche kreiste unter ihnen.

Max warf die eiserne Tür im Gartenzaun heftig hinter sich ins Schloß, so daß die Leute es hören mußten. Sie sahen auch auf, und der eine der Kutscher fing an, sich an den Geschirren zu tun zu machen; die übrigen ließen sich nicht stören.

Von oben herab drang zwar noch der regelmäßige Schlag der Maschinen, und der hohe Rauchschlot sandte seine graue Wolke wie immer gen Himmel. Trotzdem konnte Max nicht im Zweifel sein, daß mindestens ein Teil der Arbeiter in den Streik eingetreten war.

Da kam ja auch schon Rastin quer über den Hof



gestelzt, und auf seinem breiten ehrlichen Gesicht lag die Bestätigung aller Befürchtungen.

„Schaff' mir mal erst diese Faulenzer und Störenfriede vom Hofe, Paul! Und dann komm' zu mir hinauf — ich habe mit Dir zu sprechen."

Der Maschinenmeister lachte: „Das soll bald geschehen sein, Herr!" Und ohne sich auf lange Unterhandlungen einzulassen, ging er auf den nächsten der Burschen zu, fragte ihn kurz warum er nicht bei der Arbeit sei, und faßte ihn dann, als er trotzige Antwort erhielt, am Kragen. Der junge Mann versuchte ein leichtes Sträuben; wenn die Riesenfäuste Rastins aber erst einmal zugepackt hatten, so ließen sie nicht so leicht vor getaner Arbeit wieder los. — Mit Gedankenschnelle wurde der erste bis an die Eingangstür zur Fabrik spediert — die anderen gingen freiwillig. „Na, Jungens, ihr werdet den faulen Zauber doch nicht mitmachen!?" wandte sich Rastin dann an die Kutscher. „So blitzdumm werdet ihr doch nicht sein, denn Pferdebändiger, wie ihr seid, gibt's zum Ersatz ja wie Sand am Meer. Also fort mit den Gäulen in den Stall — heute wird nicht verladen! Und schließlich schritt er zum Kesselhause und langte sich den Heizer vom Dienst: „Sohnemann, mein Junge!" sagte er mit behaglichem Grinsen, „drüben streiken sie. Das ist eine ganz schöne Sache, und wenn du mittun willst, so sag's gleich. Dann kannst du gehen — aber für immer! Denn das schwöre ich dir, wieder angestellt wirst du nicht, Schatz, die Geschichte mag so laufen oder so! Bleibst du aber, so rat' ich dir, paß doppelt auf den Dienst auf — sonst — du kennst mich, mein Junge . . . ! Auf ein paar Mark Geldstrafe kommt's mir nicht an . . ." Und dabei betrachtete er merkwürdig wohlgefällig erst seine beiden Fäuste und strich

dann langsam über die Muskeln seines rechten Oberarms, worauf der Heizer lachte: „Aber, Herr Rastin, wie könn'n Sie man bloß denken, ich machte mit? Ne aber so was —?"

Der junge Chef war inzwischen durch die Fabriksäle geschritten. Die Werkführer kamen ihm mit niedergeschlagenen Gesichtern entgegen. Er zeigte ihnen dafür ein desto zuversichtlicheres.

Und doch war ihm das Herz schwer zum Zerspringen!

Von den Druckmaschinen waren mehr als die Hälfte unbesetzt; und an denen, die noch im Betrieb waren, standen teilweise anstatt der erfahrenen Arbeiter Aushilfskräfte. An der Achtfarbenmaschine hing das in Arbeit befindliche Stück in Fetzen hinab. — „Ich habe ausschalten müssen!" erklärte der Meister achselzuckend. „Der alte Buland scheint vor seinem Fortgang noch irgend eine Niederträchtigkeit ausgeführt zu haben."

Max nickte. „Untersuchen Sie die Sache in Gegenwart von Zeugen, wir müssen nachher die Polizei benachrichtigen und Protokoll aufnehmen lassen!"

Dann schritt er weiter.

Auch in der Bleicherei war nur ein Teil der Arbeiter zur Stelle, und ihr Verhalten ließ es zweifelhaft erscheinen, ob sie morgen noch kommen würden. Hier und dort stand einer der Männer mit mißmutigem Gesicht, grüßte kaum und machte kaum Platz. Und dann und wann meinte Max hinter seinem Rücken ein leises spöttisches Lachen zu vernehmen. Nicht viel anders war es bei den Farbbottichen und in der Appreturanstalt. Nur die Arbeiterinnen waren ziemlich voll-

zählig erschienen, sie mochten wohl fühlen, daß sie am leichtesten zu ersetzen waren.

„Vorläufig also ein partieller Streike, es hätte schlimmer kommen können!" dachte Max, als er die Treppe zu den Kontoren hinaufstieg. „Schlimmer —" sagte er sich dann sofort. „Es ist schlimm genug, gerade die wichtigsten Arbeiter fehlen!"

Schweigend schritt er durch das Hauptkontor und setzte sich an seinen Pult. In ihm gärte es, er brauchte einige Minuten ungestörter Ruhe, um seine Gedanken zu sammeln.

Was sollte er tun? Konnte er es wagen, unter diesen Umständen die Lieferung aufrecht zu erhalten, durfte er hoffen, sie rechtzeitig erledigen zu können? War nicht das offene Eingeständnis der Lage das Klügste, das einzig Richtige? Force majeure — das mußte jedermann anerkennen! Aber dann griff unbedingt die Konkurrenz wieder ein, die geschäftliche Lage wurde für die Zukunft nur noch schwieriger.

Sollte er nachgeben? Was lag schließlich an dem Zugeständnis wegen der Fabrikordnung? Nein — und hundertmal nein! rief alles in ihm. Nicht paktieren, kein schwächliches Weichen in dieser Prinzipienfrage. Das würde sich am bittersten rächen, das wäre am unwürdigsten! Jedes Opfer an Geld, nur kein Zurückweichen in diesem Punkt.

Es war nicht zum erstenmal, daß er einen Streike kennen lernte. In Manchester hatte er auch eine Arbeitseinstellung durchgemacht. Damals hatte er seine Prinzipale angefeuert und immer wieder angespornt, auszuhalten bis zum äußersten. Wie anders urteilte er heute, als vor vier Jahren, über das bedächtige Kopfschütteln seiner früheren Chefs! Damals hatte

er sie im Innern Schwächlinge genannt, als sie nachgeben wollten, heute wußte er, wie solch ein Streike am eigenen Leibe tut! Endlich richtete er sich straff auf. „Herr Sturm!" rief er ins Nebenzimmer.

Anstatt des Prokuristen erschien Bogumil Ferno. „Herr Sturm ist krank, Herr Baumgart! Kann ich vielleicht dienen?"

„Ach so, ich hatte ganz vergessen! Bitte, lieber Ferno, rufen Sie mir die Werkführer und — warten Sie einmal — wer vertritt Sturm?"

„Herr Wegner."

„Gut — also Herr Wegner möchte auch kommen."

Bis die Männer erschienen, durchmaß Max Baumgart mit langen Schritten das Zimmer. Er atmete hoch auf. Nun er sich zu einem bestimmten Entschluß durchgerungen hatte, fühlte er sich erleichtert.

Als dann die Beamten eingetreten waren, bat er sie, Platz zu nehmen. Auch dem jungen Ferno, der sich etwas naseweis an der Türschwelle herumdrückte.

In kurzen knappen Worten entwickelte er den Männern noch einmal die Sachlage. Er teilte ihnen mit, daß er entschlossen sei, den Betrieb mit allen nur möglichen Mitteln, ohne Rücksicht auf jedes Opfer aufrecht zu erhalten. Er bat sie, daß jeder für sein Teil ihn unterstützen möge. Dann erkundigte er sich genau nach dem Arbeitsverhältnis in jedem Ressort. Das Resultat war, daß selbst wenn keine weiteren Arbeiter ausblieben, an eine Bewältigung des Lieferungsauftrags mit den vorhandenen Kräften in der ausbedungenen Zeit gar nicht zu denken war. Daran ließ sich nicht deuteln noch rütteln.

„Gut also, wir müssen eben neue Kräfte heranziehen. Hier am Ort sind solche nicht zu bekommen, die Leute halten ja wie die Kletten zusammen und betrachten jeden, der sich in einer boykottierten Fabrik sein ehrliches Brot verdienen will, wie einen Ehrlosen. Wir werden genug zu tun haben, unsere treu gebliebenen Arbeiter vor den Insulten der übrigen zu schützen. Da rechne ich nicht zuletzt auf dich, Rastin."

Rastin nickte statt jeder Antwort.

„Wir müssen also versuchen, uns Arbeiter von auswärts zu holen. Reisen Sie, Burger, heute abend noch nach dem Elsaß. Ich gebe Ihnen Vollmacht, bis zu zehn Prozent über unsere bisherigen Lohnsätze zu bieten, abgesehen von der freien Reise nach hier, die Sie selbstverständlich den Leuten gewähren müssen. Es handelt sich vor allem um ein halbes Dutzend zuverlässiger Drucker —"

„Nun muß noch einer von Ihnen nach Crefeld —" Baumgart sah sich in der Reihe um. „Dich, Rastin, kann ich hier nicht entbehren, Sie, Sellden, müssen der Färberei halber bleiben, Herr Wegner kann nicht fort, so lange Sturm krank ist —

Über das Gesicht Bogumil Fernos breitete sich eine dunkle Röte. Eine Bitte, eine Herzensbitte, lag ihm auf den Lippen, aber er wagte nicht ihr Ausdruck zu geben.

Da lächelte der Chef und meinte: „Am Ende riskier ich's mit Ihnen, Ferno! Gerieben genug scheinen Sie mir für solch eine etwas knifflische Aufgabe, den lieben Konkurrenten, die es aber nicht anders um uns verdient haben, ein paar tüchtige Leute auszuspannen."

„O, Herr Baumgart, ich würde mir die denkbarste Mühe geben,“ rang es sich von Bogumils Lippen.

„Gut denn, wir sprechen noch darüber! Aber eins im voraus: daß Sie mir keine allzu schlauen Manöverchen anwenden, wir wollen uns nicht in den Ruf der Illoyalität bringen! Noch eins, ich werde sofort einige Worte an unsere treu gebliebenen Arbeiter aufsetzen, in denen ich ihnen danke und ihnen ein fünfprozentige Lohnerhöhung zusichere. Lassen Sie die Worte ein paar mal abschreiben, Herr Wegner, und noch vor Arbeitsschluß in den Fabriksälen anheften. Und nun — Gottbefohlen!“

Eine Sekunde später schritt Max Baumgart nach dem kleinen Häuschen Sturms hinüber. Er wollte sehen, was dem Alten fehlte, er hatte mit ihm auch einige wichtige geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen.

Als er die Klingel an der Haustür kaum gezogen hatte, wurde letztere von Innen geöffnet.

Viktor Fernos behäbiges Angesicht tauchte gleichzeitig im Flur auf, färbte sich beim Anblick Baumgartens noch um einen Schatten tiefer, als es schon war, und dann huschte der große Lebemann mit einem etwas verlegenen Gruß an Max vorüber.

---

16. Kapitel.

Der gute Viktor Ferno hatte einige böse Tage verlebt.

Zuerst war der Ärger über dies „dumme kleine Mädchen“ in ihm vorherrschend gewesen; er war sich einigermaßen blamiert vorgekommen, und das hatte er nie vertragen können. Dann kam der Ärger über sich selbst hinzu, und in diese Unzufriedenheit mit dem höchsteigenen Benehmen mischte sich allmählich ein gewisses, ihm von seiner Gutmütigkeit diktiertes Gefühl des Mitleids dem „lieben, armen kleinen Mädchen“ gegenüber, das er wider Willen gekränkt hatte. Dies hübsche Empfinden wurde auf der natürlichen Stufenleiter der in stiller Brust sich entwickelnden Gedanken zu einem starken Sehnsuchtstrieb, „das originelle kleine Mädchen“ bald einmal wieder zu sehen, um dem „süßen kleinen Mädchen“ persönlich gebührend versichern zu können, daß Viktor Ferno zwar ein ganz verflixter Kerl, aber im Grunde ein Gentleman, ein charmanter, hochdenkender Mann sei.

Dreimal vierundzwanzig Stunden hatte er mit sich gerungen, dann war der große Entschluß gereift. Er machte auf das sorgfältigste Toilette und schickte sich an, seinen Besuch im Sturmschen Hause vom Stapel zu lassen. Mit außerordentlicher Geistesanstrengung hatte er sich einen leidlich plau-

siblen Vorwand zurechtgelegt — er wollte den alten Papa Sturm bitten, in einer komplizierten vermögensrechtlichen Abrechnung ihm seinen Beistand zu leihen. Mochte der Brummbär dazu für Augen machen, wie er immer wollte, es war wenigstens eine Anknüpfung gefunden.

Wunderlich, dem großen Lebemann klopfte doch ein klein wenig das Herz, wenn er daran dachte, was er denn nun eigentlich Fräulein Helene Sturm sagen sollte; ja, nicht nur das Herz klopfte ihm, auch seine Hand zitterte so sehr, daß der Krawattenknoten gar nicht recht gelingen wollte. Und als er endlich um die Mittagsstunde im vollsten Glanze eines funkelnagelneuen Gehrocks vor dem Spiegel stand, fertig zum Ausgang, wurde dies Gefühl der Befangenheit, pathologisch sich ausdrückend in einer höchst bedenklichen Beklemmung in der Magengegend, so stark, daß er plötzlich fand, es könne am Ende „das liebe kleine Geschöpf" in der Nachbarschaft kompromittieren, wenn er, der allbekannte Viktor Ferno, am hellen lichten Tage vor dem Sturmschen Hause, Einlaß begehrend, erscheine. Aus dieser ungemein taktvollen Erwägung heraus änderte er seinen Entschluß und verschob seine Visite bis zur Dämmerungsstunde, indem er die Langeweile bis dahin mühsam genug mit der Lektüre des letzten Jahrgangs der „Sportwelt" und die unangenehme Magenleere mit dreigeeistem Hennessy bekämpfte.

Auch Fräulein Helene Sturm war in den letzten Tagen nicht gerade sonnig gestimmt gewesen. Wenn Papa Sturm schon für gewöhnlich ein mürrischer Pater familias war, so war er dies als Patient in verdreifachtem Maße. Ihn ärgerte, um mit dem alten Sprichwort zu reden, tatsächlich an solchen

Tagen die Fliege an der Wand; er nörgelte unaufhörlich. So pietätlos es war, die sorgliche Tochter, die zum Krankenpflegen an sich nicht die geringste Begabung hatte, schien recht froh, als der Doktor am zweiten Tage den alten Herrn ins Bett steckte, im übrigen versichernd, daß die Sache keine Gefahr habe. Nun lag er im Oberstock in seiner Schlafkammer, und Fräulein Helene konnte sich wenigstens einigermaßen fern vom Schuß halten.

Aber daß sie das Haus nicht verlassen durfte, das war hart. Hatte sich ihrer Meinung nach die kleine Intrigue mit Herrn Ferno so trefflich angefädelt — über alle Erwartung gut — so mußte das Eisen auch geschmiedet werden, so lange es heiß war. Und gerade jetzt, wo Max Baumgart verreist und Magda allein war, hätte sie so viel Gelegenheit zu finden gewußt, in einem gewissen Hause aus- und einzugehen.

Der Hausarzt hatte versprochen, gegen Abend noch einmal vorzusprechen. Als es daher in der Dämmerungsstunde schellte, nahm Helene durchaus keinen Anstand, ohne weitere Umstände zu öffnen. Ein Dienstmädchen hielten Sturms ja nicht, und die Aufwartefrau kam nur am Morgen und kurz nach Tisch.

Bei aller Geistesgegenwart, deren sich das gute Lenchen sonst erfreute, schrak sie doch heftig zusammen, als sie Herrn Viktor Ferno vor sich sah. Viel hätte nicht gefehlt, so hätte sie ihm die Tür vor der Nase wieder zugeworfen. Freilich hinderte das nicht, daß sie in derselben Minute überlegte, wie sie wohl aussehe, und fand, daß das einfache blaue Wollkleid mit der hausfraulichen weißen Schürze am Ende gar nicht so übel sei.

War Fräulein Helene Sturm erschrocken, so war Herr Viktor Ferno äußerst verlegen. Einen Augenblick standen sie sich daher beide gegenüber, ohne auch nur ein Wort hervorzubringen, bis er endlich sagte: „Gnädiges Fräulein — ich wollte — ich möchte — den Herrn Papa gern auf einige Minuten sprechen!“

Darauf durchzuckte zuerst ein neuer Schreck das Mädchen. Das war denn doch allzu unerwartet und plötzlich. Mit dem Papa sprechen — sollte das am Ende heißen: „um Ihretwillen, mein Fräulein!“

Die Komplikation wäre äußerst schwierig gewesen, wenn nicht Ferno nach einer weiteren Sekunde erklärend hinzugesetzt hätte: „in einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit, gnädigstes Fräulein —“

Auch Enttäuschungen können unter Umständen erleichternd wirken. Helene atmete wenigstens auf, als sie ihre erste Vermutung nicht bestätigt fand. Daß Ferno schließlich doch ihrethalben kam, stand ja in ihrem Köpfchen nichtsdesto weniger fest.

„Papa ist leider nicht wohl, Herr Ferno, er liegt sogar im Bett!“

„O, das tut mir aber sehr leid, gnädiges Fräulein, ungemein leid! Hoffentlich nichts Ernstliches! Ich hätte so gern mit dem Herrn Papa verhandelt. Sie wissen vielleicht gar nicht, gnädiges Fräulein, daß er und mein guter Vater — jawohl! — daß beide, sozusagen, früher befreundet waren. Ja — und ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein, stand meiner Mama sogar sehr nahe, ich habe das neulich erst von meinem Vater erfahren“.

Das war schon eine ungewöhnlich lange Rede für die

Verhältnisse von Viktor Ferno. Er war denn auch einigermaßen atemlos darüber geworden: Helene Sturm aber befand sich in peinlichster Verlegenheit. Von drüben her klang gerade in diesen Augenblicken die Fabrikglocke, welche den Schluß der Arbeit anzeigte. In den nächsten Minuten mußten Leute vorüber kommen, welche sie — die auch Ferno kannten! Ihn von der Tür weisen, das mochte sie nicht, wenn er nicht freiwillig ging; ihn bitten, einzutreten, erschien ihr auch wieder bedenklich.

Endlich entschied sie sich doch für das letztere. Sie sprach zwar kein einladendes Wort, aber sie trat aus der Türschwelle einen Schritt zurück, wohl wissend, daß er ihr folgen werde. Das tat er denn auch, ja, er zog sogar die Tür ganz leise hinter sich in das Schloß.

Sie hatte, ehe es schellte, im Wohnzimmer gesessen; die Tür zu diesem stand noch offen, und das helle Licht der Gaslampe, die über dem Tische in der Mitte des Zimmers brannte, leuchtete in den Flur und traf gerade auf die schlanke Gestalt des jungen Mädchens, ließ die feinen Linien ihrer Figur deutlich hervortreten und spielte auf dem krausen dunklen Tituskopf. Sie sah wirklich bildhübsch aus in diesem Augenblick. „Gnädigstes Fräulein“, begann Ferno aufs neue, nachdem er einen Augenblick vergebens darauf gewartet, daß sie ihn bitten würde, in das Zimmer zu treten. „Gnädiges Fräulein, ich muß auch gestehen, ich — ich wollte die Gelegenheit gern benutzen, — jawohl — mich auch bei Ihnen zu entschuldigen — jawohl! Ich — ich habe nämlich die allergrößte Verehrung — jawohl — Verehrung für Sie, mein gnädigstes Fräulein —“

Sie wich langsam gegen die Tür des Wohnzimmers zurück. „Sie haben mich neulich in der Tat recht verletzt, Herr Ferno!“ sagte sie ernst. „Ich bin ein armes Mädchen, aber ich bin sehr stolz! Das ist mein einzigstes Besitztum.“

Nun stand sie völlig im Türrahmen. Das Licht der Hängelampe fiel auf ihr Gesichtchen, das wie aus einer Kamee herausgeschnitten schien. Keine Schauspielerin hätte den Ausdruck verletzten Stolzes besser auf ihren Zügen ausprägen können, als sie es tat.

„O Fräulein Sturm, gnädigstes Fräulein, wenn ich hätte ahnen können — gerade Ihnen gegenüber — wo ich doch — auf Ehre, gnädigstes Fräulein — Sie tun mir bitter unrecht — bitter unrecht —“

Jetzt legte sie ihre Züge in ernste, fast traurige Falten. „Sprechen wir nicht mehr darüber, Herr Ferno!“ sagte sie elegisch, und dann sprach sie erst recht weiter, jedes Wort berechnend: „Ich weiß ja, wie die Herren, die in der großen Welt Berlins eine Rolle spielen, über solch armes Ding, wie ich, denken — leider!

„Aber ich hatte gemeint, daß gerade Sie, Herr Ferno —“ sie stockte ein wenig, „wahrhaftig — o Sie ahnen natürlich nicht, wie weh Sie mir getan haben — gerade Sie —“

Er sah, wie eine große Träne langsam über ihre Wange rann, wie sich dann ihre Wimpern senkten, und wie es feucht an ihnen schimmerte. Und dann sah er auch, an der schmächtigen Mädchenfigur vorbei, wie einfach, ärmlich fast das Wohnzimmer eingerichtet war, wie geschmacklos. Und wieder, wie neulich, als er das schmale kleine Portemonnaie in der

Hand Helenes beobachtet hatte, stieg ein heißes Mitleid in ihm empor.

Neulich hätte er sich's gern tausend Mark kosten lassen, diesen spröden und doch so lebensdurstigen Mund einmal froh lächeln zu sehen, heute kam es ihm auf den Preis überhaupt nicht mehr an.

Aber er fand doch kein anderes Wort, als: „Ach, Fräulein Helene, wie Sie mich verkennen —“

Jetzt schlug sie die großen Augen voll zu ihm auf und schüttelte mit einer energischen Bewegung den Kopf: „Nein, Herr Ferno, ich verkenne Sie gar nicht. Im Gegenteil, ich denke Sie recht, recht gut zu kennen! Daß Sie Ihr Leben genießen wollen, als vornehmer Mann, das verstehe ich? Daß Ihr Herz dabei gut geblieben ist, daß fühle ich —“

Ihre Augen blieben auf ihm ruhen, aber ihre Gestalt lehnte sich plötzlich, wie unter einer tiefen seelischen Erschütterung, an die Türpfoste. Und dann hob sie die Hand und winkte leise: „Nun gehen Sie. Bitte, gehen Sie — ich kann Ihnen ja doch nicht böse sein —“ es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

Der vierschrötige Mann stand wie ein Schulknabe vor dem Mädchen. Er rang schwer nach Atem. „Also wirklich, Sie sind mir nicht böse?“ stammelte er endlich.

Sie schüttelte mit einem trüben traurigen Lächeln den Kopf: „Ich sollte wohl, aber ich kann nicht —„ und dann hob sie noch einmal die Rechte: „Bitte, Herr Ferno, gehen Sie jetzt!“

„Fräulein Helene, so geben Sie mir doch wenigstens die Hand, bitte, bitte —“



Ein leiser ganz leiser Seufzer, da hielt er die schmalen Finger schon in den seinen und preßte seine Lippen auf sie. Aber nur einen Augenblick. Dann riß sie die Rechte aus seiner Hand und tief wie mit mühsam unterdückten Schmerz: „Nicht doch, Sie spielen ja doch nur mit mir — o —“ Ihre Gestalt glitt von der Türpfoste ab, vornüber, ihm war's, als müsse er sie umfassen, sie halten, stützen —

„Helene, ich schwöre — wie ich Sie liebe, Helene! Teuerste Helene —“

Das war der Augenblick, in dem draußen Max Baumgart, der unzeitige Störenfried, die Klingel zog.

Einen Augenblick nur hatte sie in seinen Armen geruht, einmal nur hatten seine Lippen die ihren berührt. Nun riß sie sich ungestüm los.

„Morgen, Helene, meine liebe, liebe Braut —“ rang es sich noch von Fernos Lippen.

„Morgen,“ hauchte sie, „morgen —“

Dann öffnete sie die Tür. Es war ja wahrscheinlich der Arzt, den sie nicht warten lassen durfte.

Ahnungslos trat Max Baumgart über die Schwelle, aber das „Guten Abend!“ stockte ihm zwischen den Lippen.

Draußen blieb Viktor Ferno, der sich hastig an Baumgart vorübergedrängt hatte, ohne recht zu überlegen, womit er diese Hast vor sich selbst rechtfertigen sollte, stehen, nahm den Zylinder ab und fuhr sich mit der Hand über den Schädel. „Verflucht schnell gekommen das!“ meinte er im stillen Selbstgespräch, „verdammt und zugenäht, so hatte ich das eigentlich nicht gemeint. Aber solch liebes, süßes Ding — ja — und sie liebt mich so sehr! Man ist doch auch nicht von Stein!“

Drinnen faßte sich die junge Braut merkwürdig schnell. „Guten Abend, Herr Baumgart. Papa geht es leider gar nicht gut. Im mußte das auch dem Herrn Ferno sagen, der ihn in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen wünschte."

Einen Augenblik hatte sie doch geschwankt, ob sie nicht einfach erklären sollte: „Ich habe mich soeben mit Viktor Ferno verlobt!" Aber es war doch klüger so. Sie traute dem guten Viktor immer noch nicht recht, ob er's auch ganz ehrlich meinte! Trau eine den Männern überhaupt, dachte sie.

Max konnte sich nicht enthalten, Helene etwas mißtrauisch zu mustern. „Herr Ferno hat sich eine merkwürdige Zeit für seinen geschäftlichen Besuch ausgesucht," sagte er scharf.

Sie zuckte die Achseln. „Das fand ich auch." Dann lachte sie: „Er sagte, er sei sonst sehr beschäftigt. Wollen Sie zu Papa hinaufgehen, Herr Baumgart? Ich will Ihnen leuchten."

Ganz langsam schlenderte Viktor Ferno indessen seiner Villa zu. Es war völlig dunkel geworden während seines ereignisreichen Besuchs. Die weit auseinanderstehenden Gaslaternen verbreiteten nur ein trübes Licht über die einsame menschenleere Straße. Nur an der Straßenecke, vor einer Destillation stand eine lebhaft gestikulierende Gruppe. Im Vorüberschreiten fing Ferno die Worte auf: „Streik — Fabrik — Baumgart —!" Dann drängten die Leute in das Lokal, aus dem ein wüster Lärm heraus klang.

Die Baumgartsche Villa lag in tiefer Dunkelheit, nur aus einem einzigen Fenster des Oberstocks schimmerte ein Lichtstrahl.

„Ob Ottokar wohl zu Hause war? Ob ich einmal

frage? Was der wohl für Augen machen würde? Was die Leute überhaupt für Augen machen werden?"

Und wieder blieb Viktor stehen und nahm den Hut ab und strich sich über den Schädel.

Mit dem lustigen freien Junggesellenleben war es nun vorbei! Natürlich! Das ist nun 'mal nicht anders, so was kommt von so was!

Aber schließlich: was lag ihm eigentlich an dem Junggesellenleben? War's denn nicht mordslangweilig gewesen, zumal in der letzten Zeit? Und solch ein verheirateter Hausstand hatte doch auch seine Reize. Man mußte sich einen guten Koch engagieren — na an dem Essen bei Uhl verlor er wahrhaftig nichts! Und dann war's doch auch ganz nett, mit solch einem allerliebsten Frauchen am Arm herum zu spazieren. Zuerst würden sie natürlich reisen. Was die Lene wohl für Augen macht, wenn ich — ich ihr Paris und Rom und — nun warum nicht? — Kairo zeige! Und sie wird auch Aufsehen erregen. Gewiß, das wird sie. Donnerwetter, wenn das Figürchen erst in Worthschen Toiletten steckt! Geschmack scheint sie zu haben, und wenn nicht, dann bin ich ja da! Jawohl, und morgen früh muß ich zu Schaper, wegen des Schmuckes, ja, und dann zum Blumenschmidt! Die werden auch im Laden die Augen aufreißen, wenn ich sage: ‚Rosen für meine Braut!'

Helene Sturm hatte dem guten Viktor doch unrecht getan. Seine ehrliche Seele kannte kein Falsch!

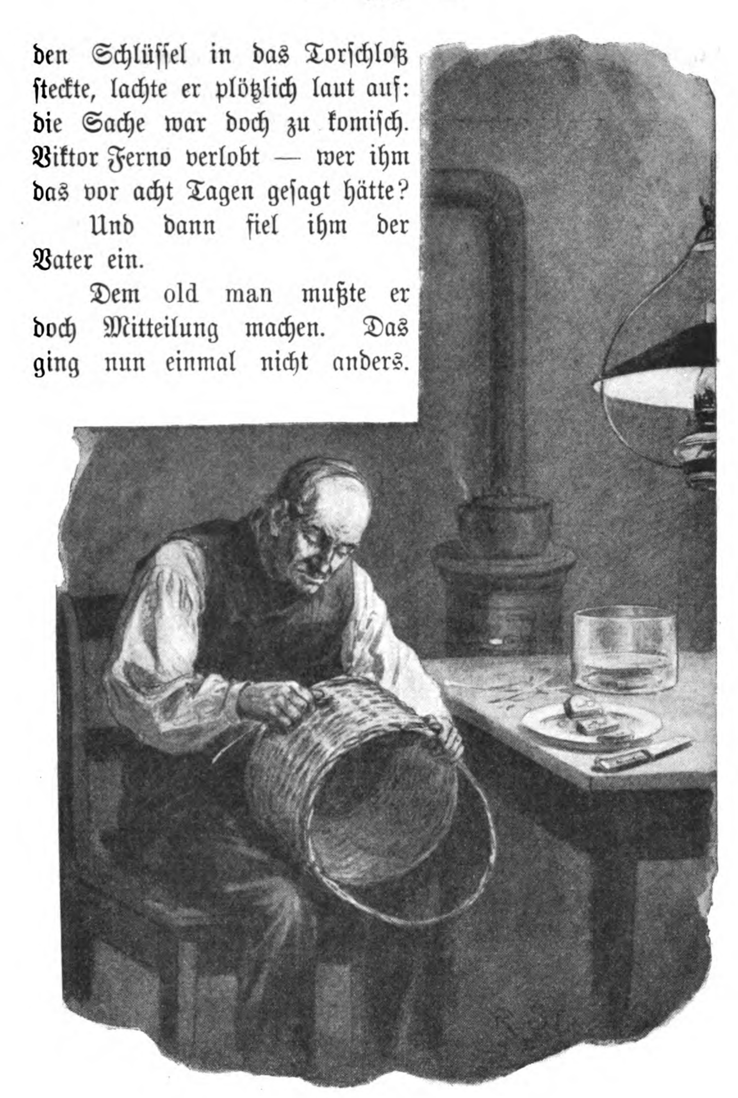
Aber so recht von Herzen froh konnte er seines jungen Brautstandes auch nicht werden.

Als er endlich vor seinem Hause angekommen war und

den Schlüssel in das Torschloß steckte, lachte er plötzlich laut auf: die Sache war doch zu komisch. Viktor Ferno verlobt — wer ihm das vor acht Tagen gesagt hätte?

Und dann fiel ihm der Vater ein.

Dem old man mußte er doch Mitteilung machen. Das ging nun einmal nicht anders.



Da stellte sich aber wieder ein bißchen unbehagliches Gefühl ein, wieder der fatale Druck um die Magengegend —

Im langsamsten Tempo schlenderte Viktor nach dem hinteren Garten. Richtig, der alte Herr war in seinem Zimmer. Durch das Fenster zu ebener Erde konnte er ihn beobachten. Papachen saß unter der Lampe und bastelte an einem zerschlissenen Korbe herum; neben ihm stand das mächtige Weißbierglas, und auf einem groben Teller lagen ein paar Käseschnitten. Alter Harzer — Viktor meinte den impertinenten Geruch durch das Fenster zu verspüren.

Nun klopfte er an und trat, ohne das Herein abzuwarten, ein.

„'n Abend, old man!“

Der Alte sah kaum auf. „'n Abend, Viktor!“

„Dear old man, ich habe dir was mitzuteilen.“ Viktor war innerlich in diesem Augenblick doch etwas ergriffen. Er zog sich einen Stuhl ganz dicht neben den Vater, ungeachtet des scheußlichen Käsegeruches.

„So, hast du? Na denn man raus mit der Sprache!“

„Ich habe mich verlobt, lieber Vater —“

Der Alte hob den Kopf und schaute unter den weißen buschigen Braunen scharf zu dem Sohne hinüber. „So — mit Sturms Lene, was?“ Er sprach es mit ganz gleichmütigem Tonfall, aber Viktor erschrak.

„Woher weißt du das schon, Vater?“ stieß er hervor.

„Wußt' ich schon neulich, als ich mit dir über Sturms redete!“ Er nahm ein Stück Käsebrot, biß ab, trank einen Schluck Weißbier nach und meinte dann, immer in demselben

gleichmütigen Ton: „Und nun kommst du, meinen Segen zu holen. Das is aber 'mal hübsch von dir, Viktor!"

Es mußte wohl übermäßig stark eingeheizt sein in dem Zimmer, wenigstens wurde es Viktor plötzlich so warm, daß er den Paletot aufknüpfen mußte und dann auch noch den Gehrock.

„Ja, Vater, ich bitte um deinen Segen!" sagte er.

Nun schob der old man seinen Stuhl zurück mit einem ordentlichen Ruck.

„Nee, mein Junge. Des tut mir leid. Aber meinen Segen kann ich dir nich geben. Und damit du dir nich selber was vormachst: was du weg hast, des hast du weg; aber was ich noch hab', un 's nich weniger geworden in die letzten Jahre, des kriegen die Armen, daraus wird nu 'ne Fernostiftung."

Der Sohn sprang auf: „Aber Vater, um alles in der Welt, was hast du denn gegen das Mäd— gegen meine Braut?"

„Wat ick jegen ihr habe? Jar nischt — aber jar nischt! Man bloß, des sie mir vor dir nich vornehm genug, und deß du mir vor ihr zu schade bist! Viktor, unsereiner hat auch seinen Stolz — mein Vater war Knecht in Schöneberg bei Boltes, wenn du's genau wissen willst, und er hat 'ne Kossätendochter jeheiratet, und ich hab was Orntliches lernen jemußt. Un denn hab ich 'ne Bauerntochter jeheiratet, un denn kamst du, un ich hab was aus dir jemacht, un du bist immer mein lieber Junge jewest, und was ich dir man bloß an die Ogen absehn jekonnt, des ist jeworden Ich hab jewollt, daß du mitten mang die jroßen Herrn kommen tätst, un du bist jekommen; un wenn die Leute auf der Straße stehn jeblieben sin und jeredt haben, wenn du voribergefahren bist mit deine

Pferde: ‚des is Ferno'n sein Viktor!' dann hab ich mir jefreut. Aber des du dir 'mal so verplempern möchtest, des, Viktor, des hätt' ich mir nie nich träumen jelassen! Un darum Schluß —" Er griff wieder zum Weißbierglase und leerte die Neige bis auf den Grund. „Schluß — du weest nu, woran du bist, Viktor!"

Mit langen Schritten durchmaß der junge Ferno die Stube. Daß der old man so querköpfig sein würde, das hätte er doch nicht für möglich gehalten. Dieser Bauernhochmut, diese Tollheit! In seinem spröden Hirn dämmerte etwas von Verständnis dafür auf, daß die grenzenlose Liebe des alten Mannes doch im Grunde genommen nur Affenliebe gewesen sei. Ja, wenn er noch irgend einen vernünftigen Grund angegeben hätte, aber nichts als Eitelkeit — schnöde Eitelkeit!

Und nun gewann das väterliche Erbteil, der Bauerntrotz, in ihm Obergewalt. Freilich, weh tat es ihm doch, daß er im Unfrieden mit dem guten alten Mann auseinander gehen sollte! Aber es war ja nicht seine Schuld, wahrhaftig nicht!

„Vater, ich bitte dich noch einmal —"

„Brauchst du jar nich, Viktor. Du bist majrenn, du kannst tun un lassen, was willst du. Aber ich ooch — wozu denn da noch lange reden?" Der Alte hatte ein großes Gartenmesser herausgeholt und begonnen sein letztes Käsebrot in ganz dünne Streifchen zu zerschneiden, die er in regelmäßigen Intervallen in den Mund schob. „Man bloß das eine, Viktor: zur Hochzeit brauchst du deinen Ollen nich einzuladen, ich will nich mit mang sein, wenn du sie heiratst, das spillrige Flittchen, die doch man bloß an unser schönes Feld denkt!"

„Vater —!"

Jetzt war es vollends vorbei mit Viktors Selbstbeherrschung. Das letzte Wort des Alten verwundete zu gleicher Zeit seine Eitelkeit und empörte sein gutes Herz. So oberflächlich auch der gesellschaftliche Firnis sein mochte, den er sich angeeignet hatte, er war doch stark genug, um sein ganzes Innere gegen das häßliche Schimpfwort zu erregen.

„Nun?“ machte der Vater.

„Vater, ich dulde nicht, daß du das Mädchen, das ich liebe, beschimpfst! Ich kann nichts dafür, wenn sie dir nicht als Schwiegertochter willkommen ist, du hast das Recht, mir das zu sagen — ja — jawohl — aber du hast nicht das Recht, sie zu schmähen. Daß du das tust, macht es mir nur leichter, sie auch gegen deinen Willen zu heiraten! Und das werde ich tun — jawohl Vater, daß werde ich tun!“



Der Alte schob das letzte Scheibchen Brot zwischen die

Zähne und stand dabei langsam auf: „Man immer zu,“ sagte er. „Kücken sin immer klüger wie Hennen. Aber das weest du nu, un deß du mir nachher keinen Vorwurf nich machst: die Fernostiftung kriegt mein Geld. Punktum!“

Das war der Trumpf, den er immer wieder ausspielte, und er mußte wohl noch hoffen, daß dieser Trumpf verfangen würde. Wenigstens blinzelte er verstohlen zum Sohne hinüber, als wollte er hinzufügen: ‚sei kein Esel, Junge!‘

Aber Viktor blieb fest. Er schüttelte den Kopf, und dann streckte er dem Vater die Hand hin: „Helene hat mein Wort, und ein Gentleman hält sein Wort!“ sprach er nicht ohne Emphase. „Du hast immer gewollt, daß ich solch ein Gentleman sein soll, äußerlich freilich wohl nur. Nun bin ich's aber auch innerlich geworden, Vater! Laß uns wenigstens nicht in Unfrieden scheiden —“

„Gott bewahre, Viktorchen! Keine Spur, man bloß, daß ich nicht zur Hochzeit komme, und daß ich morgen zum Rechtsanwalt jehen muß von wegen der Fernostiftung.“

Papa Ferno wischte sich erst seine breite Hand an der Rückseite der Hose sorgfältig ab, um sie dann in die wohlgepflegte des Sohnes zu legen. „Darum keine Feindschaft nich, Viktorchen. Un zu leben habt ihr ja — un das will ich auch noch sagen: Ich wünsch' dir, daß du glücklich wirst!“

„Ich danke dir wenigstens für dies letzte Worte, Vater!“ Plötzlich brach das weiche Herz des Riesen durch, er schluckte ein paarmal: „Ja— jawohl — Vater,“ und dann wiederholte er noch einmal mit schluchzender Stimme — „lieber, guter Vater!“

Und dann riß er sich los und stürmte in die dunkle Nacht hinaus.

Der alte Mann aber stand eine ganze Weile nachdenklich auf demselben Fleck. „Die Dummheit hätt' ich dem Jungen doch nich zujetraut," murmelte er vor sich hin, die mächtigen Kinnbacken in unaufhörlicher Bewegung, als ob er an einer zähen Rinde kaute. „Das schöne Jeld — 'ne Jräfin hätt' er kriegen jekonnt. Der dumme Junge! Das muß wohl von die Bildung kommen — so 'ne Verrücktheit!" Damit ging er zu dem kleinen eisernen Ofen und schob, obwohl jener in voller Gluthitze stand, noch ein halbes Dutzend Preßkohlen hinein. Jede einzelne sah er sorgsam an, ob sie auch den richtigen Stempel trug: „Marie," und bei jeder wiederholte er: „das schöne Jeld!"

Als die letzte Preßkohle im Ofen war, richtete er sich langsam auf, klopfte die Hände gegen einander, als ob er den Ruß von ihnen entfernen wollte, und meinte dann: „Morgen will ich lieber doch noch nich zum Rechtsanwalt jehen, die Jeschichte hat noch Zeit. Hübsch klingt es zwar auch — die Fernostiftung! Aber man immer langsam. Wer weiß, am Ende besinnt er sich noch, der Viktor!"

---

17. Kapitel.

Der Kampf um die Existenz!

Seit vierzehn Tagen nun kämpfte Max Baumgart in hartem Ringen.

Es war nicht bei dem partiellen Ausstand in der Fabrik, so wie er sich zuerst anließ, gebieben. In den ersten Tagen nach dem Ausbruch des Streikes hatte die Zahl der Ausständigen sich noch beträchtlich vermehrt. Sie gingen nicht alle ganz freiwillig; so mancher kam heimlich zu dem Werkführer oder sogar zu dem jungen Chef, um ihm anzuvertrauen, daß er nur ungern die Arbeit niederlege, „es ginge aber nicht anders!“ Die straffe Parteidisziplin machte sich geltend, der Zwang der Mehrzahl, spitzfindige Überredung und grobkörnige Vergewaltigung. Vergebens pflanzte Rastin seine gefürchtete Hünengestalt um den Beginn der Arbeitszeit vor der Fabrikpforte auf, um die zur Arbeit Kommenden vor den sich regelmäßig zur gleichen Stunde ansammelnden Ausständigen zu schützen; daß sich die letzteren an der nächsten Straßenecke einfanden, die „Feiglinge“ zu haranguieren, konnte er nicht hindern. Vergebens patrouillierten Schutzleute vor der Fabrik; so lange es nicht zu Tätlichkeiten kam, so lange sich die Ausständigen auf „sanfte moralische Überredung beschränkten, durften sie nicht einschreiten.

Am Morgen des dritten Tages nach dem Ausbruch des Streikes war die Arbeiterzahl auf ein Fünftel zusammengeschmolzen. Kaum genug, um den Betrieb wenigstens zum Schein aufrecht zu erhalten.

Max Baumgart setzte all seine Energie daran, das Äußerste, die völlige Einstellung der Arbeit, zu vermeiden; die treugebliebenen Werkführer mußten persönlich an die Maschine treten, in der Bleicherei wurde eine ältere Arbeiterin an die Spitze einer neugeworbenen ungeübten Kolonne gestellt, um die Lücken auszufüllen, die Achtfarbenmaschine bediente der Chef am Morgen des vierten Tages einige Stunden selbst. Und welche ganz unvorhergesehene Hemmnisse zeigten sich überall — da hatte einer der Arbeiter einige Schrauben entfernt, die zu ersetzen Zeit erforderte, dort hatte ein anderer winzige Stahlspäne in den Farbkasten einer Maschine geworfen, die bewirkten, daß die Stoffe vollkommen zerfetzt aus den Walzen heraustraten.

Aber wenn es nur das gewesen wäre! Das sozialdemokratische Blatt veröffentlichte bereits am Abend des ersten Ausstandstages eine Verrufserklärung der Fabrik, die in den krassesten Farben die Arbeiterzustände in dem Etablissement Baumgart & Kompagnie schilderte. Das Tatsächliche an der Nachricht ging in andere Zeitungen über, einige der Konkurrenten griffen sie auf — von den Reisenden aus der Provinz kamen Anfragen, ob es wahr sei, daß die Fabrik den Betrieb eingestellt habe, ob weitere Abschlüsse nicht mehr erwünscht wären? Ein Fachblatt der Branche brachte einen augenscheinlich inspirierten Artikel, der in den Tönen menschenfreundlichen Mitgefühls von „betrübenden Vorfällen in einer

unserer größten Kattundruckereien sprach, einem Unternehmen, das ehemals — es ist freilich schon geraume Zeit her — Weltruf besaß.“ Die Marineverwaltung forderte eine Mitteilung ein, ob Baumgart & Kompagnie bei dem Ausstand auch in der Lage sein würden, pünktlich zu liefern.

Wenn Max in diesen Tagen körperlich auf den Tod ermüdet, geistig abgespannt, daß jeder Nerv in ihm bebte, in das elterliche Haus trat, — er hatte sich hier ein Fremdenzimmer einräumen lassen, da auch Magda am Krankenlager des Vaters unentbehrlich war — kam ihm meist zuerst die Mutter entgegen mit einem Antlitz, auf dem die Sorge in wenig Tagen tiefe Furchen gegraben hatte. Die Sorge um den kranken Gatten und die Sorge um die Zukunft! Wo war die Regsamkeit, die Frische der Frau geblieben, die eine kurze Spanne Zeit zur Matrone verwandelt hatte! Schwer, wie eine Hilfesuchende, klammerte sie sich an den Arm des Sohnes mit immer neuen Fragen, auf die er keine Antwort geben konnte, mit hundert Anliegen, die zu erledigen er nicht Kraft noch Muße hatte! Das Große und das Kleine maß sie mit dem gleichen Maßstab — in einem Atemzuge sollte Max Auskunft geben, ob der Hausarzt ihr auch nicht aus Schonung die Wahrheit über den Zustand des Vaters verschwiegen habe, ob Johann im grünen oder im roten Zimmer decken solle, ob Male auch das Frühstück gut besorgt habe?

Nur eins wiederholte die Mutter wieder und immer wieder. Das eine: „Wenn wir unser Magdachen nicht hätten?!“

Und immer wieder klang es in seinem Herzen jubelnd nach: „Ja — wenn Magda nicht wäre!“

Wo das junge Weib nur die physische Kraft und die Elastizität des Geistes hernahm, mit denen sie in jenen Tagen des Leids und der Aufregung ihrer hundertfachen Pflichten waltete.

Der Kommerzienrat war einer von jenen Kranken, die mit voller Überzeugung meinen, denkbarst anspruchslos zu sein, und die doch die höchsten Anforderungen an ihre Umgebung stellen. Der Hausarzt hatte die Annahme einer Pflegerin gefordert; der Patient duldete sie nicht an seinem Lager. Die gröbsten Hilfsleistungen mochte Johann besorgen, sonst aber verlangte der Greis immer aufs neue entweder nach seiner Frau oder nach seiner Schwiegertochter. Der Arzt hatte jede Aufregung aufs strengste untersagt; der Kommerzienrat aber wollte täglich, stündlich Nachricht über den Stand der Dinge in der Fabrik haben. Die Mutter verstand, unter dem Druck der eigenen Seelenspannung, nicht, sich am Krankenlager zu beherrschen; so mußte Magda bald ganz an ihre Stelle treten. Sie wußte dem Patienten jedes Ereignis im rosigen Licht darzustellen, sie besaß Selbstbeherrschung genug, ihm mit lächelndem Munde vorzuplaudern wie Max von Stunde zu Stunde bessere Hoffnungen schöpfte, während sich doch auch ihr Herz in namenloser Angst verzehrte. Vielleicht, daß der alte Herr der Tochter nicht alles glaubte, was sie ihm sagte; er duldete jedenfalls die fromme Täuschung, er war dankbar für sie. Aber er war egoistisch genug, die liebenswürdige Pflegerin mit dem heiteren Gesicht auch möglichst ganz an sein Bett zu fesseln, und er brummte leise sobald sie sich auch nur auf eine kurze Spanne Zeit aus dem Krankenzimmer entfernte.

Und doch war Magda auch anderorts in der Villa unentbehrlich. Sie mußte der Mutter mit guten Worten und hilfreicher Hand zur Seite stehen, mußte in dem einen Augenblick ein warmempfundenes Trostwort für sie, im nächsten einen Rat in einer wirtschaftlichen Angelegenheit haben, hier selbständig eingreifen, dort gut zureden, hier einen lästigen Besucher abwehren, dort einen wirklichen Freund des Hauses empfangen.

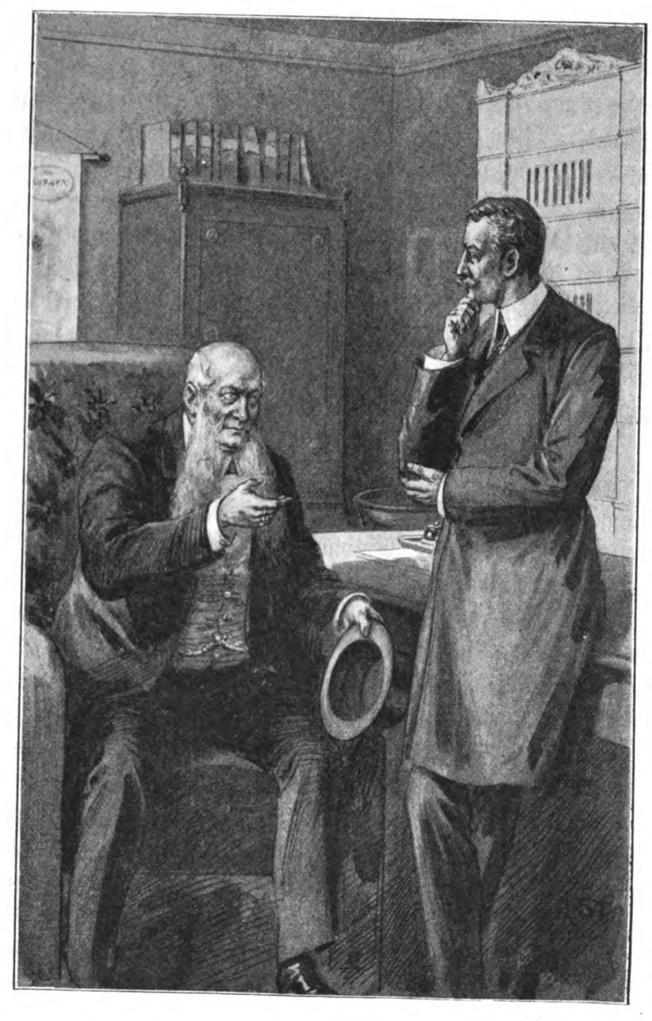
Dabei schien es, als fühle sie die Lasten, die auf ihren jungen Schultern ruhten, kaum. Nie wenigstens zeigte sie eine Spur von Ermüdung. Und zu welcher Stunde des Tages immer Max sich auf eine flüchtige Minute aus dem Geschäft zum väterlichen Hause hinüberstehlen mochte, für ihn hatte sie stets Zeit, für ihn immer ein sonniges Lächeln, ein aufmunterndes Wort, Verständnis und Teilnahme.

„Beste aller Schwägerinnen, ich bewundere Dich!“ sagte Otto wieder und wieder.

Sie aber lächelte nur: „Muß ich mir dringendst verbitten, guter Otto. Bewunderung ist eine eiskalte Geschichte. Ihr sollt mich alle ein klein wenig lieb haben, das ist mehr!“

„Wenn ich Dir nur ein wenig helfen könnte, Magda — aber ich bin solch ein ungeheurer Tolpatsch. Ein Glas, das ich nicht selber leere, zerbreche ich unfehlbar, und einen Teller, von dem ich nicht selbst esse, werfe ich rettungslos auf den Fußboden. Ich bin fast so schlimm in solchen Dingen, wie mein Freund Ferno, der hochedle Bräutigam.“

Da klang schon wieder die Schelle im Krankenzimmer, und Magda huschte mit einem freundlichen Gruß hinaus.



Otto aber sah ihr nach und seufzte leise: „Der glückliche — der beneidenswerte Max!“

Er kam sich so überflüssig, so unnütz vor in diesen Tagen. Auch der Bruder hatte jede Hilfeleistung mit einem kleinen dankbaren Lächeln abgelehnt. „Natürlich — eine Druckmaschine versteh' ich nicht zu bedienen, und Farben kann ich auch nicht mischen! Aber brauchst Du denn nicht zwei derbe Fäuste? Nimm mich doch wenigstens als Karrenschieber an oder als Kohlenträger — by Jove, um mit Ferno zu reden, ich möchte mir auch 'mal gern einen Tagelohn verdienen und ein ‚Danke schön‘ dazu! Wie steht's denn übrigens heute drüben?“

Max sah seit einigen Tagen ein klein wenig froher in die Zukunft. Aus Mühlhausen war ihm das gelungene Engagement einiger tüchtiger Drucker gemeldet, und — Wunder über Wunder! — der Windhund, der Bogumil, entwickelte eine ganz merkwürdige Initiative. Er war von Krefeld, wo er nur mäßige Erfolge erzielt hatte, auf eigene Faust nach dem sächsischen Industriebezirk gereist und hatte eine ganze Anzahl Arbeiter gewonnen, die in den nächsten Tagen eintreffen sollten. Auch blieb der Arbeiterstand in der Fabrik jetzt wenigstens konstant.

Dann war der alte Vandeuren vorgefahren, hatte unter unendlichem Schnaufen die Treppe zum Kontor genommen und oben den jungen Chef gröblichst angelassen. „Ist das eine Art, seiner Freunde zu vergessen? He, junger Mann! Raus mit der Sprache, wo kann ich helfen? Wenn Sie zu hochmütig sind, zu mir zu kommen, muß ich wohl zu Ihnen kommen — hübsch ist's aber nicht so, mein Bester. Was?!

Tun Sie nur nicht, als ob Ihnen der Schuh überaus bequem sitzt, Max — ich weiß, was solch eine Krisis bedeutet. Also, um es kurz zu machen: Sie ziehen auf mich in beliebiger Höhe! Verstanden — weiß schon, daß sie mich nicht hineinlegen werden. Ja und dann — mit der Lieferung für die Marine. Hab gehört — brauchen gar nichts zu sagen, Max! Ich hab einen Bekannten oben — da oben — Sie wissen! — soll ich nicht 'mal zuhören? Was? Können sich schon drauf verlassen, der alte Vandeuren gilt etwas da — da oben! Schönchen, schönchen — nur keinen Dank. Und grüßen Sie den Papa, Max! Meine alte Flamme, Mama Fiekchen nicht zu vergessen!" Keuchend und prustend setzte sich der dicke Herr wieder in Bewegung.

Das waren einzelne Lichtblicke — man mußte auch schon für sie dankbar sein!

Trübe genug verlief dennoch das Weihnachtsfest im Baumgartschen Hause. Die Kommerzienrätin hatte nicht einmal einen Christbaum gewollt. Aber da war es wieder Magda gewesen, die in aller Heimlichkeit eine kleine Tanne von Johann herbeischaffen ließ, und sie in aller Heimlichkeit auch ausschmückte. Und als es dann aus den grünen Zweigen leuchtete, als der Harzduft das Zimmer erfüllte, freute sich die Mutter doch, und als die Schwiegertochter dem Vater einen kleinen Zweig der Tanne an sein Bett brachte, flog ein leises Lächeln über die gelben Züge des Kranken, und er streichelte ihre Hand: „Mein gutes Kind — mein liebes Töchterchen!"

Still und ernst gingen sie auch in das neue Jahr hinüber.

Am Abend des 1. Januar trafen die neugeworbenen

Arbeiter von außerhalb ein. Rastin hatte sie auf dem Bahnhofe in Empfang genommen und vorläufig untergebracht; es kam darauf an, sie möglichst lange der Einwirkung der Ausständigen zu entziehen. Spät, um die zehnte Stunde, kam der treue Mann noch nach der Villa, dem Chef zu berichten. Er war zufrieden mit dem Eindruck, den ihm die Leute gemacht hatten. Noch zufriedener aber war er, als Max ihm mitteilte, daß er sich entschlossen habe, schon in der nächsten Zeit an die längst geplante Aufstellung einer neuen Betriebsmaschine zu gehen; „wir können voraussichtlich doch vorläufig noch nicht wieder mit ganzer Kraft arbeiten; es wird gut sein, Rastin, die unfreiwillige Pause zu benutzen. Ich habe zu morgen früh eine Konferenz mit dem Kessellieferanten angesetzt. Gute Nacht, alter Freund!“

Kaum hatte Rastin die Villa verlassen, so wurde Bogumil Ferno dem Chef gemeldet.

„Nur herein! Willkommen, Ferno,“ rief ihm Max entgegen. „Und besten Dank. Sie haben Ihre Sache brillant gemacht.“

Der junge Mann entschuldigte sich, daß er noch in so später Stunde störe. Aber er brachte eine Nachricht, die von Bedeutung sein konnte. Er hatte in Chemnitz in Erfahrung gebracht, daß eine kleinere Fabrik in Zahlungsstockungen geraten sei und in den nächsten Tagen den Betrieb einstellen werde. Die Branche deckte sich zwar nicht völlig mit der eigenen, immerhin war es vielleicht möglich, hier ein paar Dutzend Arbeiter zu gewinnen, die man sich heranziehen konnte. Ferno schlug vor, daß er sofort wieder zurückreisen und den Versuch machen wollte.

Max stimmte freudig zu. Bogumil wollte sich empfehlen. Da hielt ihn der Chef noch einmal fest. „Sie sehen schlecht aus, Ferno, sind Sie nicht wohl? Wenn das der Fall ist, will ich lieber —“

„Nein, nein, Herr Baumgart!“ wehrte jener hastig ab. „Ich bin ganz wohl, ganz gesund.“ Er lachte, und dann stürzten ihm plötzlich die Tränen aus den großen Kinderaugen, die sonst immer so lustig blitzten. Er schluchzte laut und schmerzlich auf. „Verzeihen Sie, bitte, bitte,“ stammelte er verlegen und wandte sich hastig der Tür zu.

„Armer Junge —“ dachte Max. Er erinnerte sich eines Gesprächs, das er einst mit dem Vetter von der adligen Linie gehabt hatte, er verstand die Herzensschmerzen des jungen Mannes. Wohl mußte er ein flüchtiges Lächeln unterdrücken, es lag etwas rührend Komisches in dem wehleidigen Zug, der um den Mund Bogumils spielte. Aber leid, herzlich leid tat ihm der arme Bursche doch. Er faßte ihn am Arm und zog ihn in das Zimmer zurück; er drückte ihn in die Sofaecke, er zwang ihm eine Zigarre auf, die nach den ersten Zügen wieder ausging, und dann sprach er verständig auf ihn ein. Nicht von Viktors Verlobung; aber er sprach davon, wie es wenigen Menschen vergönnt sei, die ersten Wünsche des jungen Herzens zu verwirklichen, wie diese auch selten dem Ernst des Lebens Stich hielten. Das Leben, das wirkliche Leben heile dann auch meist schnell genug so manche kleine Wunde, die es geschlagen. „Sie bleiben jetzt noch bei uns, Ferno, bis der Streik seinen Abschluß in der einen oder anderen Weise gefunden hat; ich möchte Sie nicht entbehren, ich bin Ihnen wirklich zu Dank verpflichtet für das, was Sie

für das Geschäft getan haben. Dann aber, ich will einmal sagen, im Frühjahr, dann gebe ich ihnen eine recht gute Empfehlung nach England mit und schicke Sie über den Kanal. Da kommen Sie in eine neue Welt, passen Sie einmal auf, wie das Leben dort drüben auf Sie wirken wird. Kopf hoch, Bogumil, seien Sie ein Mann —“

Und Bogumil kaute und kaute an seiner Zigarre, zündete mit immer neuem Stammeln der Entschuldigung ein Streichholz nach dem andern an und drückte immer aufs neue die Hand seines wohlwollenden Chefs: „Sie sind so gut, Herr Baumgart, ich bin so dankbar —“ und dann schluchzte er wieder leise auf, und die Zigarre ging wieder aus.

Endlich aber beruhigte er sich doch einigermaßen. Ja es spielte sogar ein trotziger Zug um seinen Mund, als er erwiderte: „Ach, sie liebt ihn gar nicht, wahrhaftig, Herr Baumgart, sie liebt ihn gar nicht, sie liebt nur sein Geld.

„Nun also, Ferno, wenn Sie das wissen, warum grämen

Sie sich? Dann wissen Sie doch auch, daß das Mädchen es gar nicht wert ist, daß sich ein ehrlicher Mann das Herz um sie schwer macht! Kopf hoch, Ferno! Kopf hoch!"

„Aber weh tut es doch, Herr Baumgart, sehr weh!"

„Glaub ich schon, Ferno! Die bitteren Medizinen sind aber nicht immer die schlechtesten, das können Sie mir auch glauben. Wozu hätte es auch führen sollen, Ferno — fragen Sie sich nur selbst —"

„Jawohl, Herr Baumgart, Sie haben ja gewiß recht, aber weh tut's doch, sehr weh," wiederholte der arme Kerl. Und damit ging er. Es saß doch tiefer bei ihm, als Max selbst zuerst geglaubt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Max eine halbe Stunde später die Treppe zu seinem Zimmer emporstieg, faßte ihn Male ab. Sie mußte auf ihn gewartet haben.

Die gute Alte sah possierlich genug aus, denn sie hatte sich bereits eines Teils ihres Tagesschmuckes entledigt, steckte in dem unförmlichen Kattunrock, in dem sie sich sonst höchstens vor Johann sehen ließ, und hatte eine riesige schneeweiße Mütze auf, unter der sich, zwei grauen Rattenschwänzen gleich, ihre dünnen Zöpfe hervorringelten. Sie war auch ein wenig verlegen und bat um Entschuldigung „von wegen —" wobei sie, anstatt den Satz zu Ende zu führen, eine gleitende Bewegung mit der rechten Hand über den Sack machte, in dem sie steckte. „Aber, junger Herr, ich hab keine Ruhe gehabt, ich konnte nicht schlafen. Und Johann hat auch gemeint, ich müßte nu endlich 'mal mit dem jungen Herrn reden. Und der Johann mag nu sein, wie er will, das Herz

hat er auf dem rechten Fleck. Das muß wahr sein, junger Herr."

Max nötigte die tugendhafte Jungfrau in sein Zimmer, und hier begann sie dann nach langen Vorreden und unter immer wiederholten Entschuldigungen mit einer schließlich doch recht energischen Philippika. Nicht viel anders, als damals, vor nun wohl zwanzig Jahren, da sie ihm eine große Standrede hielt, weil er der flotte Unterprimaner, erst um vier Uhr nachts nach Hause kam, heimlich auf Strümpfen die Treppe hinaufschleichend. Ganz wie damals sagte sie heute sogar einigemale in der Hitze des Gefechts „Herr Max," und ganz wie damals retirierte sie während der Auseinandersetzung stets zwei Schritte rückwärts, um diese dann in einem neuen Anlauf wieder zu gewinnen.

„Aber wo haben Sie denn man bloß Ihre Augen, junger Herr! Wo wir alle doch nu schon längst merken, daß es so nicht weiter gehen kann — ganz gewiß und wahrhaftig nicht. Mit unserer Magda, mit unserer gnädigen Frau nämlich, Herr Max. Aber nein — immer man bloß das Geschäft und was sie so die Strickerei nennen, und denn zu Hause einen Kuß und 'mal zu Vatern 'rein und 'mal zur alten gnädigen Frau und dann ‚gute Nacht.‘ Aber 'mal ordentlich ansehen — ist nicht!"

„Was wollen Sie eigentlich, Male? So kommen Sie doch endlich auf den Vorwurf, den Sie mir machen wollen — auf einen Vorwurf kommt's ja doch hinaus, das merke ich ja!"

„Du mein Gottchen, Herr Max, Sie brauchen auch nicht gleich so krötig zu sein, denn man ist doch für nichts und

wieder nichts nicht so an die dreißig Jahre im Hause gewesen. Gott bewahr' mich — ein Vorwurf soll's ja gar nicht sein. Aber das hält keine Geprüfte aus, keine aus'm Krankenhaus — immer um den Herrn Kommerzienrat, und dabei noch treppauf, treppab den ganzen Tag und die halben Nächte, wo jeder was will, und nu solch junges Frauchen! Gucken Sie sie nur 'mal ordentlich an, unsere junge gnädige Frau — zum Durchpusten ist sie geworden, das Herz muß einem weh tun. Und immer noch ein heiteres Gesicht, und wenn Sie kommen, nu erst gar! Aber wenn unsere liebe gnäd'ge Frau dann mit 'nemmale auf der Nase liegen wird, denn ist die Bescherung da. Und ob denn der olle Medizinalrat was Richtiges verschreiben wird, des hat doch auch noch seinen Haken! Und drum hab' ich mit Ihnen reden gewollt, junger Herr — in allem Respekt, denn daß ich oder Johann nicht immer gewußt hätten, was uns zukommt, das werden Sie nicht sagen! Ja — und nu können Sie ja mit der alten Male schimpfen, wenn Sie sonst wollen. Gute Nacht auch, junger Herr —!"

Baumgart dachte an alles andere eher, als der braven alten Person einen Vorwurf zu machen. Freilich, daß er von einem Dienstboten darauf aufmerksam gemacht werden mußte, daß seine Magda sich zuviel zumute, daß er selbst nicht rechtzeitig eingeschritten war, das schmerzte ihn. Aber wenn er die Villa betrat, dann hatte Magda stets ein heiteres Wort, ein freundliches Lächeln gehabt — das hatte ihn getäuscht —

„Alte Male, ich danke Ihnen!" sagte er endlich. „Sie haben ganz recht getan, daß Sie zu mir gekommen sind!"

Male war trotz ihres feierlichen „Gute Nacht, junger

Herr!“ ruhig stehen geblieben. Sie mußte also wohl noch etwas anderes auf dem Herzen haben. Und als er jetzt nachdenklich im Zimmer auf- und abschritt, da



fing sie denn auch wieder an: „Nu werden Sie wohl 'ne Pflegerin ins Haus nehmen — denk' ich mir, junger Herr! Allerhand Respekt vor den Barmherz'gen, aber unser Herr

Kommerzienrat ist doch nu, gottlob, wieder so weit, daß, denk' ich, 'ne richtige Pflegerin nicht zu uns zu kommen braucht. Denn was der Herr Papa ist, der mag doch nu 'mal keine, und wo er nich mag, da mag er nich. Johann meint auch, das wär nich von nöten, und ich hab' gedacht, junger Herr, wenn Sie vielleicht am Ende an unser Fräulein Ellen schreiben wollten —"

Ellen Gouvain! Daß er nicht früher darauf gekommen war. Die kleine, zutuliche, immer fröhliche Ellen mit ihrem praktischen Verstande und ihrem warmherzigen Wesen — ja, das war das Richtige!

Er wurde ordentlich froh gestimmt: „Male, das ist ein vortrefflicher Gedanke! Ich schreibe heute noch an Fräulein Gouvain! Und haben Sie nochmals Dank, Sie alte, gute, treue Person, die Sie sind!"

Male war sehr gerührt. Als sie draußen vor der Tür stand, sinnierte sie noch ein klein Weilchen für sich, und dann ging sie hinüber und klopfte an Johanns Kammertür. „Sind Sie noch wach, Johann?"

„Ja, wach bin ich noch, Male! Aber aufmachen kann ich nich — von wegen —"

„Is auch nich nötig, Johann! Ich wollte man bloß sagen: mit Herrn Max hab' ich 'n deutsches Wort geredt — und Fräulein Ellen kommt!"

Von drinnen klang es wie ein zustimmendes Brummen. „Schöneken, Male! Schöneken! Unsre junge Gnäd'ge hat's verdient, daß es heißt: Ablösung vor!" Und dann folgte ein ziemlich lautes Lachen.

„Einer aber wird sich 'mal freun — passen Sie bloß auf, Maleken, einer wird sich freun!“

Worauf Jungfrau Male auch ein weniges kicherte und sich dann in ihr Schlafgemach zurückzog, erfüllt von dem gerechten Bewußtsein, in mehr als einer Hinsicht gut und klug gehandelt und sich ihren Schlummer wohl verdient zu haben.

---

18. Kapitel.

An der Pforte zwischen dem Fabrikhofe und dem Garten standen der Kommerzienrat und Max im Gespräch mit Rastin. Der alte Herr war heute zum erstenmal seit langen Wochen im Geschäft gewesen, nur auf eine Stunde, denn der Arzt hatte ihm noch strenge Schonung anbefohlen. Als sie über den Hof schritten, war der Maschinenmeister gerade aus dem Kesselhause getreten, und der Senior hatte ihn zu sich herangewinkt.

„Ihnen muß ich auch noch ein Dankeswort sagen, Rastin! Mein Sohn hat mir berichtet, wie vortrefflich Sie sich in der schweren Zeit, die nun gottlob hinter uns liegt, bewährt haben. Es soll Ihnen unvergessen bleiben."

Rastin zog dankend sein Käppchen und murmelte etwas „von verd— Pflicht und Schuldigkeit!" Und dann reckte er sich in ganzer Höhe und fügte hinzu: „Aber nun müssen der Herr Kommerzienrat auch bald mal ins Maschinenhaus kommen. Das macht gesund, die neue hundertpferdige zu sehen, Herr Kommerzienrat, wie die arbeitet —"

Der alte Herr nickte lächelnd. „Will ich auch — kanns brauchen mit dem Gesundmachen. Nun, nach dem, was ich heute oben gesehen und gehört habe, werden wir die vermehrte

Leistungsfähigkeit der Maschine ja auch ausnützen können. Guten Morgen, Rastin!"

Vater und Sohn schritten langsam durch den Garten. „Es will Frühling werden," meinte der erstere, mit dem Stock, er ging noch am Stock und hielt sich weit gebückter denn früher — auf eine Rabatte weisend. „Da kommen schon die Krokusse heraus. Und Magda brachte mir heute einen ganzen Strauß Veilchen, die sie selbst gepflückt hatte. Deine liebe — unsere Magda!"



Er ging nicht auf die Villa zu, sondern tiefer in den Garten hinein, und jedes junge, grüne Blatt schien ihn mit Freude zu erfüllen. Immer wieder blieb er stehen und machte den Sohn bald auf dies, bald auf jenes aufmerksam, auf eine

Reihe Schneeglöckchen hier, die sich etwas verspätet hatten, als hätten sie auf ihn gewartet, auf ein paar buntblühender Primeln dort.

Dann stützte er sich plötzlich fester auf den Arm des Sohnes.

„Max, dir habe ich noch nicht einmal meine Anerkennung und meinen Dank ausgesprochen. Du hast tüchtig geschafft, das habe ich heute schon gesehen, und ich denke, wir sind über den Berg. Das ist dein Verdienst, mein lieber Junge!"

„Vorgestern sind die letzten Ausständigen wieder eingetreten, Papa, und ich habe auch die Empfindung, als sei alles so leidlich im richtigen Fahrwasser. Die Marinelieferung ist fast ganz zur Ablieferung gekommen, die Aufträge aus der Kundschaft laufen befriedigend ein —"

„Was ich vorhin oben an neuen Mustern sah, hat mir gut, sehr gut gefallen — ich kann mir denken, daß das Publikum da anbeißt. Und der Chemiker, den du engagiert hast, schlägt auch ein?"

„Es scheint, lieber Vater!" Max schöpfte tief Atem. „Die Hauptsache ist, daß du dich wieder wohl fühlst. Du solltest nicht so viel über geschäftliche Angelegenheiten sprechen, Papa —"

Der alte Herr schüttelte den Kopf, aber er lächelte dazu. „Das geht nun wohl einmal nicht anders, mein guter Max! Was man sein Lebelang geübt hat, das gibt man so leicht nicht auf." Er blieb stehen, löste seine Hand aus dem Arm des Sohnes und legte sie auf die Schulter: „Das mußt du dem alten Manne schon noch gestatten, mein Junge —"

„Aber, lieber Vater —!"

„Mein guter Max, mir ist in den letzten Wochen, während so mancher Stunde, die ich still auf meinem Bette lag, vielerlei durch den Kopf gegangen. Warum soll ich es nicht aussprechen — ich bin zu der Einsicht gelangt, daß ich manchen Fehler begangen habe, manchen Fehler, von denen aber der größte war, daß ich der jungen frischen Kraft im Geschäft nicht den nötigen Spielraum neben mir ließ!“ Ganz leicht wurde dem Senior das Eingeständnis nicht. Die Worte fielen schwer von seinen Lippen. Aber dann streckte er seinem Sohne herzlich die Rechte hin: „So — nun ist es heraus! Und da, mein Junge nimm meine Hand: es soll anders sein in Zukunft! Man mag so alt werden, wie man will, zum Lernen wird man nie zu alt!“ Plötzlich brach er ab und bückte sich: „Da sieh einmal, Max — wahrhaftig — ein paar Anemonen! Die muß ich Magda doch als Revanche heimbringen.“

Oben, im Mittelzimmer der Villa, saß die Kommerzienrätin, an dem einen Fenster und las in ihrem geliebten Redwitz. Oder genauer gesagt, sie hatte das Goldschnittbändchen vor sich, sah aber über die Blätter hinaus ins Freie, und dann und wann warf sie eine kleine Zwischenbemerkung zu Magda und Ellen Gouvain hinüber, die am anderen Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt waren.

„Also ihr habt heute die Vermählungsanzeige bekommen, Magda? Und aus Genua, sagtest Du? Natürlich der Ferno muß ja immer was besonderes haben. Als ob es nicht passend gewesen wäre, daß er hier vor dem Altar tritt?!“

Magda schüttelte den Kopf. „Nun, Muttchen, diesmal

hatte er doch noch einen eigenen Grund: der alte Ferno wollte nämlich durchaus nicht zur Hochzeit kommen, und da hat der Sohn wohl gedacht, daß des Vaters Fernbleiben auffallen könnte. Hier nämlich, wo jedes Kind Vater und Sohn kennt. Aber nun denke dir: vorgestern ist der alte Mann plötzlich anderen Sinnes geworden, hat sich von Max Rats erholt und ist abends nach Genua gefahren. Es wär' doch nun 'mal sein einziger Junge — der Viktor — da könnte er doch bei der Hochzeit nicht fehlen. Aber das hat er Max versichert: sein Vermögen bekommt eine Fernostiftung, und die Stiftungsurkunde will er aufsetzen, sobald er zurückkommt!"

„Er wird sich hüten, Kind! Von dem Gelde erhalten die Armen nicht einen Silberling. Dafür wird Frau Viktor schon sorgen — in der einen oder anderen Weise! Da kommen übrigens Papa und Max aus der Fabrik. Gott wie ich mich freue, wenn ich die beiden einträchtig neben einander sehe!" Sie lehnte sich ein wenig vor, wie um Vater und Sohn besser beobachten zu können. Aber dann seufzte sie doch wieder leise: „Wenn es nur immer so bliebe —"

Magda hatte sich erhoben und war neben die Mutter getreten. Sie streichelte ihr sanft die Wangen: „Sei unbesorgt, Mama — es bleibt!" sagte sie zuversichtlich.

„Ach, du liebe Vertrauensselige, du kennst die Männer noch immer nicht! Nichts als Sorge machen sie einem von Geburt an. Nun steckt wieder der Otto, der Hans Leichtfuß, im Examen, und ich fürchte, er hat gar kein besonderes gutes Gewissen, obwohl er eigentlich recht fleißig gearbeitet hat in den letzten Monaten. Aber er ist immer so niedergeschlagen gewesen, so trübetümplig, ganz anders wie sonst —"

Ellen Gouvain stand leise auf und verließ das Zimmer. Magda, die es wohl bemerkt hatte, lächelte vor sich hin.

„Im Schriftlichen behauptet er gut gearbeitet zu haben, der Otto!“ hub die Mutter wieder an. „Aber heute ist das Mündliche, und da sollen die Examinatoren besonders scharf mit denen sein, die schon mal durchplumpsten. Kind, schon wegen der ewigen Examen — ich sage dir, man wird als Mutter die Angst um die Jungens nicht los! Na, ich will dir aber doch wünschen, daß dein Erster ein Junge ist, und uns dazu —!“

Das rosige Antlitz der jungen Frau wurde von einer Glutwelle überströmt, aber sie zog sich einen niederen Sessel an den Stuhl der Mutter heran und drückte schweigend ihr Gesicht in deren Schoß.

„Gott, wie ich mich auf den Enkel freue, Magda!“ plauderte die alte Dame weiter, indem sie den Kopf des Schwiegertöchterchens sanft aufrichtete und ihr liebevoll in die Augen sah: „Unseren ersten Enkel! Übrigens, Kind — ich weiß nun so allmählich, du läßt dir nicht gern in deine Wirtschaft hineinreden, daß aber mußt du mir schon erlauben, daß ich für die Babyausstattung sorge. Und die Male hat gestern schon gesagt, als wir auf dem Boden herumkramten und zufällig an die Wiege von Max kamen! ‚Die kriegt aber unser Enkel doch auch, gnädige Frau?‘ Na, was sollte ich da nun antworten, Kind? ‚Ich denke doch, Male,‘ habe ich gesagt. ‚Nur neu aufpolieren müssen wir sie lassen‘ — die Wiege nämlich — ‚und zwar bald, Male —‘ hab' ich gesagt.“ Und die Kommerzienrätin kicherte leise und fröhlich, um dann

wieder plötzlich aufzustöhnen: „Ach der Otto — wenn man doch wenigstens erst wüßte, woran man wäre!“

Der Otto bog just zur selben Stunde um die Ecke und steuerte der Villa zu — in recht beschleunigtem Tempo.

Er hatte nicht gerade auf Rosen gelegen in der letzten Zeit, wenigstens waren die Rosen nicht ohne Dornen gewesen. Das kleine Moosröschen Ellen konnte nämlich recht stachlig sein. Sie machte dem armen Jungen die Versöhnung nicht leicht, obwohl es ihr wahrlich selbst schwer wurde, die gestrenge Hartherzige zu spielen. Denn im Innersten ihres Herzens hatte sie dem übermütigen Burschen ja nie recht gram sein können.

Aber er sollte klein werden, ganz klein, das hatte sie sich nun einmal vorgenommen, und sie führte es durch, ob auch ihr eigenes Herz dabei blutete. „Pädagogische Grundsätze!“ nannte sie das, und schwebte dabei von Tag zu Tag in namenloser Angst, daß Otto ihrer gestrengen Erziehungsmethode schließlich überdrüssig werden könne.

Nicht mit einem Worte war zwischen ihnen einer gewissen argen Begegnung auf der obersten Treppenstufe der Villa Erwähnung geschehen. Nur mit Blicken hatte er wieder und wieder um Vergebung gefleht, und nur ganz allmählich gewährte sie diese wortlos, bis er wieder Mut fand, ihre Hand ein wenig länger, als unbedingt notwendig, in der seinen zu halten.

Als er sein schriftliches Examen glücklich überstanden, hatte sie sich für verpflichtet gefühlt, in den neu aufkeimenden Übermut einige Tropfen bitterer Wermut zu gießen. Nun harrte sie selbst, zitternd und zagend, wie kaum bei ihrer

eigenen Prüfung, des Ausfalls des „mündlichen.“ Aus dem Wohnzimmer hatte sie sich hinweggestohlen und saß in ihrem Zimmerchen.

Da stürmte es plötzlich die Treppe hinauf, und dann pochte es ungestüm an die Türe. Sie mußte die Zähne zusammenbeißen, um möglichst kühl zu antworten: „Wer ist da!“

„Ich, Cousinchen — ich — Otto!“

Nun öffnete sie die Tür ein wenig und steckte das feine Liliputnäschen durch die Spalte. „So, bist du schon zurück?“ sagte sie, ganz gleichmütig scheinbar, indes ihr doch das Herz pochte, daß sie meinte, er müsse jeden einzelnen Schlag hören.

Da faßte er nach ihren Händen und zog Ellen zu sich auf die Türschwelle.

„Ellen, liebe Ellen, du bist die erste, die es erfahren soll. Ich habe mich hereingeschlichen wie ein Dieb, um dir zuerst die Nachricht zu bringen: ich habe ja bestanden! Respekt, Ellen, ich stehe auf der ersten Stufe zum Staatsminister!“

Es quoll in ihr heiß auf vor Freude und Glück. Aber sie entzog ihm doch die Hände und sagte ganz ernst: „Meinen Glückwunsch, Otto! Was werden sich die Eltern freuen!“

Jetzt konnte er sich nicht mehr beherrschen: „Ellen, liebste Ellen, und mir sagst du nicht mehr, wie ein förmliches: meinen Glückwunsch!? Du mußt doch wissen, wie es in mir gegärt hat in der ganzen langen Zeit, wie mich nur die Hoffnung, mich vor dir in ein besseres Licht zu setzen, zur Arbeit trieb, wie ich mich danach sehnte, aus deinem Munde ein anerkennendes, ein liebes Wort zu hören! Ellen, du kannst


R.ST.

mir ja nicht mehr böse sein? Liebe Ellen darf ich zu den Eltern gehen und ihnen sagen, daß wir uns lieb haben? Ellen — meine Ellen —"

Er breitete seine Arme aus.

Da lachte sie: „Du Sausewind — ja — ja — so will ich's denn riskieren!" und dann sank sie ihm an die Brust: „Otto, ich hab dich ja immer, immer lieb gehabt! So lieb — so lieb!"

Am Abend war's, um die Dämmerstunde.

Max und Magda waren von den Eltern heimgekommen, nach einem glücklichen Tage.

Der Diener wollte die Lampen im Arbeitszimmer anzünden, Max wehrte ihm. Ihm war so wohl im dämmrigen Zwielicht, er freute sich der letzten Sonnenstrahlen, die flimmernd über den großen Teppich in der Zimmermitte huschten, während die Ecken und Winkel schon völlig im Dunkel lagen.

Max nahm seiner Frau Hut und Mantel ab, und dann zog er sie mit sich zu dem Erker neben seinem Schreibtisch Dort war in der letzten Zeit, seit sie wieder daheim wohnten, Magdas Lieblingsplatz gewesen. Ihm nahe, wenn er bei der Arbeit saß über seinen Büchern und Zeichnungen seinen Berechnungen und Entwürfen.

Hand in Hand setzten sie sich nieder.

„Es war ein schöner, ein Glückstag heute, Magda!" begann er hochgestimmt. „Der Besuch des Vaters erst in der Fabrik, das Bewußtsein, daß sein Verhältnis zu mir nun ein dauernd gutes sein wird! Dann Ottos Verlobung! Ich bin so froh und so glücklich —!"

Magda sah sinnend vor sich hin. „Sie werden glücklich

werden mit einander," meinte sie dann. „Ellen paßt zu Otto mit ihrem heiteren Temperament und in ihrer Beständigkeit. Die kleine Pädagogin wird sich ihren Otto schon ziehen. Sie wird ihn halten, wenn er straucheln sollte, sie wird ihm stets der gute Kamerad sein, den er braucht!"

Max legte seinen Arm um ihre Schulter und zog sie an sich. „Nicht nur Otto," sagte er innig. „Wo wäre ich, wenn mir nicht auch solch ein guter treuer Kamerad geworden wäre?"

Nun schüttelte sie abwehrend das Haupt: „Ach du — du, Max! Das ist doch ganz etwas anderes. Du warst ein Mann, und Otto —"

„Lob mich nicht, Magda, ich schäme mich sonst!" lächelte er. Aber dann fuhr er ernster fort: „Nein, Magda, du darfst nicht so sprechen. Denn es ist nur zu wahr, ich war auf gleitendem Pfade, als du den Mann, als du Pflichtgefühl und Energie in mir wecktest, du guter Kamerad, du!"

„Max —" sagte sie leise.

„Aber doch ist das noch nicht das Höchste, was du an mir getan hast, Magda!" sprach er weiter. „Das Höchste war, daß der gute Kamerad und der treue Freund zugleich stets mein liebendes Weib blieb. Wer weiß? Den Freund hätte ich vielleicht zurückgewiesen in jener Seelenstimmung, in der ich mich befand. Dir aber wohnte eine Kraft inne, die über alle meine Schwäche und all meinen Trotz siegen mußte, weil es eben die Kraft der Liebe war. Wie danke ich dir je, meine Magda, was Du an mir getan hast?!"

Sie schloß seine Lippen mit einem Kuß. Und er meinte im Herzen ihre Stimme erklingen zu hören: „Du törichter

Mann, was fragst du? Läßt sich denn Liebe anders vergelten, als wieder durch Liebe?" — — — —



Nun war das Dunkel ganz herabgesunken. Aber in ihren Seelen war es licht. Und Max nahm die Hände seiner Frau fest in die seinen und sprach: „Du mein guter Kamerad — meine Magda — wie ich dich liebe, und wie glücklich ich bin!"

— Ende. —

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung, Jena

Ihr laßt den Armen schuldig werden

Roman von

Hanns von Zobeltitz

erzielte in kurzer Zeit bereits vier starke Auflagen

Preis geheftet 4 Mk., geb. 5 Mk.

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung, Jena

Hanns von Zobeltitz

illustrierte Romane

Inhalt:

Die Generalsgöhre ∴ ∴ ∴ Die ewige Braut Die Kronprinzenpassage ∴ Arbeit ∴ Senior und Junior ∴ Besiegter Stein ∴ Ein bedeutender Mann ∴ Die Erben ∴ Ihr laßt den Armen schuldig werden

In 10 starken Bänden
geh. à 2 Mk. 40 Pfg., eleg. gebd. à 3 Mk.

Mit über 650 Illustrationen erster Künstler

Jeder Band mit mehrfarbigem
Umschlag oder Einband ∴ ∴

Gediegene, fesselnde und unterhaltende

∴ **Familienlektüre** ∴

Hofbuchdruckerei Rudolstadt.

DEC 20 '61

ALDERMAN LIBRARY

The return of this book is due on the date indicated below

DUE	DUE

Usually books are lent out for two weeks, but there are exceptions and the borrower should note carefully the date stamped above. Fines are charged for over-due books at the rate of five cents a day; for reserved books there are special rates and regulations. Books must be presented at the desk if renewal is desired.

L-1—7672044



